Konkret

literatur

1982/1983 7 MARK

Peter Weiss, «Ästhetik des Widerstands»

Literatur des kleinsten Widerstands?

Zwischen Kulturimperialismus und neuer deutscher Welle

Mythologien, Märchen, Mütterlichkeit, Science Fiction und Phantasy: die Kellergeister schlagen zurück

Bedingt zurechnungsfähig: Schriftsteller für den Frieden

Der Jahrmarkt der kleinen Wahrheiten

Theater heute: forsches Gelispel und Stellungskämpfe

AUTOREN:
Hermann Peter Piwitt
Günter Herburger
Hermann Kant
Christel Dormagen
Gerd Fuchs
Walter Boehlich
Bernt Engelmann
Hermann L. Gremliza
Gisela Breitling
Hans-Christoph Buch
Yaak Karsunke
Paul Kersten
Michael Schneider
Klaus Stiller
Peter O. Chotjewitz
Jörg Sandkühler
Michael Scharang
Hans Heinz Holz
Volkmar Sigusch
Heinar Kipphardt
Martin Walser

in Literatur konkret 1982

Editorial

PAROLE AN DIE BEWOHNER GROSSER STÄDTE von Helmut Mader

Wenn schon Solidarität, dann auch bei Tisch von Gerd Fuchs

Bei dem dritten internationalen Schriftstellertreffen in Köln (Interlit) ging es um den Frieden. Genauer: um den Frieden der Weißen, um ihre Atomkriegsangst. Kriege, Hungersnöte und Seuchen der dritten Welt waren lästig

Wer will Aufsätze vom Butzemann? von Hermann Kant

Warum sein Verleger West eine andere Auswahl seiner Reden und Aufsätze als sein Verleger Ost wollte, warum es zwei deutsche Literaturen gibt, erläutert der Präsident des Schriftstellerverbandes der DDR

Dichtung und Prawda von Hermann L. Gremliza

Literaten treiben Weltpolitik, dreitausend Schriftsteller unterschreiben für den Frieden. Das ist schön von ihnen. Doch nach Lektüre der Reden, die sie in Berlin (Ost), Den Haag und Köln gehalten haben, sehnt man sich ordentlich nach der politischen Klarheit und sprachlichen Kraft von Verlautbarungen der Kriegsminister

Anschluß in Utrecht von Martin Walser

Jahrmarkt der kleinen Wahrheiten von Hermann Peter Piwitt

Das sozialdemokratische Versorgerprinzip »Kultur für alle« hat uns dichtende Didaktiker, den lyrischen Small-Mäc zum Thema »werdende Mütter, Frieden und andere Behinderte« - und die feuilletonistische Re-Inthronisierung des wahren Künstlers beschert

Lumpige 40000 »Daisys« von Norbert Klugmann

Auch die Wachstumsbranche Buchhandel hat es erwischt: Verlagspleiten en masse führen zu abstrusen Sparbeschlüssen wie »Raumtemperatur reduzieren«, »Neuregelung der Autorenanteile« und »der letzte macht das Licht aus«

Ästhetik des Widerstands – Leben aus dem Untergang von Klaus Herding

»Plötzlich versteht man das alles«, schreibt F. W. Haug und die zersplitterte Linke ist sich einig in ihrer Zustimmung zu einem »Jahrhundertwerk«. Die unerbittliche Ehrlichkeit von Peter Weiss wird bewundert - notwendige Voraussetzung, nicht aber Ziel oder Substanz dieses Werkes. Ohne die ethische Dimension ist allerdings weder die zunehmende Wirkung dieser »großen Konfession« zu erklären, noch kann der Inhalt verhandelt werden.Darum vorab, was mich an Peter Weiss besonders fasziniert hat: Erstens ist er gegen Konsens. Er trägt Konflikte aus. Ihm ist bewußt, daß die Aufforderung zum Konsens seit je der Verdeckung unterschiedlicher Standpunkte dient. Zweitens ist Peter Weiss gegen jede Art von Autorität (jedenfalls in diesem Werk), im Osten wie im Westen. Er stellt sich damit gegen willkürliche Festlegungen durch eine Partei, gegen Hierarchie. Wenn etwas Auszeichnung verdient, dann das Argument, der prüfende, skeptische, kritische Gedanke. Drittens: Weiss erkennt die Beschädigung des Menschen an; ihn würde es nicht stören, wenn ein Gesprächspartner einarmig oder trüben Sinnes wäre. Er sucht keine Einheit von Schön und Gut, schon gar nicht in der Kunst. Er mißtraut Leuten, von denen man sagt, mit ihnen könne man Pferde stehlen - selbst wenn es Genossen sind. Das Mißtrauen gegen alles »Urige« ist eine der hervorragendsten Qualitäten des Romans; Weiss gesteht damit ein, daß wir den Zivilisationsprozeß mit all seinen Folgeschäden nicht rückgängig machen können.

Im Schatten kleiner Talente von Hans Christoph Buch

Peter Weiss ist tot. Nur langsam fangen wir an zu ermessen, welcher Verlust uns betroffen hat. Peter Weiss blieb zeitlebens ein Fremder in den Doppelhaushälften der deutschen Literatur, ein später Gast.

Lenins Affe und verschiedenes von Michael Ben

Über die Teile des Problems und dieses selbst bei Peter Weiss, Harry Belafonte, Peter Hacks und ganz anderen: die prähistorische Aufgabe des Jahrhunderts

Freibeuter ist gealtert von Hans Heinz Holz

Ernst Jünger gilt als einer der großen Stilisten des 20. Jahrhunderts bei linken und rechten Literaten und Sprachwissenschaftlern. Eine Analyse seiner Werke zerstört diese Legende

Anstrengung beim Entstehen, Anstrengung beim Verstehen von Matthias Altenburg

Der Erleuchtung ist es egal von Christel Dormagen

Das ist der wahre Sinn des Lebens: Speisenauspendeln, Tischrücken, Schamanenseminare, Rastafari, Hexen und die Kabbala. Die ehemals politische Subkultur ist zum Sommerthema der westdeutschen Medien geworden

Gute Nacht, Arsad von Silke Hrubesch

Extraterristische Blumen, Utopie oder Space Opera von Heinrich Epskamp

Science Fiction ist Zeitvertreib, nicht mehr und nicht weniger. Das Konsumgut gestattet - bis auf wenige Ausnahmen - Identifikation oder Flucht

Spermy's Weg zum Bankdirektor von Sabine Rosenbladt

Kind- oder NichtKind ist keine Frage. Die Antwort kommt seit Jahren prima, prima aus Dänemark und ist so schlicht wie reaktionär: Während sich in der intakten Kleinfamilie alles um den hoffnungsvollen Sprößling dreht, wird andernorts die Kinderfrage »objektiviert«

Leiblose, Dulder, Zaghafte, Ausdrucksgehemmte, Flüchter von Volkmar Sigusch

Zu den seit Jahrzehnten vorhandenen über fünfzig durchformulierten Therapien erfinden Schauspieler, selbsternannte Heiler und Bioenergetiker unablässig neue. Der Psychoboom hat Konjunktur

Pädagogischer Eros & spröde Masse von Heiner Boehncke

Pädagogik-Literatur als Allheilmittel für bessere Verhältnisse meldet nach zehn Jahren Konkurs an: Der Staat beschäftigt sich mit Senioren- und Sterbepädagogik. Was gut geht ist Fluchtliteratur

Volksrohstoff für Bettnässer von Ingrid Klein

Hat Rotkäppchen nun mit dem Wolf, oder hat es nicht? Dealte Frau Holle mit LSD und helfen Märchen gegen Nägelkauen? Sind es biedermeierliche Textleichen oder Kunstwerke?

Die Wachtelwurst von Hermann Peter Piwitt

Graue Rauchmänner und endlose Geschichten von Heidi Mildner

Lehrer, Pastoren, Journalisten, Angestellte - alle lesen die Märchen von Michael Ende. Das »phantastische Fieber des Irrationalismus« erbost besonders linke Kritiker, die Ende in einem Atemzug mit Mythen, Märchen, Schamanen und Baghwan nennen

Theater im Kopf von Günter Herburger

Früher begann sein Tag mit dem Anstehen vor einer geschlossenen Theaterkasse. Heute will er schon noch einiges lesen, aber nicht mehr in geschlossenen Räumen betrachten

... dann bin ich erstklassig von Heinar Kipphardt

Was dem Unternehmer nützt, ist auch gut für den Arbeiter, oder: jedem nach seiner Leistung. Der Erfinder dieses Prinzips war der Amerikaner F.W. Taylor. Er hat dieses System vor knapp hundert Jahren an einem Roheisenverlader namens Schmidt erprobt

Lust am eisernen Fleisch: Ein neuer Maschinenkult von Horst Bredekamp

Unwiderruflich hat die Mikroelektronik das Prothesenzeitalter beendet. Während der künstliche Geist Schrecken verbreitet, wächst die Lust am Fetisch Maschine

Nach der Materialschlacht waren die Toten echt von Michael Schneider

Der Film als Apothese, der Künstler als Machiavellist und das Versagen der Deutschen Filmkritik

Eine Dame tut das nicht von Gabriele Kreis

Die Nationalsozialisten verbrannten ihre Erfolgsromane als »Strassenliteratur mit anti-deutscher Tendenz«. Die Bundesrepublik hat die Emigration als eine der letzten »wiederentdeckt«. Die deutsche Quittung für undeutsche Leichtigkeit? Am 5. Mai 1982 starb Irmgard Keun in Köln

Vom Mähdrescher lernen, dem Frisör auf die Schere schauen von Horst Tomayer

Der Sattlermeisters-Sohn und gelernte Schreiberling Tomayer verbürgt sich mit seinem gesamten Privatvermögen für den Erzähler-Erstling seines Frühsechziger-Kumpels, des Gärtner-Bubs und gelernten Schauspielers Franke

Die schwere Erträglichkeit des Lebens von Klaus Stiller

Wer ist »Lord Liszt«, der in Martin Walsers neuer Erzählung einen 120 Seiten langen Brief erhält? Heinrich Böll, Siegfried Lenz oder Günter Grass?

Kowalski, denk ich mir, kann jeder sein von Michael Scharang

Eine proletarische Geschichte, die viel hält, weil sie nichts verspricht. Unaufdringlich, unheroisch, aber ohne Einfachheitskult

ENTWICKLUNGSVORGANG von Erich Fried

Es flog ein Vogel... von Detlef Klein

Ein Rätselgedicht gliedert den neuen Roman von Helga M. Novak. Es ist der zweite Teil ihrer Biografie, ihres Lebens in der DDR

Kleist starb heiteren Gesichtsausdrucks von Karin Huffzky

Das Tagebuch der Henriette Vogel, die sich 1811 zusammen mit Heinrich von Kleist das Leben nahm, wurde 1982 geschrieben

Unsittlicher Fleiß von Gisela Breitling

Der Versuch, ein historisches Vakuum zu füllen, ist diese »Kunstgeschichte als Sozialgeschichte« über Malerinnen im 20. Jahrhundert.

Aufrührerische Gesänge von Renate Hücking

Lust, Wut, Kerker und Politik als Roman, Lyrik oder Dokumentation, das sind die Themen von vier lateinamerikanischen Schriftstellerinnen, deren Arbeit so unterschiedlich ist wie ihre Herkunft.

Sozusagen in aller Stille von Oskar Cöster

Aus dem erfolglosen Abgang vor dem drohenden Weltuntergang wird in Jurek Beckers erstem Westroman ein erträglicher Wechsel des Ressorts

Space-Hitsch-Hiker von Holger Behm
Arthur Dent hat Sorgen: Sein Haus soll einer Umgehungsstraße weichen. Er bekommt unerwartet galaktische Hilfe

Ein Svoboda gibt nicht auf von Jan-Philipp Sendker
Rezension

Die Rosen der Welt reichen nicht aus von Paul Kersten
Nach vierzig Jahren eine Dokumentation über das Massaker in dem böhmischen Dorf Lidice, von den Nazis als »Strafgericht in Böhmen« durchgeführt

Episoden in Fugentechnik von Yaak Karsunke
Der Widerstandskämpfer Günter Weisenborn war drei Jahre im Zuchthaus und hat dort sein »Memorial« geschrieben

SÄLE (ANATOMIE UND RECHT) von Heinar Kipphardt

SELBSTKRITIK von Erich Fried

... und gründeten ´ne Partei von Werner Heine
Nach sechs Jahren haben die Grünen es geschafft. Werden sie jetzt zur FDP der achtziger Jahre gemacht?

Ein Kaktus ist noch lange kein Joint von Peter O. Chotjewitz
Dieses Buch über die Radikale Partei Italiens (PR) ist ein Buch über zwanzig Jahre italienische Bürgerrechtsbewegung

Empfehlungen – Politik von Bernt Engelmann

Empfehlungen - Palästina von Jörg Lang

Empfehlungen - Politische Ökonomie von Rudolf Hickel

Empfehlungen - Ausländer von Hans Heinz Heldmann

Empfehlungen – Gewerkschaften und Arbeiterbewegung von Hans Jörg Sandkühler

Literatur-Konkret 1982, S. 4

Editorial

Es ist nicht das Jahr der Bestseller, es ist das Jahr der Pleiten. Die »Krise der Verlage« ist vom Feuilleton in die Bilanzen übergewechselt. Die Verleger sind ratlos. Wollten sie aus den Produkten, mit denen sie im letzten Jahrzehnt den Markt überschwemmt haben und die sich auf etwa eine Million Titel addieren, erfahren, warum ihnen dies nun geschieht und von wem, so würden sie viele vergebliche Griffe tun. Was sie da aufs Publikum losgelassen haben, ist nicht von einer Art, die geeignet wäre, ihnen die allgemeinen und besonderen Gründe der (absehbaren) Misere begreifbar zu machen.

Etwa diesen: Daß Buchfabrikanten, die sich nur noch an Umsatz-, Marketing- und Lagerhaltungsgesetzen von Süßwarenkonzernen orientieren, schließlich auch die Bonbon-Baisse mitmachen müssen. Und ihre Sparprogramme: »Raumtemperatur senken« und »der Letzte macht das Licht aus«.

Also immer mehr Mystizismus, Phantasy und Willy (»Hallo«) Breinholst, den fröhlichen Dänen, dessen 17. Buch zur heilen Welt der Kleinfamilie etwa 1987 sein 16. als Spitzenreiter der »Spiegel«-Hitparade ablösen wird; also noch mehr »Zielgruppen-Literatur« - jedem Kleingartenverein, jeder Lyrikwerkstatt, jeder Stadtteil-, Behinderten- und Stillgruppe ihr Buch; also noch mehr Psycho, Ethno und Spirito.

Was bleibt jenseits der Spekulation auf baisse? *Verlegerisch* der überraschend konsequente Entschluß des Siegfried Unseld, in seinem Suhrkamp Verlag überhaupt nichts Neues erscheinen zu lassen. *Literarisch* die Besinnung auf das wenige Große, das die siebziger Jahre hinterlassen haben.

Vor allem auf: Peter Weiss. Sein früher Tod verklärte die Nachrufe auf sein »Jahrhundertwerk«, doch Bewunderung für die Ehrlichkeit des Dichters ist ein schlechter Ersatz für das Lernen an seiner »Ästhetik des Widerstands«. Die drei Beiträge über Peter Weiss (von Klaus Herding, Hans Christoph Buch und Michael Ben) sind deshalb der Schwerpunkt von *Literatur konkret* 82.

Literatur-Konkret 1982, S. 4

Helmut Mader

PAROLE AN DIE BEWOHNER GROSSER STÄDTE

Werft die letzten Bäume hinaus
und schließt die Parks mit den Springbrunnen.
Gegen das offene Land
errichtet eine Mauer.
Nichts soll bleiben als diese Stahl- und Betonkon-
struktionen. Die Leuchtreklamen
und der Himmel ohne Gestirne.
Das ist die kahle Begegnung
zwischen Mensch und Gott;
in dem lärmenden Kreuz
zweier Straßen.
Irgendwo liegt eine Handgranate bereit.

Literatur-Konkret 1982, S. 7

Gerd Fuchs

Wenn schon Solidarität, dann auch bei Tisch

Bei dem dritten internationalen Schriftstellertreffen in Köln (Interlit) ging es um den Frieden. Genauer: um den Frieden der Weißen, um ihre Atomkriegsangst. Kriege, Hungersnöte und Seuchen der dritten Welt waren lästig

WAS KÖNNTE EINER DER Schriftsteller gedacht haben, die da im Juni aus Afrika, Asien, Arabien oder Lateinamerika zum Interlit nach Köln aufbrachen? Könnte er gedacht haben, diese quadrados, diese Westdeutschen sacken unser Kupfer, unser Gold, unsere Früchte für Spottpreise ein, sie lassen sich bei uns ihre Kleider für Hungerlöhne nähen und ihre Fernseher für Gotteslohn bauen, ihre Regierung ist seit dreißig Jahren an der Seite unserer schlimmsten Unterdrücker zu finden, ob sie nun Reagan, Botha oder Duvalier heißen, und jetzt spielen sie sich auch noch als Friedensengel auf, machen sich einen weißen Fuß vor der Welt, und wir müssen zu ihnen fahren und gute Miene zu dem Spiel machen, und unsere Länder bluten sich weiß?

Könnte er beim Anblick der Schaufenster in Köln gedacht haben, soll Friede sein, damit die in Ruhe so weitermachen können? Könnte er gedacht haben, daß die amerikanischen Mittelstreckenraketen nur der konsequenteste Ausdruck einer Sache sind, die uns in anderer Form Liebesblicke aus dem Schaufenster zuwirft? Könnte er, als er uns sah, gedacht haben, wie vereinbaren die das, gegen diese Raketen zu sein und gleichzeitig für diese Schaufenster?

Für Verblüffung und erhebliche Frustration sorgte ein libanesischer Delegierter, als er meinte, unsere Ängste betreffs eines atomaren Weltkriegs seien sicher berechtigt, aber die Menschen seiner Region und der gesamten dritten Welt hätten andere Sorgen - Krieg, zum Beispiel, Seuchen, Hunger. Ihm sekundierte ein Kollege aus der Sahel-Zone. Wenn nicht sofort etwas geschähe, explodierte in Afrika das, was man die zweite Atombombe nenne, verhungerten mindestens ebenso viele Menschen wie bei einem Atomschlag in Europa umkämen. Ngugi wa Thiong'o aus Kenia brachte es schließlich auf den Begriff: Get off our backs. Geht endlich von unserem Rücken herunter, ihr Weißen.

Aber wäre ihnen geholfen, wenn unsere Schaufenster leer, wenn alle gleichmäßig arm wären? Was ist Reichtum? Doch erst in zweiter Linie der Inhalt dieser Schaufenster. Er ist vor allem das, was man nicht ausstellen, nicht sehen kann. Er ist das, was sich in den Menschen dieses Landes an Wissen, Fähigkeiten und Erfahrungen über die Jahrhunderte hinweg angesammelt hat, und was auch die Bombenteppiche der alliierten Luftflotten während des zweiten Weltkriegs nicht auszulöschen vermochten.

Könnten aber diese angesammelten Produktivkräfte - eine radikale Änderung der Entwicklungshilfepolitik der Bundesregierung einmal vorausgesetzt - so ohne weiteres zur Hilfe für die dritte Welt eingesetzt werden? Ist ihnen, die sich bisher immer nur der Ausbeutung verdanken, sowohl des größten Teils des eigenen Volkes wie auch der fremder Völker, Ausbeutung nicht immanent, einprogrammiert derart, daß sie nur noch als angeblich klassen- und wertneutraler Sachzwang, als Logik von Produktionsprozessen und Fertigungsmethoden erscheint?

So hätte denn Hans Magnus Enzensberger recht gehabt, als er im ersten Heft von »Transatlantik« seinerzeit einen neuen Eurozentrismus konstatierte, feststellend, daß mit dem unerläßlichen Import von Maschinen und Technologie die Länder der dritten Welt notwendigerweise auch die Arbeits- und Lebensweise ihrer Hersteller importieren, damit unausweichlich dem Schicksal verfallend, ihre europäischen Meister immer sklavischer kopieren zu müssen? Womit vorprogrammiert wäre, was in Köln beim Interlit dann als die dritte Atombombe bezeichnet wurde, die Auslöschung der kulturellen Identität aller nicht-weißen, aller nicht-kapitalistischen Völker? Kein neuer Gedanke. Seit Jahrzehnten wird er gegen die sozialistischen Länder vorgebracht. Wie auch das Gegenargument nicht neu ist: Als ob die Maschine, dieses Stück Metall, schuld wäre daran, daß der Arbeiter nur noch sein ohnmächtiges Anhängsel ist, und nicht der Unternehmer dafür verantwortlich zu machen wäre, daß er den Ingenieur zwang, sie so zu entwerfen. Als ob menschliche Arbeit nicht auch anders als zur Erzielung von Profit organisiert werden könnte. Merkwürdig, daß die Phantasie unserer Linken in dieser Frage über die Propagierung von Windkraftwerken und Sonnenkollektoren aus abgewrackten Autoscheinwerfern nicht hinauskommt.

Was heißt eigentlich Solidarität mit den Völkern der dritten Welt, habe ich mich gefragt, als ich in Köln meine westdeutschen Kollegen die Forderungen ihrer afrikanischen frenetisch beklatschen sah.

Ein Bekannter, Nigerianer, Facharzt für Chirurgie mit Zusatzausbildung in Unfallchirurgie, zuletzt Leiter der Krebsstation eines Hamburger Krankenhauses, fünfzehn Jahre in der Bundesrepublik, kehrte vor zwei Jahren in seine Heimat zurück, wo es für die Masse der Bevölkerung bekanntlich nahezu keine medizinische Versorgung gibt. Machte er sich daran, diesen Zustand verändern zu helfen? Er kaufte statt dessen die ausgediente Abfüllanlage eines Pinneberger Betriebes und installierte in Lagos eine Sc nap n . as hier als Saurer Paul (Korn + Apfelsaft) bekannt und gefürchtet ist, verhökert er dort, bei 40 Grad im Schatten, als Apple Kiss. Als ich vorschlug, doch neben seiner Schnapsfabrik praktischerweise gleich auch eine Entzugsanstalt zu bauen, meinte er, einen Entzug könne dort niemand bezahlen, so wie eine ärztliche Behandlung nur

für ein paar tausend Leute erschwinglich sei. Es habe also gar keinen Sinn, dort praktizieren zu wollen, zumal er schließlich in spätestens zwei Jahren Millionär sein wolle.

Was heißt also Solidarität mit den Völkern der dritten Welt? Zu fordern, daß die Bundesregierung den Etat des Entwicklungshilfeministeriums immer weiter erhöht, damit die Schnapsfabrikanten der dritten Welt einen weiteren Mercedes zur Bestechung ihres zuständigen Ministers kaufen können oder einen weiteren Flügel, um seine Gattin zu erfreuen, wie geschehen bei meinem Chirurgen?

Oder - im Gegensatz zur Politik der Bundesregierung - alle Länder und Bewegungen der dritten Welt zu unterstützen, die den Schnapshändlern das Handwerk zu legen versuchen?

Nun hat aber der größte Teil unserer Linken zu den Befreiungsbewegungen der dritten Welt ein ähnlich delikates Verhältnis wie eine Direktorsgattin zu den Schaufenstern, wenn sie shopping geht; es ist ihr nichts gut genug. Enzensberger auf Kuba - seitdem ist die kubanische Revolution für diesen Teil der Linken erledigt. Die Vietnamesen werfen die Amerikaner aus ihrem Land - seitdem fallen ihnen zu Vietnam nur noch boat people und Umerziehungslager für Nutten ein. Portugal? Vergessen. Angola? Langweilig. Iran? Khomeini ein toter Hund.

Aber man muß ja gar nicht so weit fahren. Im August-Heft von KONKRET berichteten Sabine Bredy und die Fotografin Ilse Ruppert, wie sie Punker in Ost-Berlin suchten. »Auf der Schönauer Allee trauen wir unseren Augen kaum. In einer Telefonzelle steht ein borstiger Junge, in Lederjacke, Armyhose. Ganz wie zu Haus. Daneben steht ein Polizist, ganz wie zu Haus. Wir springen begeistert aus dem Auto ... «

Aufgebrochen waren sie angeblich, »um sich dort ein Bild von der DDR-Jugendkultur zu machen«. Gesehen hatten sie allerdings nur, was eh schon in ihrem Kopf, was wie zu Haus war. Nicht einmal schattenhaft kommt ihnen die Frage, ob die Aufmachung, die in diesem Land möglicherweise Ausdruck für bestimmte gesellschaftliche Sachverhalte ist, bei den gutgenährten, schweinchenrosa Bubis aus Ost-Berlin eine Grundlage hat, und wenn nein, was für eine Sorte Blödheit vorliegt, wenn sie sich trotzdem wie Punker kostümieren.

Wahrnehmung anderer Kulturen, Völker, Gesellschaften nach dem Prinzip: Gibt es Bier auf Hawai oder nicht? Sind die auch schon so kaputt wie wir? Die Bankrotteure als Buchprüfer. Kulturimperialismus feuilletonistisch.

Für Klarheit sorgt endgültig die Bild-Legende auf Seite 82: »Wer nicht arbeiten will, muß mit Strafe rechnen: Punks in der DDR haben es nicht leicht ... « - Man soll also ein Recht haben dürfen, auf Kosten anderer zu leben. Das findet die Bourgeoisie aller Länder schon lange, und der Gedanke scheint auch ihren schreibenden Kindern ganz natürlich zu sein. Unterdrückung von Meinungsfreiheit, Zensur, darf ein bestimmter Aufnäher getragen werden oder nicht - brennend interessante Themen für sie.

Aber ob Arbeit für alle da ist, ob möglicherweise jeder ein Recht auf Arbeit hat - langweilig. Sie sind Touristen nicht nur im Ausland. Sie sind ja Fremde im eigenen Land, fremd gegenüber der Mehrheit, den »kleinen Leuten«. Würde man sie auf eine Gewerkschaftsveranstaltung schicken, sie glaubten in einer anderen Welt zu sein und machen sich lustig über die Knoten. In jedem Fall haben sie nichts verstanden. Vor allem: Sie werden nichts respektieren, was nicht wie ihresgleichen aussieht.

Alle Revolutionen und Befreiungsbewegungen haben es aber an sich, daß sie von eben diesen kleinen, ungebildeten, uninteressanten Leuten mit ihren kleinen, uninteressanten Problemen wie Arbeit, Kleidung, Wohnen, Schulbildung gemacht und durchgekämpft werden. Und es hängt nur davon ab, wie schnell unsere reisenden Linken das merken, damit sie das Interesse verlieren. Es geht meistens sehr schnell.

Nach dem Kölner Interlit, als die Verblüffung über das vergleichsweise mäßige Interesse der dritten Welt an unseren Atomkriegsängsten sich gelegt hatte, kam der Vorschlag, künftige Friedenstreffen auf Europa und Nordamerika zu begrenzen. Wie bei Enzensberger waren die Afrikaner, Asiaten oder Lateinamerikaner plötzlich nicht mehr auf der Rechnung. Wieder einmal der weiße Mann als Atlas, auf dessen Schultern das Gewicht der Welt lastet. Früher, in unbefangeneren kolonialen Zeiten hieß es: The White Man's Burden. Ich hoffe, da hat die Zecke die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Wenn die Friedensbewegung in Westeuropa und USA die atomare Kataßtrophe verhindern will, wird sie ohne die Solidarität der dritten Welt, vor allem aber ohne die Solidarität ihrer Befreiungsbewegungen nicht auskommen. Denn nur sie garantieren, daß die internationalen Monopole langfristig von ihren Ausbeutungsquellen abgeschnitten werden, aus denen die Rüstungsprogramme der USA und ihrer Verbündeten finanziert werden. Es wird aber der auf keine Solidarität hoffen können, der zwar gegen den Wahnwitz der Raketenrüstung um Hilfe schreit, aber nichts gegen den Wahnwitz tut, der in unseren Schaufenstern tobt.

Wenn schon Solidarität, dann auch bei Tisch. Sonst können wir noch so viele Interlits veranstalten.

Literatur-Konkret 1982, S. 9

Hermann Kant

Wer will Aufsätze vom Butzemann?

Warum sein Verleger West eine andere Auswahl seiner Reden und Aufsätze als sein Verleger Ost wollte, warum es zwei deutsche Literaturen gibt, erläutert der Präsident des Schriftstellerverbandes der DDR

NEUERDINGS WIRD JA wieder bestritten, was eine Weile schon ausgemacht schien, daß nämlich die Literatur der Bundesrepublik Deutschland und die der Deutschen Demokratischen Republik zwei in ihrem Charakter unterschiedliche Literaturen seien. In dem hier vorgelegten Bändchen darf man getrost einen Beitrag zu diesem Streit erblicken.

Nicht so sehr der Meinung wegen, denn das Vorkommen von Ansichten belegt noch nicht, daß sie für mehr als einen Autor stehen . Aber indem man es nun mit einer Auswahl aus einer Auswahl zu tun hat und indem sich die eine von der anderen so unterscheidet, wie und weil sich Publikum, Leserhaltungen, gesellschaftlicher Platz und Selbstverständnis der Literatur in der BRD einerseits und in der DDR andererseits voneinander unterscheiden, scheint mir die These von den zwei Literaturen Unterstützung zu erfahren.

Damit wir uns recht verstehen: Die vorgelegte Auswahl hat meine Zustimmung, sie ist nur nicht meine. Meine Auswahl habe ich für den Band »Zu den Unterlagen« getroffen, der in Berlin und Weimar, DDR, erschienen ist - das nicht nur im Titel verkürzte Bändchen »Unterlagen« aus Darmstadt und Neuwied, BRD, antwortet in seiner Zusammenstellung bundesrepublikanischen Verhältnissen. Sein Verleger hat mir die Umstände, unter denen er Bücher macht, und die Zustände, denen er in mancher Hinsicht Rechnung tragen muß, überzeugend dargetan, und siehe nun weiß ich, Bücher leben anders hier als dort, die literarischen Verhältnisse sind andere je nach dem, und in den Verhältnissen wachsen wohl auch andere Literaturen.

Freilich, die hier versammelten Stücke sind publizistische Arbeiten und manche haben mit Literatur nur insoweit zu tun, als sie von der handeln. Sagen wir, es sind literarisch-publizistische Grenzfälle. Literarzistik?

An diesen Arbeiten oder besser: an den zwei verschiedenen Sammlungen von ihnen werden aber Unterschiede deutlich, die nicht ohne Wirkung auf Literatur bleiben können. Vielleicht ändert die sich von ihren Rändern her? Sie ändert sich jedenfalls.

Mein Verleger, der in Darmstadt und Neuwied Bücher macht, hat völlig recht, wenn er fürchtet, Reden und Aufsätze von Kant nicht so loszuwerden, wie er Romane und Erzählungen von Kant loszuwerden scheint. Auch hierin unterscheidet er sich von meinem Verleger, der in Berlin und Weimar Bücher macht. In der DDR gibt es mich als Erzähler *und* dann gibt es mich als so eine Art Butzemann. Die Erzählungen läßt man sich gefallen, aber wer will schon Aufsätze vom Butzemann?

Mein Darmstädter Verleger hat recht: Ich werde in seinem Lande gar anders gehandelt als in meinem. In meinem erzähle ich des Landes Geschichten, in seinem erzähle ich Geschichten aus einem anderen Land. Das macht mich weder hier noch dort besser oder schlechter, es bringt mich nur auf verschiedene Plätze. Hier bin ich ein Autor von drüben.

Man liest mich nicht wie einen Afrikaner oder Isländer, aber wie einen vorn Rhein oder aus dem Odenwald liest man mich auch nicht. An den Verhältnissen, die ich schildere, befremdet nicht zuletzt, daß sie deutsche Namen tragen. Lesen kann man mich, weil ich von den befremdlichen Verhältnissen in immerhin vertrautem Deutsch erzähle. Das gilt, soweit ich erzähle.

In der Publizistik hingegen läßt das Deutsch zwar nicht nach (so hoffe ich jedenfalls), aber die Verhältnisse nehmen zu. Politisches wird deutlicher und unverständlicher zugleich. Wie wir uns über Geschichten einigen konnten, entzweien wir uns über Geschichte. Was sollte daran verwunderlich sein?

Mir ist nicht verwunderlich, daß Luchterhand längst nicht alles wollte, was Aufbau liebend gerne wollte. Die Texte dieser beiden Verlage geraten an und in sehr verschiedene Kontexte. Der Verleger in der einen Republik hat es mit anderen vorherrschenden Gesinnungen zu tun als der andere Verleger in der anderen Republik. Beide müssen zwar rechnen, aber jeder hat mit anderen Erwartungen zu rechnen, anderen Vorlieben und Abneigungen, anderen Wünschen und auch schon anderen Traditionen.

Letzteres zu verdeutlichen, teile ich mit, daß die beiden Artikel über Ludwig Renn und Willi Bredel erst spät in die Luchterhand-Ausgabe aufgenommen wurden. Grund des Zögerns: Bredel und Renn seien hier nicht, was sie in der DDR-Literatur tatsächlich sind, nämlich Säulenapostel, Autoritäten der Urgemeinde.

In diesen Fällen haben wir dann doch Aufnahme verabredet, und in anderen ist es nicht dazu gekommen. Luchterhand bringt, was ich über Seghers, Hermlin und Christa Wolf geschrieben habe, weil die hier wie dort in - vergleichbarem? - Ansehen stehen, aber Luchterhand bringt nicht, was ich über Erwin Strittmatter, Eva Strittmatter und Ruth Werner schrieb. Diese drei Autoren, von einander unterschieden, wie Literatur nur sein kann, haben in der DDR (und in anderen Ländern) etwas, das ich nur deshalb nicht Gemeinden nenne, weil es so riesig ist - in der BRD genießen sie vorerst nur die

Hochachtung von Kennern. - Wie weit aber ist es wohl von zwei gesellschaftlichen Reaktionen auf jeweils ein Stück Literatur bis zu zwei Literaturen? Vielleicht sollte ich an dieser Stelle sagen, was ich schon immer einmal sagen wollte, wenn von den Unterschieden zwischen dem in der DDR und dem in der BRD Geschriebenen die mehr oder minder aufgeregte Rede war: Der Streitgegenstand ist nicht von der Art, daß ich mein Leben seinetwegen ließe. Von mir aus brauchte Literatur keine nationalen Adjektive, jedoch hat sie die; sie hat sie ohne mein Zutun, ohne unser Zutun.

Der Eifer scheint mir bei jenen zu sein, die das bestreiten. Oder doch bestreiten, daß die in der DDR entstehenden Geschichten, Gedichte und Stücke in ihrer Summe längst etwas Eigenes haben und in Zustimmung oder Widerspruch die Zeichen ihrer Herkunft tragen. So schwierig es manchmal sein mag, im Belletristischen diese Zeichen zu lesen, so einfach macht es einem die Publizistik da. Wie die eine aber nicht abgesperrt ist von dem anderen, so ist auch der Wandel nicht nur des anderen Teil.

Hermann Kant, Vorwort zu: »Unterlagen zu Literatur und Politik«, Sammlung Luchterhand, ca. 11,80 Mark (erscheint im November 1982)

Literatur-Konkret 1982, S. 11

Hermann L. Gremliza

Dichtung und Prawda

Literaten treiben Weltpolitik, dreitausend Schriftsteller unterschreiben für den Frieden. Das ist schön von ihnen. Doch nach Lektüre der Reden, die sie in Berlin (Ost), Den Haag und Köln gehalten haben, sehnt man sich ordentlich nach der politischen Klarheit und sprachlichen Kraft von Verlautbarungen der Kriegsminister

AUF DIESER WELT GIBT ES 50 000 Atomsprengköpfe und drei Möglichkeiten: Die Sowjetunion besitzt oder erstrebt eine Überlegenheit ihres nuklearen Potentials, um den Rest der Welt durch Einsatz von oder Drohung mit militärischer Gewalt ihrer Herrschaft zu unterwerfen; oder die USA besitzen oder erstreben diese Überlegenheit, zum gleichen Zweck; oder beide wissen nicht, was sie tun *

Für die erste Annahme spricht die Propaganda des Pentagon und der angeschlossenen Agenturen; für die zweite sprechen die Fakten; auf die dritte haben sich die Schriftsteller geeinigt. Davon, daß man nicht weiß was man tut, verstehen sie was.

Begonnen hat das Unglück bei einem Treffen im bayerischen Aying. Der Vorsitzende des Verbandes deutscher Schriftsteller (VS), Bernt Engelmann, und der Präsident des Schriftstellerverbands der DDR, Hermann Kant, einigten sich auf einen Appell zum Frieden, der so gefaßt war, daß ihn in den folgenden Wochen dreitausend Autoren aus West und Ost unterschreiben wollten. Die »beispiellose Breite des Spektrums« (Engelmann) reichte von Degenhardt über Heym, Sarah Kirsch, Böll, Kempowski, Simmel und Grass bis zu Golo Mann. Alle, der Wahlwerber von Strauß, der katholische Sozialdemokrat, der sozialistische Dissident, der parteiliche Kommunist, wünschten sich weniger Rüstung und mehr Frieden. Schade, daß der Papst kein Schriftsteller ist, er hätte auch gern unterschrieben. Willy Brandt, der auf dem Münchner Parteitag gerade noch den Nachrüstungsbeschluß der NATO verteidigt hatte, ist Schriftsteller, seine Unterschrift fehlt nicht.

Kant und Brandt unter einem Aufruf - das mußte die Bündnis-Freaks der kommunistischen Parteien berauschen. Was schadete es schon, daß sich die beiden über nichts einig waren als über den Text dieses Appels, also darüber, daß man keinen Atomkrieg wünsche, also über nichts, was sich nicht jeder wünscht, also über nichts.

Auftritt: Stephan Hermlin. In einem Brief an Martin Gregor-Dellin lud der DDR-Schriftsteller und Freund des Staatsratsvorsitzenden zu einer »Begegnung« von friedenswilligen Autoren aus der Bundesrepublik und der DDR nach Berlin (Ost) ein: »Die Verfinsterung der militärischen und politischen Situation drängt mich...«(zu einer Diktion, die den Briefband zu den Gesammelten Werken vor Augen hat), denn »Mißtrauen hat uns dahin gebracht, wo wir heute stehen«. Dieser mißtrauische Reagan, dieser mißtrauische Breshnew! SS 20, Pershing 11, die Studie »Victory is possible«, die Pläne zum begrenzten europäischen Atomkrieg - so viel Mißtrauen!

Der Ton war angeschlagen. Naturgewalten und anderes Schicksal pochen an die Pforten, es ist Begegnungs- und Erleuchtungszeit. Zeit für Menschen wie Robert Jungk. Was die versammelten Schriftsteller nun entwickeln müßten, »wäre humanistische Phantasie, Menschlichkeit. Menschlichkeit steckt nicht in Zahlen und Statistiken und Aufrechnungen.... Menschlichkeit bedeutet Zärtlichkeit, bedeutet die Beobachtung des Gesichts der Menschen,... Schicksal der Menschen ... diese Menschen aus Fleisch und Blut ... sollte der Mensch, sollten die Menschen ... Begegnung mit durchschnittlichen Menschen ... diese Menschen ... ein Ja zum Menschen ... ich meine die Menschen aus Fleisch und Blut und (da *war doch noch was? richtig:)* Knochen ... diese Menschen«. Zeit für Menschen wie Günter Grass: »Auf vielfältige Weise sind wir Menschen bemüht, die Grundlage unserer Existenz zu zerstören ... Wir beuten aber nicht nur die Natur aus ... Wir sind nicht nur bis an die Zähne bewaffnet und fähig, uns selbst zu vernichten ... «

Ich weiß ja nicht , welche Raketen Grass in seinem Keller hat, aber: ich nicht! Ich bin nicht bemüht, nicht bewaffnet und nicht fähig. So lustig ist die Schriftstellerei: Weil sie zu bequem oder zu feige sind, Zahlen, Statistiken und Aufrechnungen zu prüfen, Interessen zu analysieren, die konkrete Wahrheit zu suchen, flüchten sie sich in eine afterexpressionistische Oh Mensch!-lichkeit, in eine Welt der Opfer, die keine Täter kennt.

Da treten sie vor und machen Weitpolitik - und fallen, wo es um gesellschaftliches Begreifen geht, hinter Goethes Liebeslyrik zurück. In den ersten Weltkrieg sind sie wenigstens erst nachträglich *hineingeschlid*dert, zu seinem Beginn wußten die vaterländischen Schriftsteller noch, wer damit was wollte. Für den Dritten Weltkrieg machen sie schon vorab das Schicksal verantwortlich. Grass über Abschreckung: »Dieses System hat die Großmächte zum permanenten Rüstungswettlauf verleitet.« Die Armen! »Das mittlerweile aufgehäufte Rüstungspotential könnte die Menschheit mehrmals ausrotten.« Wer fällt dem Potential in den Arm? Oder - leider - Heinar Kipphardt: »Jetzt sehen wir, daß dieses Gleichgewicht unsere ganze Zivilisation vernichten kann.« Ein Stück nach links, der Waagscheißer! Oder - leider, leider - Christa Wolf: »Diese Raketen und Bomben sind ja entstanden als genauester und deutlichster Ausdruck des

Entfremdungssyndroms der Industriegesellschaften.« Um den Sinnspruch auf unserem Grabstein brauchen wir uns nun nicht mehr zu sorgen.

Und Bernt Engelmann ist auch noch stolz »auf die beiderseitige Bereitschaft zum Verzicht auf Schuldzuweisungen, auf Vorwürfe, auf Betonung der Gegensätze«, stolz darauf, daß das Allerbeste an Schriftstellern, was wir haben, nicht einmal wissen will, wer die Schuldigen, die Autoren des atomaren Kriegs sein werden. Statt dessen gibt es »glücklicherweise noch Utopien, und für Utopien fühlen wir uns zuständig«. So weit kann man Begriffe herunterbringen: Utopie, vormals der Entwurf einer besseren Welt aus dem Material der Wirklichkeit, wird jetzt als die Kunst definiert, sich was Schönes auszumalen.

Die Wahrnehmung der Wirklichkeit wird kollektiv verweigert. Kommt es denn darauf an, wer vorrüstet, wer - seit Hiroshima und Nagasaki - jede Massenvernichtungswaffe zuerst besaß? Für Grass gewiß nicht: »Noch beharrt die Politik der Großmächte auf Vorrüstung und Nachrüstung ... « Und für Kipphardt? »In bestimmter Hinsicht kann man dieser schrecklichen amerikanischen Administration Reagan-Haig-Weinberger dankbar sein, daß sie, jede Woche mit neuen schrecklichen Parolen aufwartend, uns deutlich gemacht hat: Der Frieden ist nicht gut aufgehoben bei den Regierungen der Supermächte.« An Reagan sehen wir, wie gefährlich Breshnew ist? Nein, das will Kipphardt nicht sagen, denn er, wenigstens er weiß: »Die Sowjetunion war ununterbrochen in der Zwangslage gleichzuziehen.« Was folgt daraus? Nichts, siehe oben.

Kommt es darauf an, wer an immer mehr Rüstung profitiert, wer unter immer mehr Rüstung leidet? Lesen wir Grass: »Weil bei ihnen (den Großmächten) zu Hause Mißwirtschaft und Krisen herrschen, sehen sie sich versucht, die Flucht nach vorn anzutreten.«

Den Gipfel der Besinnungslosigkeit erklomm der Holländer Harry Mulisch:

Einmal hat es eine richtige Verständigung zwischen den USA und der UdSSR gegeben, wobei keiner mehr daran dachte, auf den anderen zuschießen. Dieses friedliche Zeitalter war der Zweite Weltkrieg. Man möchte fast hoffen, daß eine vergleichbare Situation sich noch einmal darbietet: der Angriff eines gemeinsamen Feindes ... Der Nationalsozialismus war .. ein Angriff vom Mars. Was wir möglichst deutlich machen sollten, das ist, daß auch jetzt wieder ein Angriff vom Mars stattfindet. Der Feind ist diesmal die atomare Waffe selbst...

Dieses Geschichtsbild, diese Eruption kenntnisloser Besserwisserei hätte zum Rausschmiß aus jeder gesitteten Versammlung führen müssen. Man muß ja nicht die Akten des State Department der USA gelesen haben (obwohl auch das einem politisierenden Schriftsteller nicht schaden könnte) ' um den Part der USA in der Anti-Hitler-Koalition kennenzulernen. Aber von dem Kriegsziel, Hitler-Deutschland *und* die Sowjetunion auszubluten, müßte man schon einmal etwas gehört haben - und sei es nur die Zahl der Toten, die dieser Krieg die beiden *Verbündeten* gekostet hat (20 Millionen Sowjetbürger, 259 000 US-Amerikaner).

Aber das sind natürlich wieder so Statistiken, Zahlen und Aufrechnungen, in denen nicht die Menschlichkeit steckt, mit der wir den Atomkrieg wegstreicheln, ja geradezu totkuscheln wollen. Was wir brauchen ist das Plädoyer von Startbahn-Pröbsten wie Peter Härtling für eine neue Sprache »des erfahrenen Friedens und der begriffenen Freundlichkeit«. (Als ob der Menschheit nicht schon damit gedient wäre, wenn nur zehn Prozent der Appelanten in der alten schreiben und denken könnten.) Nein, wir müssen jetzt alle in Härtlings Walldorf-Schule gehen: »Was für ein verräterisches Wort ist 'Friedenskämpfer'?«

Der arroganten Ignoranz der westlichen setzten die östlichen Schriftsteller ein opportunistisches Schweigen entgegen, das manchmal peinlich laut wurde, wenn Stephan Hermlin den Mund aufmachte: »Zu der Auseinandersetzung um den Frieden gehört, ... Herrschende davon zu überzeugen, daß der Frieden für sie nichts Bedrohliches hat. Das ist ein Gedanke, den man nicht aus dem Kopf lassen darf.« *Gedanke* ist gut! Mach mal einer dem herrschenden militärisch-industriellen Komplex der USA, der sich den Reagan hält, klar, daß er von Abrüstung nichts zu befürchten hat! Erzähl mal einer jener transatlantischen Weltmacht, die davon lebt, daß sie die halbe Welt ausbeutet, und die das ohne Waffengewalt nicht könnte, sie werde den Frieden als solche überleben!

Nur ein paar Redner hielten sich nicht an den Konsens schriftstellerischer Zärtlichkeit. Loni Mahlein, der Vorsitzende der IG Druck und Papier, erinnerte daran, daß es »allemal die Arbeiter« waren, gegen die Krieg geführt wurde: »Die Profiteure waren immer auf der anderen Seite der Barrikade.« Und er zitierte eine - im Streichelklima der Friedenspoetik fast schockierende - Forderung seiner Gewerkschaft: »Es darf keine Stationierung neuer Mittelstreckenraketen in Europa geben.« Günter Gaus, der abgelöste ständige Vertreter der Bundesrepublik in der DDR, verlangte (vergeblich) einen Verzicht auf die lyrischen Wunschzettel, die er, zur Schonung der anwesenden Dichterseelen, mit dem Epitheton »Utopie« belegte.

Deutlicher wurde Alexander Tschakowski aus der UdSSR:

Ich weiß, daß viele Leute die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion gleichermaßen für das Rüstungswettrennen verantwortlich machen. Der Schriftsteller aber kann sich nicht darauf beschränken, einfach den berühmten Satz: »Pest und Verderbnis diesen beiden Häusern« zu paraphrasieren. Muß er sich nicht die folgenden Fragen stellen: Wer war der erste, der die Atombombe gebaut und benutzt hat? Wer zog ein Projekt mit dem Codenamen »Dropshot« auf und plante, die Sowjetunion atomar zu bombadieren?... Lassen sie mich in diesem Zusammenhang nur eine Zeugenaussage anführen. Sie stammt von dem amerikanischen Senator Moynihan, der wohl kaum als kommunistischer Sympathisant bezeichnet werden kann. Letzten April sagte der Senator, daß kein Präsident, der über die nuklearen Arsenale auf beiden Seiten informiert sei, daraus schließen könne, daß es eine russische Überlegenheit gebe...

Warum erzähle ich Ihnen alles das, meine Damen und Herren? Um Polemik zu provozieren? Nein, davon bin ich weit entfernt. Es hat keinen Sinn, den Krieg zu verfluchen. Man muß genau wissen, was ihn hervorrufen kann.

Auch der DDR-Dramatiker Heiner Müller weigerte sich, seinen Kopf in Hermlins Feine-Leute-Gaderobe abzugeben:

Wenn wir vom Frieden in Europa reden, reden wir von einem Frieden im Krieg, Krieg auf mindestens drei Kontinenten. Der Frieden in Europa ist nie etwas anderes gewesen, so wie der Faschismus eine weißglühende Episode in dem vielhundertjährigen kapitalistischen Weltkrieg war, ein geografischer Lapsus, Genozid in Europa statt, was die Norm war und ist, in Südamerika, Afrika, Asien.

Wenn wir über die gleichen Waffen reden, reden wir über die gleichen und über verschiedene Dinge. Rüstung in der kapitalistischen Welt erhält und schafft Arbeitsplätze. Das Gegenteil muß noch bewiesen werden. Rüstung in unserer Welt senkt nicht nur das materielle Lebensniveau. Das beweist sich in unserem Alltag. Auch die Friedensbewegung, wenn sie sich als blauäugige Einheit versteht, wiederholt das Trauerspiel der Kinderkreuzzüge.

Hinter der Frage Krieg oder Frieden steht mit der nuklearen Drohung die schrecklichere Frage, ob noch ein anderer Frieden denkbar ist als der Frieden der Ausbeutung und der Korruption. Der Alptraum, daß die Alternative Sozialismus oder Barbarei abgelöst wird durch die Alternative Untergang oder Barbarei.

Dazu noch einmal ein westlicher Kontrapunkt, von Gerd E. Hoffmann, neben Engelmann, Mechtel und v.d. Waarsenburg Herausgeber der Dokumentation über die drei Friedenstreffen und, wie ich annehme, auch ein Schriftsteller: »Wir haben einzutreten ... für mehr Empfindsamkeit, mehr Menschlichkeit, mehr Nach- und Umdenken innerhalb der Gemeinschaften der Bürger.« Wer nicht denken kann oder will, muß *umdenken,* ein Wort, das sich so konjugiert: ich umdenke, du umdenkst... Vor ein paar Jahren noch hätte ich gedacht, wir leben in einer Gesellschaft von Klassen; die hab ich jetzt umgedacht in eine Gemeinschaft von Bürgern.

Irgendwann erhob sich der sowjetische Schriftsteller Sergej Michalkow, und es ist bis heute nicht klar, ob er ernst meinte, was er sagte, oder ob er nur zeigen wollte, wie man das Gros der Schriftsteller Europas dazu bringen kann, den Kakao, durch den sie sich ziehen, auch noch zu trinken. Michalkow sprach also:

Wir sollten fordern, daß die beiden Militärblöcke, NA TO und Warschauer Pakt, gleichzeitig und vorbehaltlos aufgelöst werden, mit allen sich daraus ergebenden Konsequenzen.

Starker Beifall (Protokoll)

Was die Regierungen darüber denken, und was sie tun, ist eine andere Sache, aber wir sollten sie fordern.

Die *Forderung* wurde tatsächlich dreimal (in Berlin, den Haag, Köln) einstimmig angenommen. Aus lauter Begeisterung, endlich gemeinsam etwas tun zu können, was noch mehr als Feuilleton, was fast schon nach Leitartikel klang und nach Tat roch, ließen ein paar hundert Schriftsteller alle Sensibilität für Satire und tiefere Bedeutung fahren und beschlossen, etwas zu beschließen, wovon beschlossene Sache war, daß keiner was darauf geben würde.

Nun sind sie aus ihrem *Elfenbeinturm* herausgekommen, haben sich des größten Themas der Politik angenommen, ihr blutendes Dichterherz in die Arena geworfen, sich ihrer gesellschaftlichen Verantwortung gestellt - und wieder ist's nicht recht? Ja was will man denn noch von ihnen?

Ich will, daß ein Schriftsteller erarbeitet, was er schreibt und öffentlich spricht, daß er Quellen studiert, recherchiert, beobachtet, Vorurteile prüft und ein Urteil bildet, bevor er das Maul aufreißt. Daß er dann radikal ist, all die taktischen Rücksichten nicht nimmt, die der Politiker nehmen muß. Der taktierende Dichter, der nichts weiß, ist ein Greuel, seine kenntnislose Larmoyanz gefährlicher als die zynische Klarheit Weinbergers. Mitte des letzten Jahrhunderts gab es zwar keinen Kongreß europäischer Autoren zur Linderung des Loses der Arbeiterschaft, aber einen Schriftsteller, der sich in der Londoner Nationalbibliothek Hämorrhoiden saß, um das »Kapital« zu schreiben. Heute hocken sie auf Kongressen für Frieden und neue Menschlichkeit, die »politische Ökonomie des Atomkriegs« läßt auf sich warten.

Zur Verhinderung des Atomkrieges sind alle Mittel recht, sagen die schreibenden Bündnispolitiker. Meinen sie auch die Mittel, die direkt in den Atomkrieg führen? Denn wer den Kampf gegen die wahren, erkennbaren und von vielen erkannten Autoren des Dritten Weltkriegs, der längst begonnen hat, durch opportunistische Parolen behindert, wer zugunsten des ganz

gleichgültigen Fühlens und Meinens einiger nach Zärtlichkeit lechzender mitteleuropäischer Mümmelgreise Kenntnisse verschweigt oder verleugnet, macht den Widerstand zuschanden. Besser dreißig Autoren, auf die eine Friedensbewegung sich verlassen kann, als dreitausend, die nett zum Frieden sein wollen.

Es war der Schriftsteller Ngugi wa Thiong'o aus Kenia, der den zahllosen, im sauren Regen gewachsenen Friedensengeln beim Kölner *Interlit* den Wurm segnete:

Für den Frieden schreiben sollte zumindest heißen, das menschliche Bewußtsein zu einem unbeugsamen Haß gegenüber allem ausbeutenden, parasitären Beziehungen zwischen Nationen und Völkern zu steigern. In unserer heutigen Welt würde dies einen Haß auf den Imperialismus bedeuten, der derzeit von den USA angeführt wird.

Wer über den Kampf gegen den Atomkrieg redet und nicht vom US-amerikanischen Imperialismus reden will, soll schweigen.

Literatur-Konkret 1982, S. 14

Martin Walser

Anschluß in Utrecht

AUF DEM BAHNSTEIG zwischen Spoor 7 und Spoor 3 (diese beiden Gleise liegen in Utrecht an einem Bahnsteig) gibt es einen kleinen Wartesaal, halbe Waggongröße etwa, ganz aus Glas, nein Plexiglas. Und ganz stimmt das auch nicht. Die Stirnseite ist aus rotem Metall. Stahl vielleicht. Oder Stahlblech. Zum hunderttausendsten Mal etwas nicht zu wissen, was man selbstverständlicherweise wissen möchte, zermürbt. Ich muß von der roten Wand wegschauen. Auf der Doppelreihe der Kunststoffsitze, - man sitzt da Rücken an Rücken -, sitzen außer mir noch zwei Männer. Die Kunststoffschalen, so rot wie die Stirnseite aus rotem Stahl oder Stahlblech.

Einer der beiden Männer ist Jean Paul Sartre. Sartre kenne ich besser als Stahl und Blech. Wenn es um Sartre geht, kann ich mitreden. Endlich. Warum Spoor 3 und Spoor 7 *einen* Bahnsteig fassen, weiß ich nicht. Da kann ich nur in der Bahnsteigsplexiglasschachtel sitzen und darauf warten, daß es bald weitergeht. Um keine Dummheit zu begehen, schaut man den ein- und abfahrenden Zügen zu. Die Geräusche kriegt man voll mit. Auch erschüttert das Gewicht der Züge den Bahnsteig so, daß man es im Sitz noch spürt.

Sartre liest in einem Fahrplan. Das kann ich mit aller Sicherheit sagen. Wenn mein Französisch für eine Konversation mit Sartre ausreichen würde, würde ich ihn ansprechen. Nein, nicht. Es ist nicht das erste Mal, daß ich auf einer Reise einem begegne, der vor kurzem gestorben ist. Der in München gestorbene Freund, im Kulturbetrieb beschäftigt wie ich, steht dann in dem Hotel in Soest hinter dem Empfangsdesk und schiebt mir den Meldeblock hin. Ich schau ihn an und schaue sofort wieder weg, auf den Meldeblock: keine Angst, ich werde Dein Inkognito nicht stören. Er hat es hier zwischen dunklem Holz und Klinker viel ruhiger als er es in seinem blanken München je haben konnte.

Nur auf Reisen begegne ich kürzlich Gestorbenen. Aber auf Reisen immer. Ich spreche Sartre nicht an. Aber wegschauen kann ich auch nicht. Sartre hat mich immer immer wieder angezogen. Mein Zug draußen muß ohne mich abfahren. Was in Amsterdam kann so faszinierend sein, wie Sartres unmittelbare Nähe und Gegenwart! Er hat keine Blasenschmerzen mehr, das ist ganz sicher. Da kenne ich mich auch aus. Die zuletzt immer schärfer werdende Leidensgrimasse seines Gesichts hat sich entspannt. Man sieht noch die Linien der Blasenschmerzen. Aber es tut nichts mehr weh. So sitzt man, wenn die Schmerzen vorbei sind. So unfähig bin ich, Leute anzuschauen, denen noch etwas wehtut, so unersättlich bin ich im Anschauen von solchen, die nicht mehr leiden. Und dann auch noch Sartre.

Draußen, immer ferner, die Schreie, Rufe, Pfiffe, die Gewaltgeräusche der Züge, und hier Sartre mit einem Fahrplanheftchen, in dem er liest und liest, ohne je umzublättern. Dabei liest er doch wirklich. Ob einer nur hinstarrt oder liest, das kann ich unterscheiden. Diese Lippenbelebtheit des Lesenden. Beim Lesenden blühen immer die Lippen. Sie wollen buchstabieren, was man liest. In ihnen endet der Strom, der durch die Lektüre geweckt wird. Sie müssen alles aufnehmen, aushalten. Sie beben, buchstabieren, beten. Wenigstens murmeln möchten sie.

So auch bei Sartre. Was für ein Leser. Womit ich meine: wie sich bei ihm alles transformierte. Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte. so zu lesen, das ist echt Sartre. Eine Fahrplanseite, und dann diese Wirkung. Ich kann aber, weil ich sein Inkognito achte, nicht so nah hin, daß ich sehen könnte, welche Fahrplanseite er so unvergleichlich schön zur Kenntnis nimmt. Paris-Warschau? Köln-Ernskirchen-Saarbrücken? Utrecht-Gouda-Voorburg? Am ehesten. Schließlich sitzen wir in Utrecht CS.

Die Lautsprecheransagen mit ihrer geradezu schmalzigen Schärfe scheinen ihn weder zu interessieren noch zu stören. Der echte Leser. Aber ich werde müde. Himmel, wenn ich einschliefe und erwachte wieder, und er wäre weg! Aber ich bin wirklich sterbensmüde. Der bewunderungswürdige Mann sitzt so leicht und locker in seiner Kunststoffschale. Er hat keine Schwierigkeiten mehr mit dem Wachbleiben. Ich dagegen muß einsehen, daß ich mich keine zehn Minuten mehr wachhalten kann. Die letzten Wochen waren furchtbar gewesen. Nur die letzten Wochen?

Auf dem Bahnsteig draußen hat inzwischen ein junger Mann im Parka ein Stativ aufgestellt, auf das er jetzt eine Kamera schraubt. Diese Kamera richtet er über Spoor 7 und Spoor 8 a hinüber auf den nächsten Bahnsteig, auf dem auch so eine Plexiglasschachtel liegt. Tatsächlich, ein schönes Bild. In der vollen Länge des Gehäuses die giftig gleißende Neonschiene, darunter, wie in unserem Gehäuse, drei Wartende in Kunststoffschalen. Dunkle Sitzfiguren, an denen das Neonlicht nicht die geringste Helligkeit bewirkt . Jetzt bemerke ich diesen Effekt auch in unserem Gehäuse: wir sind dunkle Figuren. Das Neon entzieht uns alle Farbigkeit. Oh ja, dachte ich, endlich.

Drüben auf dem flachen Dach der Wartesaalschachtel läuft eine Schrift-. Drink Pepsi Cola. In den Firmenfarben. Da die Firmenfarben nicht dem Neon ausgesetzt sind, leuchten sie wie immer. Aber die würden wahrscheinlich unter allen Umständen leuchten. Der mit dem Stativ will also ein Werbephoto. War ich überhaupt noch müde? Ich muß doch hinaus zu dem und ihm sagen, wer da sitzt. Er muß sofort hinüber auf den nächsten Bahnsteig und von dort herüberphotographieren.

Auf unserer Plexiglasschachtel läuft bestimmt derselbe Slogan. Aber hier hätte er noch Sartre drauf. Ein unschätzbares Werbephoto. Ein Mann wie Sartre, der dann ja sehr wählerisch sein mußte in Getränken, sitzt für Pepsi Cola.

Aber ich unterdrückte diesen Wunsch. Ich gehe nicht hinaus. Das wirkt sich sofort aus. Die Unterdrückung von Wünschen kostet Kraft. Es ist Schwerarbeit. Die Müdigkeit fällt förmlich her über mich. Aber eigensinnig bin ich schon. Sartre werde ich, auch wenn ich darauf verzichte, mit ihm photographiert zu werden, nicht aufgeben. Die Augen sinken mir sekundenweise einfach zu. Letzten Endes sitze ich eben doch schon seit längerem in einem Kunststoffwarteschälchen in Utrecht. Säße ich jetzt am Steuer, müßte ich sofort rechts ranfahren. Ich reiße die Augen auf, Sartre sitzt noch. Aber wenn die Augen gleich wieder zufallen, gelingt es mir noch einmal, sie aufzureißen? Und sitzt er dann auch noch da?

Verlieren darf ich ihn nicht mehr. Das weiß ich. Ich will es jetzt wissen. Ich muß einfach dranbleiben. Wie noch nie. Alles einsetzen. Einmal alles. Ein einziges Mal. Und das schaffe ich. Ja. Das heißt, meine Hände schaffen es. Sie tun's völlig alleine. Ich bin fast unbeteiligt daran. Unschuldig, sozusagen. Das ist eben der Segen, wenn man geschulte Hände hat. Hände, die immer an allem beteiligt waren, nie bloß ausführendes Organ.

Diese Hände nehmen aus meiner Tasche ein Taschenmesser, dessen Klinge immer rasiermesserscharf geschliffen ist. Zugegeben, sowas muß man natürlich auch dabei haben. Dieses kleinste Messerchen wird herausgeklappt, dann zieht die Rechte die Schneide quer durch die Aderngelände des linken Handgelenks. Tief, voll durch. Das ist das einzig Richtige. Der junge Photograph bestätigt es mir. Ich sitzt hell wach vom geradezu singenden Schmerz in meinem Blutsprudel und der Photograph dreht die Kamera auf dem Stativ herum, springt hinter die Kamera und knipst und knipst.

Ich sehe dann nur noch zu Sartre hin. Dann wird es etwas dunkler. Aber ich habe keine Angst mehr, daß Sartre plötzlich verschwunden sein könnte. Ein schönes Gefühl. Also wirklich, ein Gefühl, für das sich jede Reise lohnt. Auf nach Utrecht.

Literatur-Konkret 1982, S. 16

Hermann Peter Piwitt

Jahrmarkt der kleinen Wahrheiten

Das sozialdemokratische Versorgerprinzip »Kultur für alle« hat uns dichtende Didaktiker, den lyrischen Small-Mäc zum Thema »werdende Mütter, Frieden und andere Behinderte« - und die feuilletonistische Re-Inthronisierung des wahren Künstlers beschert

LESERBRIEF IN DER »TAZ« vom 6.8.82: »Nun leben wir endlich auf unserem harterkämpften Hof in der Toscana und lesen versunken in der ersten 'TAZ' aus der Heimat«. Frage: Wann schließt Italien endlich die Grenzen vor westdeutschen Wirtschaftsasylanten?

*

Ein Mann im D-Zug Köln-Hamburg einige Tage nach Rainer Werner Faßbinders Tod: »päväs wor ä, Droge hot ä genomme, frie gestorbe is ä – muß ja wohl doch e Schenie gewese soi!« Woher er das nun wohl bloß hat ... ?

*

Die »Tagesschau« vom 1. 8. berichtet vom umsichgreifenden Vandalismus auf der »Documenta« in Kassel. Heute erzählt mir der Maler B. von einem befreundeten Bildhauer, der im Stillen schöne Plastiken mache; aber für die »Documenta« fummle er - nach seinen eigenen Worten - irgendwelche Kunstmarktkunst zusammen. Der Kunstmarkt, sagt B., sei einer der korruptesten Märkte der Republik. Ein Waisenknabe sei dagegen immer noch der Literaturbetrieb. Auf dem Kunstmarkt seien Galleristen, Sammler und Kritiker verschworen in einem geschlossenen Betrugssystem, immer spitz darauf, die Börsennotierungen bestimmter Künstler, von denen sie Bilder, will sagen: Aktien haben, mit allen Mitteln hochzuhalten. Nicht auszudenken, wenn plötzlich, trotz des dichten publizistischen Abschirmnetzes, plötzlich doch einmal durchdrücken würde, daß zum Beispiel Antes oder Beuys Luschen sind. Hunderte würden aufeinmal Geld und Ansehen verlieren.

Vandalismus in Kassel? Ach, da rebelliere doch nur das Gelumpe von unten gegen das Gelumpe oben, sagt B.

*

In dem portugiesischen Film »Das Dorf Cerromaior« sagt der »zerrissene« Bruder des Guthsherrn, nachdem er, von der Großmutter beim Versuch das Dienstmädchen zu vergewaltigen, erwischt, dessen Rausschmiß verursacht hat, zum Weinglas greifend zu der von ihm gleich doppelt ums Leben gebrachten Frau: »Uns gehts genauso schlecht wie Euch.«

In unseren Feuilletons heißt sein Leiden »Weltschmerz«, »Seelenlähmung«, »Winterreise«; in der sowjetischen Handke-Rezeption neuerdings »Leiden am Kapitalismus«.

*

Was sie im Deutschunterricht gern lesen wollten, seien sie gefragt worden; die Schüler sollten Vorschläge machen, erzählt die fünfzehnjährige K. An Vorschlägen sei gekommen das Übliche: Tolkien, Ende, Neill (der Pädagoge); andere hätten einfach zuhause gefragt und dann Simmel aufgetischt. Die Lehrerin sei sehr beliebt. Sie, K., würde aber schon gern mal was darüberhinaus lesen; aber daraus würde nun wohl nichts. K. ist ein Mädchen, das im Elternhaus Neugier auf Schwierigkeiten geweckt bekommen hat. Von Lehrern, die die Fehler ihrer eigenen Eltern und Lehrer vermeiden wollen, behandelt zu werden, als seien Heranwachsende die reine Natur, und reine Natur immer schon Qualität und nicht etwas, was unter Vermeidung von Unlust erfahrungsgemäß zunächst mal den Weg des kleinsten Widerstand geht - das verschafft ihr Unlust.

*

Daß er nur noch in der Provinz volle Häuser habe, erzählt der Kollege G. »Ja, gerade auch junge Leute!«

»Bildungsbürger?«

»Ja, wenn Du so willst. Aber das ist mir lieber als Leute, bei denen sich, nach ein paar wilden Jahren, herausstellt: Bildung is nich. Nur noch Bürger. Bürger, wie sie herangezüchtet werden früh im zynischen Kampf um Punkte, und dann als Prüfungsfächer Religion und Sporttheorie, weil, hier braucht man kaum was zu lernen und dort kann man schwafeln.«

*

Teds, Popper, Punks, Rocker, in der ZDF-Sendung »Direkt« vom 21.7. befragt, warum sie so leben und sich darstellen, wie sie es tun, antworten einhellig, sie wollten anders sein als die andern, nicht zur Masse gehören, nicht zu den Spießern. Also eine grau in grau bunte Masse von Einzelnen, jeder besessen von dem uniformen Verlangen, sich vom andern abzuheben? Der Film möchte das wahrhaben. Und so wählt er nicht nur die Antworten aus, die ihm passen; er stellt auch die Fragen

entsprechend. Aber zumindest Punkern hätte man auf andere Fragen auch bessere Antworten zugetraut, als sie sie geben. (»Punk hat nichts Elitäres mehr. Punk ist tot. Wir warten auf die Bombe.«)

Der Protest: vielleicht muß er anfangen mit der Weigerung, Popeline-Hosen zu tragen und im Sommer Nylonsocken mit Sandalen wie der Vater. Was muß passieren, damit er nicht damit aufhört? Und haben wir nicht auch mal dumm angefangen mit dem Abenteuer, aus uns und der Welt klüger zu werden als die, für die alles ist, wie es ist.

Mitte der fünfziger Jahre lasen wir, klebrig von Benns Seelenschwitze, Sartres flache Stücke und Heideggers Unsinn wie Zwanzigjährige heute vielleicht ihre Verständigungstexte, ihre Friedenslyrik oder gewisse französische Philosophen. Gelesen, wie Bukowski, wurde damals der Lyriker George Forestier, angeblich ein in Indochina verschollener Fremdenlegionär, - bis sich der Autor als braver Verlagslektor entpuppte, der wußte, was zog: Volles Menschenleben.

Die antifaschistische Literatur der Zeit - das waren Oldies für uns. Anna Seghers? Nie gehört. Der riesige Koeppen? Achselzucken. Von Brecht kannten wir gerade die »Dreigroschenoper«. Aber natürlich waren wir Avantgarde; und natürlich, da doch alles so echt von innen kam, sprach aus uns die reine Natur. Einmal kam ein Freund vorbei; er hatte ein paar Stunden bei Adorno gehört und behauptete nun, alles sei »gesellschaftlich vermittelt, manipuliert« - auch wir. Was für eine Provokation für das, was damals »innere Stimme« hieß. Aber sie machte neugierig. Und es begann die Zeit des Lernens, des schweißtreibenden Vergnügens, Natur als *Endziel* vor Augen, von der Kleist im »Marionettentheater« schreibt.

Wo wir eben wieder einmal so viel von Zwanzigjährigen lernen können (wie man unbefangen aufeinander zugeht, zum Beispiel, oder ohne schlechtes Gewissen einen Bauzaun abräumt): haben sie nicht auch Rechte, das Recht zum Beispiel, Widerspruch zu erleiden von uns, vorausgesetzt, daß sie nicht dumm sterben wollen?

Stattdessen steckt die heimliche Hoffnung, das heiße Blut der Jugend könne wieder Leben in die Grüfte bringen, in uns allen wie in Dracula. Was geben wir im Austausch für die zyklische Blutzufuhr, damit die Unruhe Steherqualitäten erlangt?

Was möchtet ihr lesen, fragt die beliebte Lehrerin, als gehörte zum Wünschen nicht auch die Möglichkeit der Wahl, d.h., des oft mühsamen Kennenlernens dessen, was sich wünschen ließe, des Unterscheidenkönnens zwischen den Wunschzielen, auf Grund von Kriterien und Kenntnissen?

*

Was lesen die 400.000 von Bonn, wo doch vom »Buch Otto« erst 380.000 Exemplare verkauft sind, fragt F., die das beruflich interessiert. Oder schreiben sie nur noch? Oder sind Film und Rock tatsächlich an die Stelle des Buches gerückt? Der Griff zum Power-Knopf, das schnelle Gedicht, der lyrische Small-Mäc zum Thema »werdende Mütter, Frieden und andere Behinderte«, die Liedermacher-Sentimentalitäten, die wie einst Tosellis Serenade garantiert direkt auf die Eierstöcke gehen: sorgen sie nun für die rasche emotionale Abfuhr jenes sogenannten neuen Sozialisationstypus, der - statt wie früher die Befehle des Gewissenswurms zu befolgen - nun die Außenwelt mit dem Radar nach Lust- und Unlust-Signalen abtastet?

Und dann das Kino: Die viel zu großen niedermachenden Bilder und Gefühle auf Leinwand und Schirm. Die wenigen Chancen, sich selber Bilder zu machen. Denn Kino ist immer schon das Bild. Alles wird da oben erledigt - und ich gleich mit. Die Mühe - und das Vergnügen der Aneignung, die Anstrengung des Verstehens, die der Anstrengung des Entstehens folgen müßte (Altenburg), bekommen wir ganz erlassen.

Haben wir wirklich nur noch eine Ästhetik des kleinsten Widerstands? Oder gibt es sie, wie in jeder Generation, so auch in der nachwachsenden, die Leute, die lange Wege gehen können, mit langem Atem und langer Wut wie Peter Weiss, zuviel Kraft für ein Leben von der Hand in den Mund, und dabei mit den alten Konventionen ebenso überkreuz wie mit den neuen der Jungen?

Natürlich gibt es sie, eh.

Hamburg im Sommer '82. Ami-Kack vom Plattenspieler über der Zimmerdecke. Babygeschrei im Karree aus allen Fenstern. Altes Leben aus neuen Ruinen. Und im Hinterhof Protestlieder aus einer silberhellen Mädchenkehle; und dann fällt die ganze Wohngemeinschaft mit ein, so als könnten die drumrumwohnenden Jung- und Altkommunisten sie jeden Augenblick unter einem Regen von Hakenkreuzen und Atommüll begraben.

Hamburg '76, mensch war das gemütlich? War es das wirklich? Die Brandt-Illusionen dieselten in den Herzen nach. Und die Spannbeton-Partei-Deutschlands übte sich in deficit spendig, unfähig, die sozialen Probleme an der Wurzel zu bekämpfen, diese allenfalls lindernd, kraft Schuldenmachens. Geblieben von der Hoffnung, alle an den gemeinsam erarbeiteten Werten zu beteiligen, ist das Konzept »Kultur für alle« - wenigstens, soweit es kein Geld mehr kostet.

Unbestreitbar, wofür es gut war: Einmal vom Sockel gebeten, aus ihrer Aura geholt, wurden die kulturellen Autoritäten berührbar und auf ihr Sozialprodukt hin überprüfbar für viele, die sich bis dahin in Demut übten.

Aber so wie es aussieht, ist zwar die Kunst dabei heruntergekommen, aneigenen, im sozialdemokratischen Milieu, konnten die Menschen sie sich sowenig wie Betriebe, Boden und Maschinen. Was machen wir - Dichter, Bildhauer, Maler - anderes als *schöne* Werkstücke, die zum *Schauen* einladen, wahr-nehmen helfen, ermuntern, sich Bilder zu machen? Und warum sollten das andere Werk-Tätige nicht verstehen? »Es ist nicht im Interesse des Volkes, dessen (Lese)gewohnheiten diktatorische Macht zuzusprechen«, sagt Brecht; denn: »Das Volk versteht kühne Ausdrucksweise, billigt neue Standpunkte, überwindet formale Schwierigkeiten durchaus, sofern nur seine Interessen dabei sprechen.« Trotzdem bleibt, getreu dem sozialdemokratischen Versorgerprinzip, die Kultur bevormundet von Betreuern und Popularisierern; und selbst in Werkkreisen saßen immer schon Leute, die von vornherein besser wußten, was »der Arbeiter« versteht und was nicht.

Der Herr Regisseur läßt Hamlet im Trenchcoat auftreten und die Akteure von Wagners »Ring« im Nazi-Milieu herumdröhnen. Er möchte die alten Stücke den Menschen von heute näherbringen. Die neue zeitgemäße Wahrheit, die er alten Stücken abringt, ist aber die bloß ewige, daß nämlich das »Böse«, die »Geldgier« die »Langeweile« in SS-Uniformen oder Frack genauso zuhause sind wie in Rüstungen oder Pluderhosen. So bringt er den Zuschauer nicht nur um die Erfahrung der Geschichtlichkeit von Kunst, sondern um die von Geschichte überhaupt.

Der Herr Regisseur inszeniert Webers »Freischütz« als Bauerntheater, so als sei nicht gerade Webers Musik hochartifizielle Intellektuellen-Musik, und als läge nicht erst im Widerspruch zwischen ihr und dem naiven Stoff die heikle Botschaft dieser Oper.

Kriminell geradezu wirds in der bildenden Kunst. Fast überflüssig geworden ist das Werkstück. Betreuung und Interpretation ist alles. Und vor einem verrosteten Stück Eisen oder einem fettigen Lappen »lernt« - so die Malerin Gisela Breitling - »der Betrachter nur noch, daß er unwissend und inkompetent ist«.

Daß, wo alles Kunst ist, auch jeder Kunst machen kann, geistert folgerichtig nun auch durch die Literatur; dichtende Didaktiker und Sozialtherapeuten betreuen »die Massen«. Der offene Textbegriff: er behauptet nicht, daß ein Trakl-Gedicht, ein Comic-Text oder eine »Bild «-Schlagzeile gleichwertig sind; aber was den besonderen Wert ästhetischen Ausdrucks - die Genauigkeit einer Vision, die Phantastik eines klaren logischen Gedankens - ausmacht, - hilft er das lehren?

Inzwischen ist das Rollback, die Gegenbewegung auf sozialdemokratischen Murks, schon unterwegs. Auf der »Documenta« die Propagandisten einer »neuen Würde und Weihe« der Kunst; in unseren Feuilletons die Re-Inthronisierung des Künstlers als freischwebende tönende Säule, als Verkünder und Seher in dem Moment, wo er nichts mehr wahrnimmt.

*

Der Geschlechterkonflikt als Hauptwiderspruch von Natur und Geschichte. Der Generationskonflikt desgleichen. Geschichte als Geschichte von Klassenkämpfen?

»Gut, auch das; aber bitte nur unter anderem!« Die Gewißheit des Weltuntergangs. Die Gewißheit der Psycho-Guru- und Schamanengruppen. Der neue Mann. »Erlebensbezogene (!) Dramatherapie«. Die lesbische Parthenogenese. »Sie können alles tragen, heute! «

Kleine Wahrheiten. Eine Vielzahl kleiner Wahrheiten mit dem absoluten Anspruch auf Wahrheit, abgeflossen aus einer großen Utopie, ein kleines byzantinisches Durcheinander, anspruchslos und geltungssüchtig, nutznießerisch eurozentristisch noch in der Ausplünderung des »wilden Denkens«, und besser als garnichts, abgeflossen in den großen Bottich, in dem wir wie die Frösche sitzen und strampeln hoffend, daß diese Milch vielleicht doch nicht H-Milch ist, sondern von der Art, die noch steif wird, zu Butter, zum Fußfassen.

Literatur-Konkret 1982, S. 20

Norbert Klugmann

Lumpige 40000 »Daisys«

Auch die Wachstumsbranche Buchhandel hat es erwischt: Verlagspleiten en masse führen zu abstrusen Sparbeschlüssen wie »Raumtemperatur reduzieren«, »Neuregelung der Autorenanteile« und »der letzte macht das Licht aus«

WAR DAS EINE FREUDE im bundesdeutschen Feuilleton, als Suhrkamp-Chef Siegfried Unseld im August bekanntgab: »Im 1. Halbjahr 1983 möchte der Suhrkamp-Verlag in seiner Produktion innehalten.« Suhrkamp wird keine Neuerscheinung herausbringen, statt dessen werden 33 Titel aus der Backlist - dem Bestand des Verlages - erneut veröffentlicht. Das Feuilleton spendete Anerkennung mit einem Spritzer Häme. Unseld kann sich freuen. Der Streich ist gelungen. Der Name Suhrkamp kommt kostenlos in der Republik herum.

Völliger Verzicht auf Neuerscheinungen - das ist der bisher spektakulärste Versuch, eine Krise im Buchhandel zu bewältigen, deren Spitze einige Verlagspleiten und -krisen aus den letzten Monaten sind.

Im Frühsommer machte der Molden-Verlag pleite. Fritz Molden setzte 1970 Maßstäbe, als er für »Der geschenkte Gaul« von Hildegard Knef nicht nur 250 000 Mark Honorar auswarf, sondern dieselbe Summe in Werbung investierte. Der Verlag, ohne Buchgemeinschaft und andere Unternehmen im Rücken, bot bei den Vergaben für internationale Lizenzen immer feste vorne mit. 660 000 Mark für »Dornenvögel« und zusätzlich 300 000 Mark, um die Verfasserin Colleen McCullough bekanntzumachen. 865 000 Mark für »Prinzessin Daisy« von Judith Krantz. Molden verkaufte lumpige 40 000 »Daisys« und gab, als der Verlag Geldprobleme bekam, die Rechte für dreißig alte Bestseller an Bertelsmann. Weder diese Million noch die dreifache Summe, die Molden für sein Verlagsgebäude in Grinzing erhielt, konnten das nötige Kapital hereinholen, um den Verlag zu retten.

Der Schrödel-Schulbuchverlag Hannover meldet im Sommer Konkurs an.

Im Mai meldet die Stalling AG Oldenburg Vergleich an. Als Grund werden »Preisverfall und Auftragsschwäche im Druckbereich« angegeben. Der Verlag, durch die »Großen Bücher« von den Heinzelmännchen und den Riesen bekannt geworden, machte 1977 36,7 Millionen Umsatz, 1981 80 Millionen, wollte 1982 über die 100-Millionen-Grenze springen und scheiterte bei einer Eigenkapitaldecke von nur drei Millionen, als die Hausbank kurzfristig einen Zehn-Millionen-Kredit wiederhaben wollte.

Der Ernst Klett Verlag Stuttgart beschließt im Sommer einschneidende Sparmaßnahmen: Reduzierung des Klett-Cotta-Programms um 30-40 Prozent, Verkleinerung des Lektorats um fast zwei Drittel.

Die derzeitige Krise im Buchhandel ist die bisher schwerste. Der Buchhandel galt in der Vergangenheit als unerschütterliche Wachstumsbranche. Nie war er solchen Tiefs ausgesetzt wie andere Branchen des Einzelhandels. Selbst in Rezenssionszeiten 1967/68 und 1976/77 legte er rund 3,5 und 5,5 Prozent zu. Jetzt bekommt er - mit einer leichten zeitlichen Verzögerung - die geringere Massenkaufkraft zu spüren. Im Jahre 1981 lag die Wachstumsrate bei plus 4 Prozent. Betriebsberater - von vielen Verlagen und Buchhändlern lange Zeit mit freundlicher Geringschätzung betrachtet - haben volle Terminkalender. Das Ergebnis ist stets die banale Formel: Nur ein Buch, das sich verkauft, ist ein gutes Buch. Schlechte Zeiten also für Literatur. »Es wird notwendig sein, auf Bücher zu verzichten, die früher durch andere, gut verkäufliche subventioniert worden sind«, so Ulrich Frank-Planitz von der Deutschen Verlags-Anstalt.

Besonders die Bestseller-Lieferanten vergangener Jahre und die auf vollen Touren laufende Taschenbuchproduktion mit monatlich über 400 Neuerscheinungen sehen sich nach Sparmöglichkeiten um. Seit vielen Jahren klagt die Branche über die sagenhafte 40 Mark--Grenze, über die der Buchpreis nicht klettern dürfe, weil sonst die Käufer ausblieben. Wenn man sich ansieht, welche Unterhaltungsware (häufig US-Bestseller) darunter sind, fällt Trauer einigermaßen schwer. Auch bei den Nebenrechten ist das Geschäft härter geworden. Die Vorauszahlungen der Buchklubs sind zurückgegangen, ebenso die Garantiesummen der Taschenbuchverlage für neue Bücher.

In dieser Lage wird heftig die Einzigartigkeit des Buches beschworen. »Bücher sind für den erschwinglich, der sich zu ihnen aufschwingen will«, so Joachim Spencker von Hanser. »Lesen ist stets eine individuelle Tätigkeit, sie setzt den Mut zur Vereinzelung voraus, sich als Individuum einem Text und einem Autor auszusetzen«, so Ivo Frenzel vom Fischer Verlag. Da nun aber immer weniger Individuen den Vereinzelungs-Akt Buchlektüre anstreben, fordert Spencker: »Sparsam haushalten, sorgfältig planen und auswählen, kräftig zupacken, das Vertrauen in die Fortune nicht verlieren«. Mit dieser Mentalität wurde der Wilde Westen erschlossen.

Wo können die Verlage unterhalb der Schwelle »Verzicht auf gewisse neue Bücher« sparen? Erwin Barth von Wehrenalp (Econ) fordert: Papiergewicht reduzieren, Korrekturkosten minimieren, Prestige-Werbung abbauen. Ivo Frenzel wird geradezu pingelig: Fotokopien und Telefonieren seien »gefährlich wachsende Gemeinkosten«. Herbert Fleissner von

Langen-Müller kommt zum Thema: »Nur bei einer Neuregelung der Autorenanteile ist die wirkliche Entlastung für die Zukunft zu erwarten.«

Wie das? Taschenbuch-Autoren bekommen fünf Prozent vom Endverkaufspreis oder weniger, seiten mehr. Hardcover-Autoren erhalten bis zu zehn Prozent. Das sind bei einem 25 Marks-Buch und einer verkauften Auflage von 3000 Exemplaren gerade 7 500 Mark. Ein Autor, so er nicht pfuscht oder zufällig ein Schnellschreiber ist, sitzt ein halbes Jahr, meistens viel länger am Manuskript. Bis er das Honorar auf dem Konto hat, vergehen viele Monate. Vorschüsse sind nicht die Regel und auch nicht hoch.

Herbert Fleissner: »Wenn die Autoren dazu (Kürzungen ihres Honorars in Kauf nehmen) nicht bereit sind ... wird es also in Zukunft nurmehr Bücher geben können, deren Autoren bereits etabliert sind oder die für den Verleger ein vermindertes Kostenrisiko darstellen.«

Diese Denkweise ist noch nicht der Normalfall bei Verlagen, auch wenn dort nicht mehr die guten alten Elefanten wie Heinrich Maria Ledig-Rowohlt das Sagen haben, sondern die Geschäftsleute aus den volkswirtschaftlichen Disziplinen. Gerd Haffmans, Ex-Cheflektor bei Diogenes, Gründer der Literaturzeitschrift »Tintenfaß« und seit diesem Jahr Leiter des Haffmans-Verlags: »Wir alle - Verleger, Agenten, Kritiker, Literaturwissenschaftler, Gestalter, Drucker, Auslieferer, Bibliothekare, Buchhändler - sind als Verwalter und Verteiler von Literatur Nutznießer der Autoren - ohne die geht gar nichts.«

Klarstellung für alle, die bei dem Wort »Buch« an Literatur denken: Es sind nicht die Produzenten von Belletristik, die den Verlagen, Grossisten und Buchhandlungen den Umsatz bringen. Der Branchendienst »Buchmarkt« nennt als »Longseller« im Sommer die Titel »Gesundheit aus der Apotheke Gottes«, »Mundorgel ohne Noten«, »Universalwörterbuch Englisch«, »Universalwörterbuch Französisch«, »Backvergnügen wie noch nie«.

Der Zwang zum Sparen scheint einer Buchform eine Blüte zu bescheren, die seit vielen Jahren zwischen den teuren Hardcovers und den billigen Taschenbüchern ein wenig beachtetes Dasein fristete, den Paperbacks. Den Anfang machte Kiepenheuer & Witsch (K & W). Verleger Neven DuMont gründete im Frühjahr die Reihe »KiWi«. Das Spiel geht so: Ein Titel erscheint bei K & W als Hardcover, anschließend bei KiWi als Paperback. Dann verkauft K & W den Titel an einen Taschenbuchverlag. Oder der Titel geht vom Hardcover gleich ins Taschenbuch, kommt zurück zu KiWi und wird dann wieder zum Taschenbuch. Das Buch bleibt stets dasselbe. Was sich ändert, sind Preis und Aufmachung. Auf diese Weise können Titel perfekt ausgewertet werden.

Jeder Verlag mit einer reichlichen Backlist kann prinzipiell jederzeit in die billiger ausgestattete Buchform überwechseln. Eine Blüte der Paperbacks wäre mehr als lediglich eine neue Variante der Büchervermarktung. Erfolgreiche Paperbacks wurden Hardcover-Bücher ins Mark, treffen. Ihre Verleger stünden vor der Wahl, die Preise zu senken, was sie aus ökonomischen Gründen nicht können oder sie zu erhöhen, worauf sie auf den Büchern sitzen bleiben wurden. Eine Zwischenlösung wäre die Senkung der Auflage, worunter die Autoren zu leiden hätten.

Auch die Taschenbuch-Verlage (Marktanteil 20 Prozent) kämen in die Bredouille. Hardcovers, die bisher nach rund zwei Jahren als Taschenbuch erscheinen, wurden künftig erst durch das Paperback-Stadium marschieren, so daß nach der Paperback-Auswertung für die Taschenbuchausgabe bedeutend weniger Interesse übrigbliebe.

Bei dem vielen Krisengerede scheint die Gründung eines neuen Verlags in diesen Zeiten ein aussichtsloses Unterfangen. Die erfolgreichste Ausnahme ist eigentlich gar keine. Als 1981 Joachim Severin und Wolf Jobst Siedler ihren Verlag ins Leben riefen, hatten sie einen entscheidenden Vorteil auf ihrer Seite. Siedler war vorher verantwortlich bei Propyläen/Ullstein tätig. Was man braucht, um neue Bücher bekanntzumachen: Beziehungen, Ansprechpartner, Vorschußkredit bei den Medien, Severin und Siedler hatten alles. Die Strecke des ersten Jahres: 22 Titel, die 2,2 Millionen Umsatz brachten. Fazit: »Der von uns gewählte Termin hat vermutlich die letzte Chance für die Gründung eines Verlages geboten, wie wir ihn uns vorgestellt haben.«

Im Mai 1982 wurde der Haffmans Verlag gegründet. Gerd Haffmans fand sofort zu ganz eigener Verleger-Prosa: »Weiter über die Niederkunft neuer Medien, den Heraufzug des Analphabetismus zu jammern, ist zwecklos...Statt im Selbstmitleid zu verschlammen, wäre es Zeit, in freundlicher Arroganz offensiv zu werden und auf den ganzen Rest zu pfeifen. Und wenn es sein muß: feste und fröhlich aus dem letzten Loch.«

Aus solcher Mentalität werden »Kursbuch«-Themen gemacht. Die Verlage müssen rechnen. Ihre Kapazitäten müssen ausgelastet werden. Eine Verringerung der Produktion rentiert sich nicht bei gleichbleibenden Kosten - von Entlassungen spricht einstweilen noch kaum jemand. Und dann die Angst, die angestammten Plätze in den Regalen der Buchläden zu verlieren, in die sofort die Konkurrenz nachstoßen würde.

1981 wurden in der Bundesrepublik mit Neuauflagen 67 176 Titel produziert. Das sind nicht zuviel, es sind nur zu viele schlechte dabei. Wer soll das alles lesen? Denn nach wie vor gilt die Faustregel: Ein Drittel der Bevölkerung sind Vielleser, ein Drittel Wenigleser, ein Drittel Nichtleser. Am lesefreudigsten sind Menschen unter 30 und Personen mit höherer

Schulbildung. Folgende Buchgattungen werden von den Bundesbürgern am häufigsten genutzt:

Nachschlagewerke 46%

Kochbücher 36 %

Fachbücher (berufsbezogen) 26 %

Schulbücher 24 %

Bücher über Gesundheit 20%

Bücher über Basteln 20%

Bücher über praktische Alltagsfragen 18 %

Bücher über Tiere, Natur 17 %

Humoristische Bücher 16%

Krimis 16%

Moderne Literatur 11 %

Die Krise des Geschäfts mit dem Buch hat Wirkungen, die die »Seifenblase Kultur« zum Platzen zu bringen drohen. In größter Gefahr schweben die öffentlichen Bibliotheken. Länder und Gemeinden kürzten die Etats der Bibliotheken um Prozentsätze, die mancherorts die weitere Arbeit der Bücherhallen in Frage stellen. Die Reduzierung des Buchetats beträgt in diesem Jahr bis zu 50 Prozent. Diese Maßnahmen führen zu Personalkürzungen, die zur Reduzierung der Ausleihzeiten oder zur Schließung von Zweigstellen führen. Im Gespräch ist die Wiedereinführung von Benutzungsgebühren. Die Folge werden verringerte Ausleihen sein, die dann den Finanzpolitikern einen Vorwand für weitere Kürzungen liefern.

1973 schrieben die Konferenz der Kultusminister und der Deutsche Städtetag im sogenannten Bibliotheksplan die Forderung fest, daß die Bibliotheken pro Kopf der Bevölkerung zwei Bücher bereitstellen sollen. Erreichte Zahl bis heute: knapp eins. Vergleichszahlen für Dänemark: 27, für England: 19.

Szenen aus bundesdeutschen Bibliotheken: Die Stadtbibliothek Köln soll 13 Prozent der Planstellen einsparen und fünf Zweigstellen schließen. Duisburg muß in diesem Jahr sieben von 38 Büchereien zumachen. Die Technische Informationsbibliothek Hannover bestellt eintausend Zeitschriften ab. Von den 14 Großstädten mit über 400 000 Einwohnern konnten 1981 noch vier ihren Bucherwerbungsetat um etwa die Höhe der Inflationsrate erhöhen, ihn also bei plus minus null halten. Die anderen mußten Kürzungen hinnehmen, Hamburg um 20 Prozent, Bremen um 24 Prozent. Städte wie Paderborn, Mühlheim/Ruhr, Oelde und Augsburg haben Benutzungsgebühren eingeführt.

Die Reduzierung der Bibliotheksetats bestätigt nicht nur ein weiteres Mal die Geringschätzung von Kultur in diesem unserem Lande. Sie wird direkte Auswirkungen haben, beispielsweise auf die Möglichkeit der Bibliotheken, Autorenlesungen zu finanzieren. Betroffen sind die Verlage - besonders wissenschaftliche - die rund 10 Prozent ihrer Produktion an die Bibliotheken liefern. Proteste gegen diese Entwicklung kamen bisher nur von Verbandsfunktionären. Hans Josef Mundt von der Zentralstelle Bibliothekstantieme (ZBT): »Diese Einbrüche (bei den Bibliotheksetats) sind festzustellen, während die Bedeutung der Bibliotheken ins geradezu Unabmeßbare steigt infolge der wachsenden Arbeitslosigkeit mit dem Zwang zur Schulung, Umschulung und zu weiterbildender Beschäftigung; dies vor allem für die Jugendlichen in den entscheidenden Jahren dafür, ob sie den Weg zum Buch finden oder nicht.« Der Sparangriff auf die Bibliotheken sabotiert ganz nebenbei den »Bibliotheksgroschen«, die Altersversorgung der Autoren. Seit 1973 haben sie Anspruch auf Tantiemen aus der Buchausleihe der Bibliotheken.

Auch die rund 3800 Buchläden müssen mit der verschärften Lage fertigwerden. »Bücher in. Massen zu produzieren, fällt leicht, problematisch ist dagegen diese Bücher unter die Leute zu bringen«, so der Betriebsberater Johannes Immken. Die Buchhändler können steigende Kosten eigentlich nur durch Personalabbau auffangen. Das jedoch ist praktisch unmöglich, da die Bücherflut auch in Zukunft nicht abnehmen, sondern wahrscheinlich noch weiter ansteigen wird. Außerdem würden sich die Buchhändler damit der Möglichkeit der persönlichen Beratung berauben - just jenes Arguments, das sie gegen den Versandhandel ins Feld führen.

Das Ausflöhen des Buchbestandes - was sich schlecht verkauft, wird nicht mehr geführt - ist ein beträchtliches Risiko. Wenn ein Kunde zum wiederholten Mal das gewünschte Buch nicht vorrätig findet, wird er entweder den Buchladen wechseln oder der Buchhändler muß jeweils Einzelbestellungen aufgeben. Fast jedes Buch kann besorgt werden, in den großen Städten sogar von einem Tag zum nächsten. Da wegen der Preisbindung für Bücher der Wettbewerb nicht über den Preis laufen kann, muß er über Beratung und Service-Leistungen laufen. Branchendienste geben den Buchhändlern fleißig Spartips: Raumtemperatur reduzieren, Raumhöhe reduzieren. »Der letzte macht das Licht aus.«

Ein Beispiel für völlig durchorganisierte Verkaufs- und Lagerhaltungsmethoden ist der Süßwaren-Konzern Hussel in Hagen, der 38 Montanus-Filialen betreibt. Titel, die wenig Umsatz machen, fliegen aus den Regalen. Seit dem Sommer werden die Montanus-Läden von einem Hussel-Manager geleitet, der gleichzeitig Geschäftsführer der Drogeriemarkt Fuchs-Kette ist. Drei Montanus-Läden wurden geschlossen, ein neuer in Gießen eröffnet.

Einen neuen Laden eröffnete auch der Buch- und Schallplattenversand 2001 * Die Filiale in Essen ist die zehnte und vorerst letzte. Geschäftsführer Wolfgang Müller: »Für jede zukünftige Neueröffnung werden wir einen alten, unrentabel gewordenen Laden schließen. «

Die Krise im Buchhandel wird so lange dauern, wie die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen so schlecht sind wie derzeit. Einiges deutet daraufhin, so Wolfgang Körner, Kolumnist der Zeitschrift »Buchmarkt«, daß die Einbrüche im Hardcover-Sektor der Unterhaltungs-Literatur, bei den Dannellas, Cords und Parettis, mit dem Video-Boom zusammenhängen. Da wird denn der Teufel mit dem Beelzebub ausgetrieben.

Am besten gerüstet scheinen die ganz großen und die kleinen Verlage. Die großen haben einen Taschenbuchverlag an der Seite oder einen Konzern im Rücken oder beides., Die kleinen müssen wegen ihrer geringen Kosten nicht unbedingt hohe Titelzahlen ausspucken oder große Auflagen erreichen. Zwar verfügen sie nicht über Dienstleistungs- und Kontaktstellen wie die großen Verlage. Doch ein Verlag mit 100 Beschäftigten ist nicht zehnmal so effektiv wie einer mit zehn.

In dieser Situation ist es wichtig, daß Ideen von Kulturpolitikern kommen. Der Hamburger »Literatrubel« vom September zeigt jedoch bespielhaft die Phantasie- und Perspektivlosigkeit sozialdemokratischer Kulturverwalter. Die Kulturbehörde spielte wie in jedem Jahr den großen Schwamm, der Programmvorschläge des Verbandes Deutscher Schriftsteller (VS) und anderer Gruppen ansaugt. Unfähig zur Entwicklung eigener roter Fäden, liegt das Schwergewicht wieder auf »Trubel«. Ein Spektakel auf dem Rathausplatz, Literatur zwischen Karstadt und Alsterhaus, zum schnellen Verbrauch im Vorübergehen bestimmt.

Eine weitere - und langfristig wohl die bisher sinnvollste - Chance für die Hamburger Kulturpolitik, Literatur ernsthaft zu fördern, steht kurz vor der Entscheidung. Die Autoren-Editon (AE), der in diesem Herbst zehnjähriges Jubiläum feiernde Autorenverlag, ist gefährdet.

Vor der Wahl zur Hamburger Bürgerschaft im Juni bekundete Kultursenator Tarnowski starkes Interesse, die AE nach Hamburg zu holen und zu subventionieren. Der im August von der Kulturbehörde herausgegebene »Kulturbericht« spricht davon, daß nur durch eine solche Maßnahme die literarische Situation Hamburgs nachhaltig verbessert werden könne. Im Programm der Kulturbehörde zum »Literatrubel« heißt es, daß die AE mit Übersiedlungsplänen nach Hamburg »liebäugele«.

Das ist schwer untertrieben. Der Autorenverlag ist existentiell auf Unterstützung angewiesen. Michael Schneider ist bereits zu Kiepenheuer & Witsch gegangen. Ein weiteres Mal geht es um die Vernichtung der Veröffentlichungsmöglichkeiten von Autoren.

Dabei ist die Aussicht sehr verlockend: AutorenEdition und Hamburger Filmbüro unter einem gemeinsamen Dach - das wäre die vielversprechende Möglichkeit zur Kooperation zweier autorenbestimmter Modelle. Der Hamburger Senat könnte hier wegweisend wirken. Kosten: 150.000 Mark im Jahr. Die müßten jedoch aus dem Haushalt entnommen werden und nicht etwa aus schon bestehenden Fonds wie dem Literaturförderungsmodell. Ich versage mir eine Prognose.

—

Literatur-Konkret 1982, S. 23

Klaus Herding

Ästhetik des Widerstands – Leben aus dem Untergang

»Plötzlich versteht man das alles«, schreibt F. W. Haug und die zersplitterte Linke ist sich einig in ihrer Zustimmung zu einem »Jahrhundertwerk«. Die unerbittliche Ehrlichkeit von Peter Weiss wird bewundert - notwendige Voraussetzung, nicht aber Ziel oder Substanz dieses Werkes. Ohne die ethische Dimension ist allerdings weder die zunehmende Wirkung dieser »großen Konfession« zu erklären, noch kann der Inhalt verhandelt werden.
Darum vorab, was mich an Peter Weiss besonders fasziniert hat: Erstens ist er gegen Konsens. Er trägt Konflikte aus. Ihm ist bewußt, daß die Aufforderung zum Konsens seit je der Verdeckung unterschiedlicher Standpunkte dient. Zweitens ist Peter Weiss gegen jede Art von Autorität (jedenfalls in diesem Werk), im Osten wie im Westen. Er stellt sich damit gegen willkürliche Festlegungen durch eine Partei, gegen Hierarchie. Wenn etwas Auszeichnung verdient, dann das Argument, der prüfende, skeptische, kritische Gedanke. Drittens: Weiss erkennt die Beschädigung des Menschen an; ihn würde es nicht stören, wenn ein Gesprächspartner einarmig oder trüben Sinnes wäre. Er sucht keine Einheit von Schön und Gut, schon gar nicht in der Kunst. Er mißtraut Leuten, von denen man sagt, mit ihnen könne man Pferde stehlen - selbst wenn es Genossen sind. Das Mißtrauen gegen alles »Urige« ist eine der hervorragendsten Qualitäten des Romans; Weiss gesteht damit ein, daß wir den Zivilisationsprozeß mit all seinen Folgeschäden nicht rückgängig machen können.

ALLEN WÜRDIGUNGEN, Lesehilfen und Nachrufen zum Trotz ist die »Ästhetik des Widerstands« noch immer ein Buch mit sieben Siegeln. Versiegelt bleibt, warum Weiss' Begriff des *Widerstands* sich von allem Gewohnten so grundlegend unterscheidet. Er meint ja mehr als den antifaschistischen Widerstand, über den er in der Tat wenig sagt, was »nicht ohnehin schon bekannt wäre« (Dilly). Unerforscht ist, warum die *Anarchie* eine so hervorragende Rolle spielt, da doch ihr Scheitern offen zutage liegt.

Zu klären bleibt, warum die *Hochkultur* so sehr im Vordergrund steht, obwohl Weiss einer Alltagskultur, einer Kultur von unten, so entschieden das Wort redet, und warum innerhalb dieser Hochkultur der Rückgriff auf die *Antike* noch einmal so hoch gehandelt wird. Entschieden bürgerliche Bildungstraditionen greift Weiss mit auf.

Unbeantwortet bleibt die Frage, warum der Arbeiter durchaus zum *Intellektuellen* werden soll, der doch am Ende selbst nichts erreicht. Unergründlich bleibt im ersten Zugriff, warum die zahlreichen neueren *Kunstwerke,* die das ganze Werk durchziehen, so einseitig ausgewählt sind: Kein Porträt, keine klassenkämpferische Aktion, kein einziges Bild, das Zuversicht oder gar Liebe verspricht; nichts, was uns an Weiss eigene surrealistische Phase oder an engagierte gegenstandsfreie Kunst heranführen könnte. Kein aufrührerisches Werk der Antike, keines der Französischen oder der Russischen Revolution steht im Mittelpunkt. Auch ist der Autor nicht gerade um Zeitgenossenschaft bemüht; mit »Guernica« (1937), also mit dem Beginn des historischen Kernzeitraums, endet das Kunstpanorama des in den siebziger Jahren geschriebenen Romans. Aber vor allem: Warum nennt Weiss sein Werk so provozierend *Ästhetik, da* er doch keine Kunstlehre, keine Lehre vom Schönen, keine Wahrnehmungstheorie anbieten will, da er keiner Ästhetisierung der Politik Vorschub leisten und sich schon gar nicht mit einer bloßen Politisierung der ästhetisch en Dimension begnügen will?

Vielleicht liegen siebenmal sieben Siegel auf' diesem Buch. Versuchen wir nur eines, das letzte, ein wenig zu lösen; das erste Wort des Titels immerhin. Merkwürdig genug, daß darauf niemand eingehen mag.

Haugs Feststellung, daß »man diese Kunstwerke als eingeschrieben in die Klassenkämpfe erfährt«, Dillys Beobachtung, die Kunstwerke schüfen besondere »Aufmerksamkeit« fürs tägliche Leben, sensibilisierten also für Handeln und Leiden außer der Kunst, Sprigaths Hoffnung, daß bildende Kunst den Kämpfern gegen den Faschismus im Buch »ein Stuck- von sich selbst zu erkennen zu geben vermag, um diesen Kampf zu bestehen« - das alles trifft zweifellos Zu, nur gilt es (hoffentlich) für jede historisch-materialistische Kunsttheorie.

Führt die »Ästhetik- des Widerstands« darüber hinaus? Und wohin? Was ist an dieser durch und durch »altmodischen« Einspielung der Kunst neu, nicht im Sinn einer auf Marktlücken zielenden Innovationsstrategie, sondern im Sinn einer Theorie, die sich mit der gähnenden Formel von »Kunst als Instrument der Arbeiterklasse« nicht ausloten läßt, ihr in den »Notizbüchern« sogar ausdrücklich widerspricht?

Ungewöhnlich ist, daß hier die *verlorene* Hoffnung zum Ausgangspunkt der Utopie wird. Liegt in den Kunstwerken der Schlüssel auch zur politischen Aussage (und Weiss sagt es selbst), dann bedeutet dies eine paradoxe Umkehrung, ein gewaltiges Stück Widerstand gegen immanente wie philosophische Kunsttheorien, gegen kontemplative wie operative Auffassungen in Ost und West.

Nicht: den Augenblick vor dem Höhepunkt als den spannungsreichsten darzustellen, nicht: den Gipfel selbst anzusteuern, nicht: sich zum Sieger der Geschichte zu erklären, ist das Ziel, aber auch nicht: im Künstler nur den Protagonisten des Leidens zu sehen, oder der klassischen Theorie des Umschlags, der Katastrophe zu folgen und damit das Kunstwerk auf ein Abbild zeitgeschichtlicher Tragödie zu reduzieren.

Untergangsbilder wählt er aus; aus ihnen entwickelt er die Dialektik von Verzweiflung und Hoffnung. Nur für sich? »Mit solcher Greifbarkeit waren die Bestürzung und Verzweiflung, die Wirrnis und Erstarrung geschildert, daß der Lesende sich mitten zwischen den Gestrandeten dünkte« (II, 11) - das verrät, daß Weiss diese Haltung auch auf andere überträgt.

Wozu aber die Phantasien des Scheiterns? Es wäre einfach, könnte man sagen, daß Weiss aus Extremsituationen die Kraft zum Oberleben zieht und dies als klassenkämpferischen Rat den Protagonisten weitergibt. Aber von Isolation, von quälender Unruhe, vom Herausgerissensein aus allen Zusammenhängen ist weiterhin, vorher und nachher, die Rede. Kunst nicht als Mittel, mit dem »Leben« besser fertig zu werden, nicht als stärkende Medizin; »den Schenkel eines verendeten Menschen« stellt er sich vor, nicht jenen archaischen Torso, vor dem Rilkes schöne Einsicht reifen konnte: Du mußt dein Leben ändern.

Weiss bietet keine vorgeformte Lösung an; darin ist der Roman (ganz im Gegensatz zu Gert Uedings Unterstellung) alles andere als hermetisch oder dogmatisch; gerade umgekehrt: daß diese Ästhetik sich dein Drang, sie politisch einzuordnen, auf der Stelle für sich zu verwerten, ihre Nützlichkeit einem Warentest zu unterwerfen entzieht, das wird noch viele Kritiker stören.

Doch warum die Untergangsbilder? Die Frage läßt sich nur lösen in Verbindung mit der anderen, warum Weiss überhaupt Werke der bildenden Kunst braucht, warum er seine Thesen nicht ebenso gut an literarischen Werken hatte entwickeln können.

Ich sehe drei Gründe: Offenbar ist das Bild für Weiss wegen seines anschaulich-greifbaren Charakters, seiner simultan erfahrbaren Ganzheit die einzige Instanz, die ihm ein volles, gedanklich-gefühlsmäßig umfassende Eintauchen in ein Stück reflektierter Wirklichkeit bietet. Zugleich setzt ihm das Bild genügend Widerstand entgegen, uni als eine andere, eine fiktive Welt erfahren zu werden. Wortgebilde nähern sich ihm Zu sehr der Reportage, sie hindern ihn manchmal, Erfindung und Erfahrung überzeugend zu verschränken.

Damit ist das Kunstwerk der entscheidende Vermittler zwischen Innen- und Außenwelt, zwischen dein Ich (das sich ganz im Bild verliert, darin »untergeht«) und der realen Leidenswelt, die davon zunächst unberührt bleibt (nirgends folgt Weiss idealistischen Theorien darin, daß die Erschütterung durch Kunst eine moralische Reinigung im übrigen Leben bewirke). Nur Untergangs-, Kreuzigungsbilder gleichsam, können, als Fiktionen, Distanz zum realen Untergang schaffen. Das ist nicht gleichbedeutend mit «Hoffnung« (keiner von denen, die im Roman den *Alkyoneus* vom Pergamonaltar in sich aufgenommen haben, überlebt; keinem ist als Person Auferstehung in Aussicht gestellt).

Diese Bilder haben eine umfassendere Funktion; Sie retten die wirkliche Zeit in die Romanzeit hinüber. Weil das Kunstwerk im Roman den historischen Prozeß unterbricht, aufhält, weil es das zeitgebunderte, vorüberziehende Ereignis übergreift, bietet es die (immer noch fiktive) Möglichkeit an, in der Aktualität nicht auf-, das heißt unterzugehen. Ein »Ausweg« (Vorzugswort des Autors) vielleicht, aber die einzige Aussicht auch, überlegen zu handeln, bloßem Aktionismus zu entgehen: »Traumrealismus« ist ein guter Ausdruck dafür.

Man sieht, mit welch anderer Perspektive Weiss den bürgerlichen Begriff des zeitenthobenen, des ewigen Kunstwerks wieder aufleben läßt. Darüber hinaus sind gerade die Untergangsbilder für Weiss auch Gleichnisse des Exils, nicht nur Präludien der Schlachtungen im KZ. Exil steht für eine nicht tödliche, aber todesnahe Entwurzelung. Die Bilder tauchen immer in Verbindung mit Szenen des Herausgerissenseins auf und bieten da Zuflucht, meinetwegen auch »Heimat«. Auch der reale Ort wird also durch das Kunstwerk aufgehoben, doch wiederum nur im Sinne eines »als ob«. Diese Zufluchtsmetapher könnte nun wirklich sehr »altmodisch« wirken, nahe Freuds Kunstbegriff, bliebe nicht das volle Bewußtsein des fiktiven Charakters bestehen. Also, Klare Sicht des Untergangs, aber ebenso eindeutige Distanz dazu und dadurch ein Einhalten des Kurses über das eigene Leben hinaus - das leistet für Weiss nur die Zuwendung zur bildenden Kunst.

Ganz sicher kommt hier der Einwand, das sei entweder pure Romantik oder eben doch ein starres System. Aber Weiss weigert sich, einen Kurs festzulegen; und im Gegensatz zu schwärmerischen Utopien ist seine eigene historisch konkret. Sich wiederzufinden im Bild des Untergangs, das ersetzt ihm schließlich auch die nationale Identität, deren Verlust Ueding bittere Krokodilstränen entlockt (dabei hat er die Stirn, diesen Verlust dem Autor selbst anzulasten). Die Funktion der Bilder als Ausweg, ein Kernstück der *Ästhet*ik, ist dem FAZ-Feuilletonisten völlig entgangen: Die gelassene Hinnahme des »schönen Scheins« und seine Rückgewinnung für die Veränderung der Wirklichkeit: das darf nicht sein.

Dabei ist für Weiss die aufhaltsame Präsenz des Bildes als eines Organs außerhalb des politischen Geschehens geradezu der archimedische Punkt, der die Reflexion des historisch-politischen Prozesses erst ermöglicht und ihn über das Scheitern des Einzelnen vorantreibt. Wieder klingt das privat, auf den exilierten Autor zugeschnitten. Aber von den Argumenten der »Ästhetik« aus gesehen, ist jedermann, der Kunstwerke über sie selbst und über sich selbst hinaus weiterdenkt, im Exil.

Weiss ist sparsam mit Rezepten; aber zwei Modelle für dieses Weiterdenken gibt er doch: Das der Antizipation, verwirklicht in der fast starrköpfigen Aneignung produktiver Arbeit im Bild des Vaters, und das der Abwehr von Unterdrückung, die Coppis Mutter im Pergamon-Altar verwirklicht sieht; beides löst weiterführenden Widerstand aus.

Dennoch: Obwohl gerade Peter Weiss die Verbindung von Ästhetik und Ethik wieder herstellt, ist seine Theorie die einzige, die ohne Forderungskatalog auskommt. Diese, philosophisch ausgedrückt ' totale Negation des Sein-Sollens ist vielleicht das Erstaunlichste.

So enthält die »Ästhetik des Widerstands« eine paradoxe Theorie: Die des extremen Rückzugs als Bedingung des möglichen Fortschritts. Daß dazu auch der historische Rückgriff gehört, daß die - für Weiss nie vollendete - Form des Kunstwerks über das Gelingen des Reflexionsprozesses entscheidet, steht auf einem anderen Blatt. Wir haben das Siegel nur eben berührt.

Literatur-Konkret 1982, S. 25

Hans Christoph Buch

Im Schatten kleiner Talente

Peter Weiss ist tot. Nur langsam fangen wir an zu ermessen, welcher Verlust uns betroffen hat. Peter Weiss blieb zeitlebens ein Fremder in den Doppelhaushälften der deutschen Literatur, ein später Gast.

VERLEGEN STAND ER VOR der Türschwelle, und mit Befremden beobachtete er die hektische Betriebsamkeit hier, die verordnete Ruhe dort. Nur selten bat der eine oder andere Staat Peter Weiss von Schweden, wo er wohnte, hinein, um ihm ein Ordensband oder einen Literaturpreis ans Revers zu heften und auf diese Weise zu demonstrieren, daß man, trotz der ideologischen Scheuklappen auf beiden Seiten, bereit war, literarische Leistung zu honorieren.

Im Westen, der seinen »Marat« mit stürmischen Ovationen gefeiert hatte, ließ man ihn rasch wieder fallen, nachdem man erkannt hatte, daß mit diesem Schriftsteller kein bürgerlicher Staat zu machen war; im Osten, der seine Arbeit bis dahin kaum zur Kenntnis genommen hatte, hob man ihn gleichzeitig aufs Podest der real-sozialistischen Kultur, ohne die Herausforderung anzunehmen, die in seinen Büchern steckte. Die Kritik beider deutscher Staaten hat, zustimmend oder ablehnend, lediglich auf den ideologischen Anspruch, das politische Selbstverständnis des Autors Peter Weiss reagiert. Sie hat dabei seine künstlerische Konstitution außer Acht gelassen, obwohl hier, wie ich meine, der Schlüssel zum Verständnis seines Werks liegt.

Portalfiguren 1

»Ich habe oft versucht, mich mit der Gestalt meiner Mutter und der Gestalt meines Vaters auseinanderzusetzen, peilend zwischen Aufruhr und Unterwerfung. Nie habe ich das Wesen dieser beiden Portalfiguren meines Lebens fassen und deuten können« (Abschied von den Eltern).

Für mich war Peter Weiss selbst eine solche Portalfigur. Mit neunzehn Jahren, im Frühling 1963, trampte ich nach Stockholm.

»Peter Weiss - konstnären« (P.W. - Künstler) lautete die Eintragung im Telefonbuch von Stockholm, das ich auf der Suche nach seiner Adresse konsultierte. Daß die Berufsbezeichnung wörtlich gemeint war, merkte ich erst, als ich dem Autor in seinem Atelier in der Altstadt von Stockholm gegenübersaß. Vor dem Fenster stand eine Staffelei mit Ölfarben; auf dem Fußboden häuften sich Berge von Zeitungen und Zeitschriften; an den schrägen Wänden ' waren Bildausschnitte befestigt, die Peter Weiss zur Herstellung von Collagen verwendete.

Seine Gegenwart machte mich befangen: nur schwer konnte ich den scheu, fast schüchtern wirkenden Mann, der stumm an seiner Pfeife sog, mit den Büchern in Verbindung bringen, auf deren Umschlag sein Name gedruckt stand und deren Lektüre mein Blut in Wallung versetzt hatte. Peter Weiss war als Gesprächspartner nie besonders ergiebig- nur zögernd und stockend gab er Auskünfte über sich und seine Arbeit, die nur , das sachlich Notwendige enthielten - keine brillanten Bonmots, keine intellektuellen Paradoxien, wie ich sie von einem berühmten Schriftsteller erwartete: alles, was er zu sagen hatte, war in seine Bücher eingegangen.

Ortschaften

Peter Weiss wurde am 8. November 1916 in Nowawes, einem Dorf an der Bahnstrecke von Berlin nach Potsdam, als Sohn eines jüdischen Textilfabrikanten geboren. Seine Kindheit und frühe Jugend verbrachte er in Bremen und Berlin. 1934 mußten seine Eltern Deutschland verlassen. In den folgenden Jahren zog er kreuz und quer durch Europa, unter Aussparung des Landes, in dem er geboren war und das ihn und seinesgleichen zu unerwünschten Personen erklärt hatte. Nach Zwischenaufenthalten in London und Prag, wo er an der Kunstakademie studierte, und im Tessin, wo Hermann Hesse ihn vorübergehend als Illustrator beschäftigte, gelangte er Ende 1940 über Frankreich nach Schweden.

Seitdem lebte Peter Weiss, abgesehen von gelegentlichen Abstechern nach Berlin und Paris, Hanoi und Havanna, in Stockholm. Obwohl ihm die schwedische Hauptstadt längst zur zweiten Heimat geworden war, schilderte er, als Klaus Wagenbach ihn 1965 einlud, etwas für seine Anthologie »Atlas« zu schreiben, nicht die Altstadt von Stockholm mit ihren oxydierten Kupferdächern, sondern eine entlegene Bahnstation, die er nur vom Hörensagen kannte und wo er höchstens ein paar Stunden zugebracht hat: Auschwitz. »Es ist eine Ortschaft, für die ich bestimmt war und der ich entkam. Ich habe selbst nichts in dieser Ortschaft erfahren. Ich habe keine andere Beziehung zu ihr, als daß mein Name auf den Listen derer stand, die dorthin für immer übersiedelt werden sollten.«

Die Sätze sind wörtlich zu nehmen: Peter Weiss hat den Holocaust nur durch Zufall überlebt. Von daher die Fremdheit - von erzwungener Entfremdung übergehend in wachsendes Befremden - die er für den Rest seines Lebens Deutschland - beiden Deutschlands - gegenüber empfunden hat. Peter Weiss war und blieb ein Emigrant. Sein Internationalismus entsprang nicht theoretischer Einsicht wie bei den revoltierenden Studenten von 1968, war keine schicke Pose wie der Kosmopolitismus von Enzensberger, sondern eine durch existentielle Erfahrungen erzwungene Notwendigkeit.

Stockholm hat ihm nie das bedeutet, was Danzig für Günter Grass, Köln für Heinrich Böll, die Bodenseeregion für Martin Walser gewesen ist: eine Landschaft der Erinnerung, mit deren Hilfe sich der Autor seiner eigenen Identität versichert. Trotzdem war Peter Weiss als Schriftsteller keineswegs unbehaust - im Gegenteil: der *genius loci,* die Evokation der Städte und Stätten, an denen er gelebt und gearbeitet hat, durchzieht sein Werk von den frühen, autobiographischen Romanen bis zur »Ästhetik des Widerstands«, die man *auch* als archäologische Arbeit lesen kann: als Versuch, die verschüttete Physiognomie von Berlin oder Stockholm unter den Trümmern des Zweiten Weltkriegs und unter dem Beton der Stadtsanierung hervorzugraben.

Eng verbunden mit seinem Internationalismus ist Peter Weiss' Urbanität, im doppelten Sinne von städtisch und weltläufig: Natur erscheint in seinen Romanen zumeist als dumpfe Unnatur, plattes Land wie im »Schatten des Körpers des Kutschers« oder feindselige Wildnis wie in »Fluchtpunkt«, wo er mit grimmigem Humor seine Arbeit als Holzfäller in den Urwäldern Nordschwedens geschildert hat. Die Natur hat für Peter Weiss ihre Unschuld verloren; sie hält keinen Trost mehr bereit - in der »Ästhetik des Widerstands« taucht sie nur noch als Kriegsschauplatz oder Verbannungsort auf.

Portalfiguren 2

Mit seinem Drama »Die Verfolgung und Ermordung Jean-Paul Marats« hat Peter Weiss nicht nur die Revolutionserwartung der 60er Jahre auf die Bühne und auf den Begriff gebracht, er hat zugleich die beiden Pole seiner Arbeit und seines Lebens definiert, »peilend zwischen Auflehnung und Unterwerfung«.

Die Portalfiguren des Dramas, Marat und Sade, tragen stellvertretend einen Konflikt aus, der Peter Weiss' gesamtem Werk, und mit ihm einem Großteil der zeitgenössischen Kunst, zugrundeliegt: der Konflikt zwischen Ästhetik und Politik, Aktion und Kontemplation, Subjektivität und Objektivität, den der Autor auch am Beispiel von Trotzki und Stalin, Marx und Hölderlin exemplifiziert hat.

In »Marat/Sade« wird der Widerspruch noch dialektisch in der Schwebe gehalten im Sinne eines tragischen Konflikts, dessen Kontrahenten jeder für sich im Recht sind - die Wahrheit liegt auch nicht einfach in der Mitte zwischen beiden, und gerade das macht die philosophische Aktualität des Stückes, seine Dialektik, aus. Aber schon in der von Peter Weiss favorisierten Rostocker Inszenierung von Anselm Perthes erscheint Sade als spätbürgerlicher *décadent,* während Marat als Fortschrittsmann von der Regie einseitig ins Recht gesetzt wird - eine Verkürzung des historischen Stoffes, gegen die der Autor nichts einzuwenden hatte, weil sie seiner inzwischen eingenommenen politischen Position entsprach: ein Beispiel mehr dafür, daß das ästhetisch gelungene Werk vielschichtiger, und damit klüger ist als die Absichten seines Verfassers.

In den späteren dokumentarischen Dramen von Peter Weiss verengt sich der dialektische Widerspruch dann immer weiter zur eindimensionalen Propaganda. Trotzki und Hölderlin wirken auf der Bühne wie Karikaturen ihrer historischen Urbilder, Wachsfiguten aus einem Weiss'schen Revolutionspanoptikum, und es erscheint nur folgerichtig, daß zu guter Letzt Doktor Marx als *deus ex machina* auf dem Holzfahrrad daherkommt. Wer aber den literarischen Qualitätsverlust auf zunehmend einseitige politische Parteinahme zurückführen wollte, macht es sich zu leicht. Die tieferen Ursachen dafür sind selbst ästhetischer Natur: Peter Weiss war nie ein Dramatiker im Brechtschen bzw. im aristotelischen Sinn, genausowenig wie er ein Epiker im Sinne von Grass oder Grimmelshausen gewesen ist.

Alle seine Stücke, von »Mockinpott« und »Nacht mit Gästen« bis zur Dramatisierung von Kafkas »Prozess« sind als Abfolge lebender Bilder konzipiert, und das gilt in fast noch größerem Maß für seine Romane: die »Ästhetik des Widerstands« ist auf weite Strecken ein Kompendium der Kunstgeschichte, eine Schule des Sehens viel mehr als ein politischer Schulungskurs. Selbst Peter Weiss' bühnenwirksamstes Stück, der »Marat«, kennt keine Entwicklung im Sinne der klassischen Dramaturgie; die Handlung tritt auf der Stelle; es ist ein statisches Tableau, ein coitus interruptus, bei dem Sade als Regisseur immer wieder Charlotte Corday in den zum Dolchstoß ausholenden Arm fällt.

Die Montagetechnik, der surrealistische Choc, die er in seinen Collagen anwandte, kennzeichnen auch seine Prosa: im »Schatten des Körpers des Kutschers« wird die Beschreibung der Eß- und Verdauungsvorgänge ebenso unvermittelt mit inneren Monolog- und Dialogfetzen kontrastiert wie später, in der »Ästhetik des Widerstands«, ideologische Erörterungen mit Schilderungen von Häusern, Straßen und Interieurs oder mit Kunstbetrachtungen durchsetzt sind.

Der Hinweis auf die innere Kontinuität von Peter Weiss' Werk stellt die politische Entwicklung des Autors nicht in Frage; aber der Mitte der 60er Jahre vollzogene Übertritt zum Marxismus markiert keineswegs einen so radikalen Bruch, wie es Peter Weiss selbst hingestellt hat. Weder war er vor 1965 ein unpolitischer Künstler, noch wurde er danach automatisch

zum ungebrochenen Revolutionär: beides sind nachträgliche Projektionen, ähnlich wie die proletarische Wunschbiographie, die Peter Weiss in der »Ästhetik des Widerstands« sich selbst auf den Leib zu schreiben versucht hat.

Die antibürgerliche, antifaschistische Grundhaltung war in seinem Leben und Werk von Anfang an präsent - das Auschwitz-Stück »Die Ermittlung« zum Beispiel stammt noch aus seiner vormarxistischen Zeit - und auch danach war Peter Weiss keineswegs der orthodoxe Parteischriftsteller, als der er sich gelegentlich drapiert hat. Warum sonst hätte er ein Drama über Trotzki geschrieben, das ihm den Zugang zu den Bühnen der DDR wieder verschloß, deren Türen sich gerade erst für ihn geöffnet hatten? Warum sonst hätte er, zusammen mit zahlreichen Schriftstellerkollegen in Ost und West, gegen die Ausbürgerung von Wolf Biermann protestiert?

Auf der anderen Seite gibt es im Werk von Weiss, ähnlich wie bei Brecht, dogmatische Äußerungen, von denen er, vielleicht wider besseres Wissen, nicht mehr abgerückt ist: etwa zur Massenflucht der Boat-People aus Vietnam, die er pauschal als reaktionäre beziehungsweise kriminelle Elemente abqualifizierte, die mit Reichtümern beladen das Land verlassen hätten. Peter Weiss mußte sich daraufhin von der schwedischen Presse daran erinnern lassen, daß seine eigene Familie vor vierzig Jahren unter ganz ähnlichen Anschuldigungen aus Deutschland emigriert ist.

Erscheint seine unkritische Solidarität mit Vietnam doch noch verständlich vor dem Hintergrund dessen. was der US-Imperialisinus und die Gleichgültigkeit der Europäer diesem kleinen 1 and angetan haben, so braucht sein Schweigen zu den Vorgängen in Polen und Afghanistan doch keineswegs Zustimmung zur sowjetischen Interventionspolitik zu bedeuten. »Es ist kein geringes Lob, nur solche Fehler begangen zu haben, die ein jeder hätte vermeiden können«, schrieb Lessing einmal über Winckelmann. Insofern sind auch politische Fehleinschätzungen aus seinem Mund kein Ausdruck ideologischen Schwankens oder opportunistischer Anpassung, sondern bezeugen sein unbedingtes Festhalten an seiner einmal für richtig erkannten marxistischen Ausgangsposition, inmitten einer bis zum Haß feindseligen bürgerlichen Umwelt.

Heraklesarbeit

Zu Beginn der 70er Jahre hatte sich Peter Weiss literarisch und politisch in eine Sackgasse manövriert, aus der er sich schreibend zu befreien versuchte: Resultat der Kraftanstrengung, mit der er die lebensbedrohende Krise überwand, war die dreibändige «Ästhetik des Widerstands«. Während der Arbeit an der Trilogie hat sich Peter Weiss immer wieder mit Herakles verglichen, der die heimliche Hauptfigur, sozusagen den Wappenkönig des Roman, bildet: wie Herakles, der die Welt von mythologischem Ungeziefer säuberte und für Atlas das Himmelsgewölbe trug, hat der Autor sich eine ganze Welt auf die Schultern geladen und versucht zugleich, in einem prometheischen Kraftakt, das Auseinanderstrebende mit Gewalt zusammenzuzwingen: Kunst und Revolution, Ästhetik und Politik- eine Sisyphusarbeit, der er am Ende erlag.

Rückblickend von der Tatsache seines viel zu frühen Todes wirft die Romantrilogie ganz andere Fragen auf als diejenigen, die sich Peter Weiss schreibend zu beantworten versuchte. Die »Ästhetik des Widerstands« ist jenseits aller literarischen Strömungen der Gegenwart angesiedelt, und sie stößt in Regionen vor, die vor Peter Weiss noch kaum jemand betreten hat. Der Roman führt den Widerstand nicht nur im Titel, er leistet selbst Widerstand gegen die nivellierenden Tendenzen der Zeit, die mit dem Wort »Tendenzwende« nur ungenau umschrieben sind: Kulturvernichtung wäre besser - ob sie nun im Zeichen des kapitalistischen Konsums erfolgt oder im Namen einer realsozialistischen Bürokratie, die alles Lebendige aus der offiziellen Kultur wegadministriert.

An die Stelle der utopischen Hoffnungen von 1968 ist der Blick zurück getreten, ein archäologischer Blick, der das verschüttete Erbe der Kunst und der Revolution unter den Trümmern der Gegenwart hervorgräbt. Der Roman ist das kollektive Gedächtnis der Vergangenheit, ein Nekrolog für die in den Lagern der SS, den Kerkern der Gestapo *und* in den Kellern der GPU Gefolterten und Ermordeten. Der Erzähler begleitet sie auf ihrem letzten Gang: das nüchterne Protokoll über die Hinrichtung der antifaschistischen Widerstandskämpfer in Plötzensee am Ende des dritten Bandes gehört zum Beklemmendsten und Erschütterndsten, was derzeit in deutscher Sprache zu lesen ist *

Nichts wird beschönigt, kein Detail der grauenvollen Hinrichtung bleibt dem Leser erspart - und doch blitzt am Ende in der Niederlage, im Augenblick der äußersten Erniedrigung ein Moment der verlorenen Hoffnung auf: in der einfachen Menschlichkeit derer, die ihrer Menschenwürde beraubt, wie Tiere zur Schlachtbank geführt werden - die Szene enthält mehr »Wahrheit« als alle ideologischen Erörterungen des Romans, die, selbst in der Negation, noch der Sprache der Macht verhaftet bleiben.

Auch die großen Kunstwerke, an denen Peter Weiss seine »Ästhetik des Widerstands« demonstriert, Pergamon-Altar, Floß der Medusa und Guernica, sind Apotheosen des Sterbens, Bilder von Tod und Zerstörung. Hier, in der fast nekrophilen Besessenheit, mit der der Autor den kollektiven Untergang seiner Helden nachvollzieht, das Scheitern seiner Hoffnungen eingesteht, hat der Roman seine Wahrheit, die jede ideologische Teilwahrheit transzendiert und als politische Zwecklüge entlarvt.

Die Erforschung und Vermessung des dreibändigen Romanmassivs mit seinen Höhen und Tiefen, Gipfeln und Niederungen steht noch aus. Die Kritik hat positiv oder negativ, nur auf die ideologische Botschaft des Buches reagiert. Dabei war Peter Weiss' Romantrilogie als Darstellung der Geschichte der Arbeiterbewegung schon zum Zeitpunkt ihrer Entstehung überholt: allzu schematisch ist die Klassenanalyse ausgefallen, allzu naiv die Hoffnung auf Einheit, die wie ein roter Faden - hier stimmt die abgegriffene Metapher - das dreibändige Werk durchzieht. Über die wirklichen Bedingungen, unter denen Männer und Frauen im spanischen Bürgerkrieg, in Nazideutschland und im skandinavischen Exil lebten und Widerstand leisteten, geben die Augenzeugenberichte der Betroffenen und die Memoiren der Überlebenden verläßlichere Auskunft. »Ich würde schreiben, was sie nie gesagt haben«, heißt es am Schluß der Trilogie, die als fiktiver Roman, und nicht als historische Dokumentation gelesen werden muß.

Epitaph

Wie der chinesische Maler in der Legende ist Peter Weiss am Ende in das von ihm geschaffene Werk eingegangen. Der Ich-Erzähler tritt im Verlauf des Romans mehr und mehr zurück und ist schließlich ganz im Kollektiv aufgehoben. Er verteilt sich auf viele Personen, deren Namen und Schicksale zwar historisch beglaubigt sein mögen, die aber nichtsdestoweniger Projektionen ihres Autors darstellen: Stahlmann, Rosner, Hodann, Rosalinde Ossietzky, Lotte Bischoff, Wehner, Brecht usw. -jedem von ihnen hat der Erzähler Züge von sich selbst verliehen. Hinter der proletarischen Maske wird der wirkliche Peter Weiss sichtbar, dessen Lebensweg, von Berlin und Bremen über Prag und Paris nach Stockholm, auf weite Strecken parallel zu dem seines Helden verläuft. Bruchstücke seiner Biographie, die schon in »Abschied von den Eltern« und »Fluchtpunkt« auftauchen, kehren fast unverändert in der »Ästhetik des Widerstands« wieder, die auch als verkappte Autobiographie gelesen werden kann: Die elterliche Wohnung, die Textilfabrik des Vaters, das Sterben der Mutter. Die fortdauernde Rechenschaft über sich selbst, die Peter Weiss vor seinen Lesern ablegt, hat nichts Eitles oder Exhibitionistisches an sich - im Gegenteil: er abstrahiert dabei stets von der eigenen Person, die hinter der *dritten* Sache zurücktritt, sei es nun die Kunst oder die Revolution - für Peter Weiss zwei Seiten derselben Medaille. Die literarische Meisterschaft, die er erreicht hat, flog ihm nicht zu, sie war das Ergebnis lebenslanger, unermüdlicher Arbeit: erst spät, mit über vierzig, nach jahrzehntelanger Inkubationszeit, in der er erfolglos schrieb und experimentierte, erschien sein erstes Buch in deutscher Sprache, der Mikroroman »Schatten des Körpers des Kutschers«. Der Büchnerpreis, den er spätestens mit dem »Marat« verdient hatte, blieb ihm zu Lebzeiten vorenthalten: andere, kleine Talente, die sich nicht soweit vorgewagt hatten wie er, bekamen ihn statt seiner.

Als ich Peter Weiss, wenige Tage vor seinem Tode, in Berlin wiedersah, steckte er voller Pläne: die Inszenierung von Kafkas »Prozess« und die Sisyphusarbeit der »Ästhetik« lagen hinter ihm, er wollte einen neuen Roman schreiben, nach Berlin übersiedeln, sich aus privaten und politischen Verstrickungen befreien. Der Tod hat ihm und uns einen Strich durch die Rechnung gemacht. Nur langsam beginnen wir zu ermessen, welcher Verlust uns betroffen hat.

Literatur-Konkret 1982, S. 29

Michael Ben

Lenins Affe und verschiedenes

Über die Teile des Problems und dieses selbst bei Peter Weiss, Harry Belafonte, Peter Hacks und ganz anderen: die prähistorische Aufgabe des Jahrhunderts

DAS LEBEN NACH DEM TOD von Peter Weiss ist das der anderen, unseres. Nicht als letztes Großkunstwerk der Südwestfunk-Bestenliste, sondern im Gebrauch funktioniert sein Riesenroman, der die Dimension einer notwendigen Entwicklung von Kunstproduktion und Kunstbenutzung vorzeichnet, eine Methode für beides. Die gänzlich antinaturalistische Darstellung wesentlicher Zusammenhänge und verdrängter Aspekte aus den drei schwersten Jahrzehnten der deutschen Arbeiterbewegung beschränkt den Leser nicht auf die Kunst des beruhigten Genusses kleiner Erregungen durch den Widerstand der Ästhetik. Theoretische und praktische Kritik, Widerlegung und handelnde Bestätigung werden herausgefordert durch die »Ästhetik, des Widerstands«, eine Ästhetik des Klassenkampfes in Material Lind Zweck.

Sie verweigert sich Dogmatikern der Halbheit, den Kämpfern reiner Politik und mehr noch Literaturbetrieblern, die sich mit den Maßstäben für liberalen Zwergwuchs anschleichen, um dem Kommunisten und Künstler abwechselnd das eine oder andere wegzustutzen. Wer zu Lebzeiten des Unausgewogenen kaum gewagt hätte, eine Antwort zu provozieren, meldet jetzt einen unermeßlichen Verlust an, bevor er gerade die wissenschaftlich genauen, parteilichen Positionen von Peter Weiss, den ganzen Mann als Schönheitsfehler seines Werks beklagt.

Sieben Jahre nach Erscheinen des 1. Bandes wird dem nichtlesenden Kritikenleser ein politisch gereinigter Brei aus öffentlicher und herrschender Meinung angedient. Aber hinter den verkehrten Vorzeichen der schwülstigen Nekrologe und kleinkarierten Schulmeistereien steckt Orientierung. Goethe: Was ihr den Geist der Zeiten heißt / Das ist im Grund der Herren eigner Geist.

Vom Auto- zum Autor des Jahres - im Falle Peter Weiss vorsichtshalber postum, uni einen Punkt zu machen. Für die wirklichen Kunstneuigkeiten interessieren sich unsere Juroren und Literaturfeldwebel sowenig, wie für das Neue in der Wirklichkeit. Die Soldschreiber einer quasi naturwüchsigen Reaktion, des Marktes, arbeiten für den Themenwechsel, den nächsten Namen, das neue Geschäft. So werden wir von Peter Weiss zu einem Sowieso geschickt, etwa zu Peter Handke, seinem »Über die Dörfer« und auf den Mist. Wer wir? »Die zu früh haltgemacht haben.« Für solche, die voll Weiss zur Tageskarte á la Handke, vom Publikumsveränderer zum Publikumsbeschimpfer zurückwollen, steht im Belafonte-Buch, das ihm der Zöllner Amendt abverlangt hat: Wenn malt nichts dazu beiträgt, die Probleme zu lösen, wird man selbst zum Teil des Problems.

Die offensive Rechte stellt neue Aufgaben, raffiniert und bescheiden: ein bißchen schleißiger Optimismus, Krisen-Tingl-Tangl ohne Anspruch auf Haltbarkeit und Billigstgebote. Gegen die Grünen mit Ernst Jünger zurück zur Natur und wieder ein paar Nietzsche-Bände in die Spießer-Stuben. Neuere Bücher werden literatur-imanent mit Trend-Etiketten benannt, nicht etwa als Sprößlinge einer politisch definierten Epoche des Wechsels zu einer neuen Gesellschaftsordnung. Die Enkel fechten's besser aus hieße ja, daß das Innere der Gegenwart die bewußte Geschichte ist und die Zukunft den alten- und neuen Bewegungen gehört, den Zeitgenossen und Weltverbesserern mit ihrem Interesse an uns wie an sich selbst, den Pazifisten und den garnicht pazifistischen Anhängern einer realen sozialen Demokratie, denen mit der nie zu befriedigenden Genußsucht und denen, die heute über die völlig ungeklärten Wege zur Revolution beraten wie Peter Weiss.

Sie alle werden zur Zeit besonders häufig voll matten einstigen Freunden zum »historischen Herangehen« ermahnt, soll heißen das Gegenteil: der Kampf ist vorbei, bevor er begonnen hat. Scheinbar seriös und kritisch den tendenzgewendeten Sachzwängen erlegen, wird das Bedrohliche, das Fremde, Neue, Zukünftige der unbegreiflich Hartnäckigen als alter Hut deklariert - Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, als wäre es nur die bürgerliche Phrase und nicht der Inhalt des Kommunismus. Allerdings steht das alte System noch - was die Ritter der laufenden Konjunktur für einen zu vernachlässigenden Gemeinplatz halten.

Historisches Herangehen all die Tagesfragen ist tatsächlich das Gegenteil voll realpolitischer Anpassung und im Übrigen das literarische Fleisch. Es sind weniger die Themen als ihre Bearbeitungen, die die heutigen Bedürfnisse befriedigen oder nicht. Handkes »innige Ironie« könnte trotz ihrer geschäftsunfähigen Anleihen bei Frieden und Umwelt auch vor 3.000 Jahren spielen. Statt beim Bochumer Friedensfest oder für den angegriffenen Bernt Engelmann unliebsam aufzufallen, beschäftigt sich der Epigone von Hofmannsthals »konservativer Revolution« mit der Ersetzung der Gegenwart durch das Präsens.

Auf den diesjährigen Salzburger Festspielen ließ Handke zu Arbeitern Verkleidete und seine Jederfrau »Nova« in Wim Wenders Regie einen Kulturprogrammentwurf für die erwartete CDU-Regierung aufsagen: »Seid absichtslos... kann nicht der Beton zurück zu Urgestein gedacht werden.. - nicht jeder kann alles, aber jeder kann alles sagen... Euch Kadavern fehlt

nur noch das deutliche Krepieren!... Seinsvergessene!... das Hiergelände, ja dieser stumme Friedhof ist mein Ausgangspunkt - meine Kultur!... es gibt weder Erkenntnis noch Gewißheit- - was ich denke, denke ich allein... es stimmt freilich, daß es in eurer Geschichte keinen einzigen stichhaltigen Trost gibt... die Künstler sind die Lebensfähigen - sie bilden das Volk. Übergeht die kindfernen Zweifler... Seid dankbar. Die Dankbarkeit ist die Begeisterung und erst das Bedankte erscheint als die Dauerform... liebt eines, es genügt für alles... Zeugt das Friedenskind!... Krieg, laß uns in Ruhe!... Zeit, ich habe dich!... Leute von jetzt, entdeckt einander als... Raumaushalter... seid die Götter der Wende... und jetzt zurück auf eure Plätze, jeder auf den seinen. Bewegt euch in unauffälliger Langsamkeit... seid himmelwärts«

Karl Marx: Die Sprache ist die unmittelbare Wirklichkeit des Gedankens. - Hegel: Schade für die Wirklichkeit. Jeder kann sich ändern, aber Gott -sei-dank ändert sich nicht jeder, sonst könnte Reich-Ranicki den Handke zur Hoffnung des Proletariats ernennen. Spaß beiseite, bei Belafonte/Amendt sagt der Jazz-Musiker, der auf dem Schiff nach Europa in einer schönen Nacht an der Reling lehnt, zu einem Kollegen: Mein Gott, sieh nur, soviel Wasser! Nach einer Weile antwortet der andere:Ja, und das ist nur die Oberfläche!

Die Entwicklung der Sprache zwischen den Ur-Arbeitskameraden zwecks gemeinschaftlicher Produktion und die Entwicklung der Menschen zu gesellschaftlichen Wesen ist identisch. Literatur, der man ihre Ursachen nicht ansieht, ist unproduktiv. Bewußtsein spiegelt nicht die Beziehung des Individuums zu seiner natürlichen Umwelt, sondern die mit der Produktion entstandenen gesellschaftlichen Beziehungen. Handke indoktriniert mit moralisierendem Denkschrott. Peter Weiss nutzt die Sprache zur Vergesellschaftung der Welt.

Kurzsichtige Kunstuntersucher stoßen mit der Nase sogar an die Bildhauerarbeiten spanischer Kirchenportale, die sogenannten *Paradiese:* universell in- und auseinander erzählte große Szenenfolgen vom Paradies bis zur Apokalypse, aus der Zeitgeschichte und aus er Biografie des Künstlers. Was nicht ohnehin winzig ist, ermöglicht Ausschnitte, mikroskopierbare Einzelteile. Unter ähnlichen, von einem Karl-May-Georg-Lukács-Realismusbegriff verursachten Sehstörungen, leidet der Prototyp des literarischen Zipfelstürmers. Ihm scheinen die ideologischen Erörterungen von Weiss mit Schilderungen von Häusern, Interieurs, Straßen und Kunstbetrachtungen *durchsetzt* und folglich kein Wald, bestenfalls *Collagen* und *Montagen* von Bäumen, *postmodern* und surreal und dadurch immerhin besser als es die *normative Poetik* eines sozialistischen Realismus erlauben würde (offensichtlich so eine Art Dichter-Zölibat).

Was denn nun? würde ich ihn fragen, der da alle sich ausschließenden Kehrtwendungen einer ganzen Branche vortanzt, getrennt nur jeweils durch denselben anmaßenden Vor-Satz: doch Brutus ist gewiß ein ehrenwerter Mann. War die Partei-Skepsis von Peter Weiss dessen Anspruch an die Partei, so ist sie einem pseudolinken Federfuchs Anlaß, in erschöpfender Weise die eigene gänzliche Anspruchslosigkeit zu bekennen. Nur aus den frühen P.W.-Büchern fördert der fleißige Stellenleser Ambivalentes, also Liberalisierbares. Die späteren Stücke zu Auschwitz, Angola und Vietnam machen in eindimensionaler Propaganda. Wäre nicht die Kunst klüger als der Künstler, wäre nichts zu holen bei dem P.W., der als Mensch und Bürger alle wünschenswerte Zweiseitigkeit vermissen ließ, sich auch nach dem Sieg für Vietnam und nicht für die Boat-People einsetzte und die Sowjetunion nie auf eine US-Stufe gestellt hat.

Natürlich darf der liberale Buch-Gourmand nicht einfach unästhetisch politisieren, wie die Handke-fördernden Springer-Kollegen: P.W. mußte sich ja gelegentlich als *orthodoxer Parteischriftsteller* gerieren, um zu verstecken, daß ein visueller, Malereigeprägter Augenmensch eben weder Romane noch Stücke konstruieren, noch seine Absichten auf die Höhe des sprachlichen Begriffs bringen, oder gar Kunst und Revolution verbinden kann. Seine *Handlungsarmut* wird durch *Abfolgen lebender Bilder* kaschiert. Richtig entkommunistifizieren kann unser Pathologe den P.W., indem er eine innere Kontinuität des Werkes vor und nach dem *Übertritt* herausschält. Weiss bleibt weiß und wird höchstens gestreift, wenn mal die gemeinsamen politischen Ziele mit denen da nicht zu übersehen sind. Was Weiss eine proletarische Wunschbiografie nannte, ist selbstverständlich eine *nachträgliche Projektion* von der der P.W. auch kein *automatisch ungebrochener Revolutionär*

mehr geworden ist.

Die Hoffnungen des P.W., liest man, scheiterten an dessen nekrophiler Besessenheit vom Untergang seiner Helden (gemeint ist die Hinrichtung der deutschen Elite in Plötzensee). Nicht ohne Intimitäten-Kenntnisse anzudeuten, endet das Schlagetot-Lob mit der feinsinnigen Beobachtung, daß die ideologischen Teilwahrheiten des P.W. zu politischen Zwecklügen geronnen seien und daß der P. W. seinen - *dennoch viel zu frühen - Tod* vermutlich auch infolge einer *allzu schematischen Klassenanalyse* und einer *allzu naiven Hoffnung auf Einheit* erlitten hat, beziehungsweise ich kann garnicht soviel fressen... Zur Erholung Belafonte: Wenn irgendjemand mir sagt, Künstler sollen keine Politiker sein, so sage ich, meinen sie etwa alle Künstler oder meinen sie nur die fortschrittlichen?

Unter denen herrscht auf der hiesigen Baustelle nicht gerade Gedränge, aber was zwingt dazu, nach der internationalistischen »Ästhetik des Widerstands« eine ganze Weltliteratur über die Frankfurter Messe-Provinz zu vergessen, während von Lateinamerika bis zur Sowjetunion, von Afrika bis Frankreich über die Gesichter der jungen

Massen geschrieben wird? Nicht neue - anstelle der ungelösten gesellschaftlichen Aufgaben - und alte Mittel, sondern neue Mittel für die alte Aufgabe sind gefragt.

Alexander Kluge läßt seine Film-»Patriotin« von leibhaftigen SPD-Politikern verlangen: »Macht eine Geschichte, die zu lehren sich lohnt«. Peter Weiss hat sich eher an die Lernenden gewandt, die nach Marx für ihre Zukunft der besten Biene wenigstens das gleiche voraushaben müssen, wie der schlechteste Baumeister: den Plan im Kopf. Zur Formulierung dieser auch in der Literatur ungelösten Aufgaben ohne die lähmende Kleinlichkeit einer Beschränkung auf bestimmte Themen und Techniken steuert Peter Hacks sein fiktives Gespräch mit einem ‚andersartigen) Kritiker über die Klassiker der Zukunft bei:

Er: Der König Servius Tullius teilte alle römischen Bürger in sechs Klassen, nach dem besten Unterscheidungsmerkmal der Welt: nach ihrem Vermögen. Die reichste Klasse bedurfte keines besonderen Namens, sie war einfach: die Klasse. Ihre Angehörigen waren die classici. Der Sprachgebrauch der Ausbeuter identifizierte dann Wohlhabenheit mit Vorzüglichkeit, das Wort klassisch erhielt seine heutige Bedeutung. Die sechste Klasse dieser servianischen Verfassung aber, die ärmste, bildeten die proletarii. (Er steht auf, ein Triumphator. Er fährt fort): Wenn wir also heute von proletarischer Klassik reden, - und ich rede einmal davon, um den Gedanken spitz zu machen, - dann drücken wir mit diesen zwei Worten aus, daß die klaffende, uralte Wunde geheilt ist, das praehistorische Zeitalter der Ausbeutung abgeschlossen. Diese zwei Worte enthalten die Aufhebung des Widerspruchs von Produktivität und Genuß, das Ende aller Entfremdung, die Lösung der Aufgabe. Noch sind es freilich zwei Worte. Geben Sie diesem Begriff einen Inhalt, junger Mann; es ist ehrenvoll, am Anfang zu stehen.

Seinem eingeborenen Instinkt für Höhepunkte folgend, verließ mich der Kritiker nach diesen Worten. Ich verlasse meine Leser.

Literatur-Konkret 1982, S. 31

Hans Heinz Holz

Freibeuter ist gealtert

Ernst Jünger gilt als einer der großen Stilisten des 20. Jahrhunderts bei linken und rechten Literaten und Sprachwissenschaftlern. Eine Analyse seiner Werke zerstört diese Legende

IST ES NOCH NÖTIG, EINE Legende zu zerstören? Ich möchte den Lesern von *Literatur konkret* nicht unterstellen, sie seien für die Argumente jener Apologeten empfänglich, die den Abscheu des Ästheten Jünger vor den Untaten der Nazis in einen (verschwiegenen) Antifaschismus umdeuteten. Daß Jünger sich von Hitler abwandte, hat keine politischen, nicht einmal moralische Gründe, das läßt sich an dem weltanschaulichen Gehalt seiner Werke, auch noch der späten, zeigen. Wenn er dem »Völkischen Beobachter« den Abdruck seiner Schriften untersagte, so hatte das stilkritische Motive, und es gibt keinen Anlaß, Jüngers Ablehnung, sich den Nazis anzupassen, anders zu interpretieren, als daß er angesichts ihrer Vulgarität degoutiert gewesen wäre.

Kriegsverherrlichung, Menschenverachtung, Elitengesinnung ziehen sich - natürlich in Varianten, die dem Zeitlauf entsprechen - durch sein ganzes Oeuvre. Über den Ideologen Jünger sind die Akten geschlossen. Es wäre daher müßig, die altbekannten, oft ausgetragenen Gegensätze zu repetieren, den Streit zwischen seinen Kritikern und seinen Bewunderern zu erneuern. Oft genug treten diese und jene ja auf ganz verschiedenen Ebenen zum Kampf an und treffen sich darum überhaupt nicht, die einen klagen den Ideologen an, die anderen preisen den Stilisten.

Dies eben ist die Legende: Jünger sei einer der großen Stilisten der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts. Damit wird das Mißverständnis begünstigt, es gäbe eine von den Inhalten abgelöste und abhebbare sprachliche Qualität, die einem Schriftsteller seinen ästhetischen Rang verleihe. Natürlich ist die gute Literatur eben Kunst der Sprache, aber die Sprache ist »die Wirklichkeit des Gedankens« und der Stil nicht so separierbar von dem Inhalt, den er ausdrückt.

Gewiß galt also der Satz »le style c'est l'homme«. Die Beziehung von Stil und Weltanschauung ist allerdings vermittelt und kann nicht einfach als eine unmittelbare Weise des Ausdrucks gefaßt werden. Sie erweist sich in der Vorliebe für ein bestimmtes Vokabular, in der Art seiner Anwendung, in der semantischen Beschwörung eines bestimmten Lebensbereichs und -verhaltens; sie erweist sich in dem Verhältnis, das der Rhythmus der Sätze zu den in ihnen sich entfaltenden oder darstellenden Gedanken hat; sie erweist sich nicht zuletzt in der Syntax, in der logischen Verknüpfung der Elemente eines Satzes, in der Wahl und im Gebrauch der verknüpfenden Partikel.

Lassen sich in Jüngers Stil Indizien dafür finden, daß dem ideologischen Verdikt ein literarisches »non valet« entspricht, daß sein Denk- und Formulierungsvermögen dem eigenen geistigen Eliteanspruch nicht standhält, daß sein ästhetizistisches Gehabe (im Unterschied zu dem der wirklich großen Manieristen) sich als leer herausstellt, weil die angemaßte Form keinem Denkinhalt gemäß ist? Das zu prüfen, erfordert sprachkritische Kleinarbeit - und die ist (das hat Karl Kraus uns gelehrt) keine bloße Beckmesserei.

Es geht nicht mehr um den hektischen Stil Jüngers in den zwanziger Jahren, für den Peter W. Jansen die psychoanalytischen Triebfigurationen eines Lustmörders nachwies; eines Lustmörders, der seine Tat nicht nur auf dem Schlachtfeld begeht, sondern sich an ihr noch einmal in der Vorstellung, in der Beschreibung aufgeilt. Nicolaus Sombart rechnete Jünger mit gutem Grund zu den minderen Autoren jener Zeit, das Erstaunlichste an ihm sei sein Erfolg gewesen.

Der spätere Jünger soll uns hier interessieren, der angeblich geläuterte, der Erfolgsautor der fünfziger und sechziger Jahre, ausgezeichnet mit dem Großkreuz zum Verdienstorden der Bundesrepublik Deutschland, Träger von Literaturpreisen der Städte Düsseldorf, Bremen, Goslar und des Kulturkreises im Bundesverband deutscher Industrie, der aus der Hand Hans Filbingers den Schillerpreis entgegennahm, und dem nun der Goethe-Preis der Stadt Frankfurt zugesprochen wurde.

Was hat es mit dem gepflegten, ausgefeilten, nur vornehm pointierenden Stil auf sich, den die Darmstädter Jury für hohe Kunst hielt, als sie Jüngers »Subtile Jagden« zum Buche des Monats Dezember 1967 wählte? Stimmt es wirklich, was Alfred Andersch im »Merkur« behauptete: »Es erscheint Jünger physisch unmöglich, einen unklaren Satz zu schreiben«?

Wo Jünger beschreibt, Bestandsaufnahmen eines Stücks Natur macht, mag dies zutreffen. Doch Jünger ist - auch seinem eigenen Selbstverständnis nach - alles andere als ein Positivist, Naturalist. Er beschreibt Natur mit der Absicht der Reflexion, er will sie in uns als ein Bild erzeugen, das einen Sinn hat. Auf Schritt und Tritt unternimmt er den Übergang vom Gesehenen, Notierten zum Gedachten, Gedeuteten. Seine Intention, mehr zu sein als ein akribischer Mikrologe, muß ernstgenommen werden.

Wie aber liest es sich dann, wenn Jünger den Übergang zum Denken wagt? Da steht am Anfang eines Essays über Astrologie, der den ersten Teil des Bandes »An der Zeitmauer« ausmacht, folgender Satz: »Auch wer den astrologischen Typen und Prognosen Wirklichkeit nicht zubilligt, kann nicht bestreiten, daß sie in wachsendem Maße beachtet werden und damit Wirkung ausüben«.

Von der berühmten Klarheit ist hier nichts geblieben. Zwei Ebenen, auf denen Aussagen über Sachverhalte und Aussagen über Aussagen über Sachverhalte getroffen werden, gehen ununterschieden in einer Denkeinstellung auf. Natürlich muß jeder astrologische Prognosen als Wirklichkeit hinnehmen, denn diese Prognosen werden ja gestellt, die Frage ist vielmehr, ob man dem in astrologischen Aussagen Gemeinten, also nicht der Tatsache, daß es die Prognose gibt, sondern der Bedeutung, die sie für sich in Anspruch nimmt, einen Realitätsgehalt zuschreibt oder bestreitet «

Das sind zwei verschiedene Aussagebeziehungen. Dagegen läßt sich hinsichtlich astrologischer Typen erörtern, ob sie seine charakterologische Relevanz besitzen und schicksalhafte Determinationen - darstellen oder nicht, und ob sie also auf eine, wie auch immer zu bestimmende Weise, »wirklich« sind. Prognosen gegenüber ist eine solche Erörterung sinnlos, sie kann sich nur auf das in Prognosen Vorhergesagte erstrecken.

Eine solche gar nicht besonders subtile Unterscheidung von direkter und indirekter Rede, von intentio recta und intentio obliqua, sollte man bei einem Schriftsteller erwarten, für den Wirklichkeitsdarstellung sich in so hohem Maße mit Reflexion vermischt, der also die Einstellung der intentio recta immer wieder verläßt. Typen- und Prognosen durch ein koordinierendes »und« zu verbinden, ist einfach nachlässiger Stil, der auf verworrenes Denken schließen läßt, wie dieser ganze Satz überhaupt.

In dieser Art geht es gleich weiter: »Fast, jeder kennt heute sein Sternzeichen und mit ihm einen Aspekt seines Wesens, der bis vor kurzem den meisten unbekannt war, der ihnen nichts oder wenig bedeutete«. Ganz offenkundig stimmt hier der relativische Anschluß nicht, selbst der flüchtige Leser wird stolpern. Das Relativpronomen knüpft den Nebensatz an den singulären Wesensaspekt, von dem der Hauptsatz sagt, daß ihn fast jeder (also fast jeder einzelne) jetzt von sich kenne, und der Nebensatz soll besagen, daß dieser astrologische Wesensaspekt in den meisten Fällen dem einzelnen früher unbekannt war. Tatsächlich aber heißt es in dem Nebensatz, der Aspekt des einzelnen sei den meisten, also den anderen, unbekannt gewesen. Das ist verquollen formuliert, unklar gedacht.

Um zu zeigen, daß es sich hier nicht um eine einmalige Entgleisung handelt, sondern um eine logische Defizienz des Autors, sei die Wiederholung desselben Fehlers an einer zweiten Stelle dieses Essays angeführt: »Über die Realität der Astrologie soll kein Urteil gewagt werden. Der Streit um das, was wirklich an ihr ist, wird aufschlußreicher, wenn, man sich nicht an ihm beteiligt«.

So scheu vor dem Wagnis des Urteils brauchte der soldatische Abenteurer nicht zu sein: denn es ist keins. Die Realität der Astrologie steht fest, es gibt sie seit tausenden von Jahren. Was nicht feststeht, ist die Berechtigung des Anspruchs, daß astrologische Aussagen eine objektive Wirklichkeit decken. Der Streit wird nicht darum geführt, was wirklich *an* ihr ist, sondern was *in* ihren Lehren Wirklichkeit darstellt. Das ist ein logischer Unterschied. Von zuchtvollem Schreiben finde ich hier nicht die Spur-Jüngers Satz ist einfach ungenau.

Worauf ist dann aber die Legende von der stilistischen Präzision Jüngers gegründet? Er ist sicher ein Kleinmeister exakter Naturbeobachtung, dessen Wort auf eine bisweilen vielleicht -gezierte Art die qualitative Erscheinung der Tier- und Planzenwelt, ihren phänomenologischen eher als ihren naturwissenschaftlichen Aspekt abzeichnet, so wie es in alten Naturhistorien die Stecher mit höchster Akkuratesse getan haben. Auch hierfür sei ein Beispiel nicht unterschlagen.

Jünger erzählt, wie .sein Bruder ihm auf Sizilien eines Morgens einen Käfer bringt, den er auf dem Wege gefunden, ein Exemplar der Art Copris hispanus, das Spanische Mondhorn: »Ich sah das stämmige Tier, dessen Gestalt mit dem jäh ansteigenden Rücken an die eines Bisons erinnerte. Der Halsschild fiel senkrecht zum kleinen Kopf ab, den ein mächtiges Horn bewehrte, das der Gattung den Namen gibt.« Da ist in zwei Sätzen, eine so prägnante Beschreibung gegeben, daß jeder sich nicht nur den Körperbau des Tieres vorstellen kann, sondern auch noch nachzuvollziehen vermag, wie es den Betrachter anmutete.

Das scheint mir ein Muster an schriftstellerischer Empirie. Solche Sätze gibt es bei Jünger zuweilen auch in Reflexionszusammenhängen, etwa jenen, der noch einmal aus dem Astrologie-Essay stammt: »Ein Mensch, der bewußt nach dem Horoskop leben würde, gliche einem Schüler, der nach Vorlage schreibt. Er ~ würde nie über den Stand des Schülers hinauskommen. Die Fehler gehören zum Leben wie der Schatten zum Licht. Außerdem entzieht uns die Kenntnis der Stunde dem Griff des Schicksals nicht. Das ist ein Gedanke, der Shakespeare und Schiller faszinierte, ein Thema für Geister, denen das Leben als Drama erscheint. Caesar und Wallenstein waren gewarnt worden«.

Daran besticht die Knappheit der Andeutung eines schwierigen Sachverhaltes: die Dialektik von Freiheit und Notwendigkeit. Die Astrologie erscheint hier als eine Idee, an der diese Dialektik sichtbar gemacht werden kann. Den Schlüssel gibt der Schlußsatz: der Hinweis auf Caesar und Wallenstein als Dramenfiguren. Wo Jünger einen Sachverhalt als ästhetischen begreifen kann, reproduziert sich bei ihm die künstlerische Disziplin seines Gegenstandes.

Doch seine Absicht geht darüber hinaus, er zielt auf ein metaphysisches Lebensverständnis, das aus den Erfahrungen des Naturschönen wie des Kunstschönen erwachsen soll (wobei der Terminus »schön« hier nur das ästhetische Erlebnis eines Geformten bezeichnet). Nicht lange hält er sich bei der Beschreibung, bald läßt er die metaphysische Katze aus dem Sack: »Zuweilen, wenn ich eines dieser Wesen auf der flachen Hand hielt, fragte ich mich, warum sie so prächtig ausgestattet

sind. Wozu die kunstreichen Schienen, Panzer und Scharniere für ein Leben, das, von kurzem Lichtflug abgesehen, im Dunkel dahingeht, wozu der Goldschmuck für Arten, die, wie die Phanäiden, aus Kot geboren, dem Kote zustreben? Jedoch die Pracht befremdete mich kaum. Sie wies vielmehr auf einen mächtigen Spender, vielleicht auf einen großen Vater, der auch das geringste seiner Kinder weit über das Notwendige hinaus versorgt«.

Die Idee des Schönen verbindet sich bei Jünger mit der Idee der Teleologie, der vorgeplanten Zweckmäßigkeit in der Natur. Überall wird eine Absicht vermutet, die Natur als eine Künstlerin dargestellt, nicht in einer mythologischen Metapher, deren »Uneigentlichkeit« im Aussprechen bereits mitgedacht ist, sondern, vom Gleichnis verführt oder es zur Verführung benutzend, als eine real gemeinte Feststellung. Zum Beispiel: »Wenn wir die Sorgfalt bedenken, mit der wir einen Rubens, einen Poussin in unseren Museen bewahren und vor den Unbilden der Zeit zu schützen versuchen, so finden wir nichts Ähnliches im Umgang der Natur mit ihren Kunstwerken«.

Man beachte die mißbräuchliche Benutzung des »wenn-so-Schemas«, die eine Gattungsgleichheit zweier gattungsverschiedener Aussagen unterstellt. Oder: »Wir dürfen allerdings vermuten, daß die Natur mit solchen Unterschieden auch verschiedene Absichten verfolgt«. Die Differenz von subjektiver Weltsicht und objektivem Weltsein verschwindet, so wie zuvor die von Aussagen und Aussagen über Aussagen. Dem Mangel an stilistisch-logischer Präzision entspricht ein Mangel an ontologischer Exaktheit. Jüngers Lebensphilosophie ist irrational.

Da nun aber alle Gerichtetheit der Natur, alle Zweckhaftigkeit, die er annimmt, auf die Vernichtung des Individuums im Dienste der Erhaltung der Art hinausläuft, da es in der Natur keine Dialektik zwischen erfülltem Augenblick und zeitlicher Vergänglichkeit gibt, da Kampf und Tod die Charakteristika des natürlichen Seins sind, führt Jüngers Naturmetaphysik zurück zur Weltanschauung des soldatischen Heroismus, des kriegerischen Abenteuers.

Der Freibeuter ist gealtert, seine Züge gehen nun mehr ins Kleine, aber seine Haltung ist dieselbe geblieben wie in den Zeiten der »Stahlgewitter«. Weil *sie* heute *wie* damals auf die Klarheit des Gedankens verzichtet und sich der emotionalen Berauschtheit überläßt - wenngleich im Alter gemildert: darum schlägt ihre Sprache von der ihr nachgerühmten Präzision immer wieder in Ungenauigkeit und Denkfehler um. Nein, Jünger ist kein großer Stilist - und daß er dafür gelten konnte, ist nur ein Zeichen für die Degeneration des Sprachbewußtseins bei Literaten und Kritikern unserer Zeit.

Literatur-Konkret 1982, S. 34

Matthias Altenburg

Anstrengung beim Entstehen, Anstrengung beim Verstehen

WENN KÜNSTLER SICH als Teil einer sozialen Bewegung verstehen, spricht das für beide. Wenn diese Künstler auf die rasche Verwertbarkeit ihrer Produkte innerhalb der Bewegung spekulieren, unterfordern sie sich und ihr Publikum. Beispiel Friedensbewegung, Beispiel Hannes Wader.

In den ersten drei Strophen seines Liedes »Es ist an der Zeit« singt Wader (»Ich würde mich mehr als Dichter sehen«) von einem jungen Soldaten im 1. Weltkrieg. Der Text ist lebhaft und prägnant genug, um den Zuhörer in die Lage zu versetzen, Bezüge zur gegenwärtigen Kriegsgefahr herzustellen und selbst Konsequenzen zu ziehen. Aber Wader läßt uns nichts übrig; er singt weiter. In einer angehängten vierten Strophe beschwört er uns, selbst »für den Frieden zu kämpfen und wachsam zu sein«; er weist auf die Folgen eines möglichen kommenden Krieges hin und stellt abschließend fest: »Doch längst finden sich mehr und mehr Menschen bereit, diesen Krieg zu verhindern, es ist an der Zeit.«

Der Liedermacher scheint zu befürchten, daß sein Publikum zum größten Teil aus Doofis besteht, die ohne die Nutzanwendung der vierten Strophe in Resignation verfallen könnten; er scheint zu glauben, daß sein Lied einem Schokoriegel gleiche, der verbrauchte Energie sofort zurückbringt. Der Text nimmt uns (vor-) weg, worauf wir selber hätten kommen können. Waders Texte handeln oft von Widersprüchen und enden zu oft mit Sprüchen. So wird dem Hörer noch der letzte Rest einer selbständigen Arbeit erlassen, nämlich das Lied in der Phantasie zu Ende zu singen.

Hannes Wader begründet, warum er sich seit einiger Zeit von einer Band begleiten läßt: »Wenn man alleine auftritt, ist man vollkommen ungeschützt, alle wollen reinreden. Jeder Fiffi meint, er könne dich irgendwie korrigieren.«

Hannes Wader begründet, warum er sein Lied »Es ist an der Zeit« für eine massenwirksame Friedenshymne hält: »Wenn z.B. die Lichter angehn nur bei dem Lied, das fängt schon an, wenn ich die ersten Takte so anspiele, das ist für mich ein Indiz.«

So ist das also. Die Fiffis dürfen nicht reinreden. Sie sollen sich ihre Gefühle zu Sentimentalitäten verwursten lassen und an der richtigen Stelle ihre Einwegfeuerzeuge in den dunklen Konzertsaal strecken. Ist das dann das restlose Glück?

Trotzdem: Wo wären wir ohne Waders Konzerte? Und wo wären sonst die Fiffis? Denn so sind sie nun einmal, die Verhältnisse. Sie sind nicht so...

In den Sandkästen kauern greisenhafte Kinder. Immer wieder jubeln sie den Schlager der Saison: »Wir ziehen los mit ganz großen Schritten, und Erwin faßt der Heidi von hinten an die... Schulter«. Der das im Fernsehen singen darf, hat sich den Namen Wendehals gegeben. In den Kasernen wird bereits Schlimmeres gesungen.

*

»Was ist das, ein Unglück? dachte Anna. Ist es wie der Hof dort unten und wie das Zimmer dort hinten? Oder gibt es noch andere Unglücke, rote, glühende, leuchtende Unglücke? Ach, wenn ich so eins haben könnte?« (Aus: Anna Seghers, »Grubetsch«, 1926)

Frühjahr '82. Wir ziehen um. Unsere neue Wohnung liegt im ersten Stock eines Achtfamilienhauses. Während wir Sessel, Schränke, Kartons nach oben tragen, beobachtet uns durch ein Fenster im Erdgeschoß eine dicke Frau. Wenig später steht sie auf der Treppe im Hausflur. Ich nicke ihr flüchtig zu, murmele meinen Namen, will mich an ihr vorbeidrücken. Sie packt mich am Arm.

»Tach! Brettschneider. Erdgeschoß, erste Tür rechts.«

Ich nicke wieder.

»Darf ich Ihn ma was zeigen?«

Sie zeigt schon. Aus der Tasche ihrer Kittelschürze hat sie einen Stapel Farb-, pardon, Colorfotos gezogen. Brillant. Hochglanz. Wahrscheinlich Königsbilder. Die mit der Tonspur? Zu sehen ist ein Autowrack, besser: ein Haufen zusammengedrücktes Blech.

»Hamse sowas schoma gesehn?«

Nein!

»Könnse sich vorstelln, daß da einer lebend rausgekomm is?«

Kaum!

»Is aba. Nur beide Beine kaputt. So, jetzt kommts: Ratense wer dadrin gesessen hat!«

Keine Ahnung.

»Mein Freund Heinz. Zwei ma war ich verheiratet, zwei ma wieda geschieden. Mit Heinzen leb ich in wilder Ehe. Nu überlegense, der war hops gegang. Kein Fennich hätt ich gekricht, nich eine müde Mark.«

Draußen auf der Straße schlendert Wencke Myhre vorbei. Sie trällert das beliebte deutsche Volkslied »Ich hab nen Krühüppel als Mann«. Aus den hohen Häusern fallen Lebensmüde auf die Straße. Gelangweilt stoßen sie sich von den Fensterrahmen ab. Auf dem Asphalt zerplatzen ihre Körper. Die Rentner stöhnen. Es ist aber auch heiß heute.

Wie groß ist die Sehnsucht nach der Katastrophe?

*

»Ich habe zu viel Wirklichkeit«, schrieb E.T.A. Hoffmann und meinte, dies sei sein Übel.

Viel zu sehr Realist, um zu glauben, er könne aus dieser Wirklichkeit fliehen, tat er das einzig Mögliche, er floh in sie.

Schreibend in die Wirklichkeit fliehen; wer diese Bewegung vollzieht, der wandelt sich. Und mit ihm wandelt sich der Ort an den er flieht: »Bis zum Äußersten erkundet, wird die Realität phantastisch« (Fritz Mierau , DDR-Slawist).

Die Phantastik der Hoffmannschen Geschichten ist der Versuch, - Fühmann hat es nachgewiesen, - den Alltag zu fassen. Ein verzweifelter Versuch. Daß er das Übel mindert, ist kaum anzunehmen.

Wer sich so bewegt, so schreibt, so lebt, gleicht dem Raben aus Hebbels »Winterlandschaft«: »Der Rabe dort, im Berg von Schnee und Eise, / Erstarrt und hungrig, gräbt sich tief hinab, / Und gräbt er nicht heraus den Bissen Speise, / so gräbt er, glaub ich, sich hinein ins Grab.«

Um sein Leben schreiben. Der Alltag, der so entsteht, kann feuerrot sein oder / und pechschwarz, selten aber grau.

Wieviel von dieser Ausschließlichkeit kann man sich leisten? Wann wird man unzumutbar? Wieweit darf das gehen? Bis man sich um sein Leben geschrieben hat?

Literatur, sagt Piwitt, muß radikal sein. Das heißt gründlich. Also: Genau. Genauigkeit schließt aus. Was der Autor durchlebt, wird dem Leser genommen. Die Möglichkeiten, die sich der Autor versagt, werden dem Leser gegeben. Erst dann kommt das Werk zu sich selbst. Seine Wirkung beginnt, wenn der Leser sich nicht mehr wiederfindet. Literatur darf also nicht auf Einverständnis hoffen. Sie muß bis an die eigene Grenze gehen und den Rezipienten befähigen, einen Schritt darüberhinaus zu tun.

*

»Die Produktion produziert daher nicht nur einen Gegenstand für das Subjekt, sondern auch ein Subjekt für den Gegenstand.« Schon mal was von Marx gehört?

Unsere Kritiker dagegen wollen »Figuren aus Fleisch und Blut«, sozusagen »reinentsprungene«. Einen der meisterhobenen Vorwürfe gegen Peter Weiss' dreibändige »Ästhetik des Widerstands« pointierte Gert Ueding in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«. Der Ich-Erzähler des Romans sei »so namen- wie gesichts- und eigenschaftslos... Immer bleibt er eine ganz und gar synthetische Figur, die in ihrer Funktion aufgeht, nur oberflächlich mit dem Geschehen selbst verknüpft ist.«

Und Jürgen Lodemann schrieb im Studentenmagazin »rote blätter«: »... ich sehe von diesem Ich überhaupt nichts... dieses Ich ist mir ganz und gar ungreifbar, es ist ein Konstrukt.«

Natürlich, was denn sonst? Welche literarische Figur ist kein Konstrukt? Als wäre der Ich-Erzähler nicht determiniert durch tausend Seiten beschriebenen Erlebens. Aber immer noch scheint das fix rezipierbare Leiden mehr gefragt zu sein, als ein radikales Kunstwerk.

Radikal, das heißt eben nicht nur gründlich, das heißt immer auch unbequem. Unbequem, das meint immer auch anstrengend.

Anstrengung beim Entstehen, Anstrengung beim Verstehen.

Als Bildhauer hätte Peter Weiss eine Plastik schaffen können. Lodemann hätte sie sehen, er hätte sie greifen können. Trotzdem: Auch die Schönheit von Michelangelos »David«, der aller Spuren einer angestrengten Arbeit entledigt ist, wird ja vor allem deshalb so augenfällig, weil der Betrachter die ungeheure Anstrengung des Künstlers mitdenken muß, weil sich die Gespanntheit des Produktionsprozesses in der totalen Entspannung des Produktes entladen hat.

Literatur-Konkret 1982, S. 35

Christel Dormagen

Der Erleuchtung ist es egal

Das ist der wahre Sinn des Lebens: Speisenauspendeln, Tischrücken, Schamanenseminare, Rastafari, Hexen und die Kabbala. Die ehemals politische Subkultur ist zum Sommerthema der westdeutschen Medien geworden

»Wenn ich eine Reise vorhätte, eine Flugreise, und das chinesische Schicksalsplätzchen sagt:
Tu's nicht - ich geb zu, im ersten Augenblick war ich wohl etwas nervös.
Aber nur eine Sekunde. Dann war ich natürlich geflogen, weil so ein Flug nur davon abhängt, daß
die Maschine okay ist und selbstverständlich der Pilot - Und der Keks
ist darüber nicht informiert.«

Mein Essen mit Andre, Film von Louis Malle, 1981

NUN IST ES ERST EINMAL nicht so wichtig, ob der Keks den Durchblick hat - Hauptsache, wir haben ihn. Und da geht es voran. Mal unterstellt, daß der Kreis derer, die sich mit fernöstlichen Weisheiten, indianischen Schamanentechniken, Tantra und Tarot beschäftigen, immer größer wird, wie die Feuilletonisten behaupten, dann gibt es also wieder Menschen, die sich nicht bei den banalen Alltagsfragen von Wohnungsnot, Atomkraftwerken und Arbeitslosigkeit aufhalten, sondern in die Tiefe gehen.

»Die Karawane der Träume bringt uns Kostbarkeiten aus entlegenen Ländern und vergangenen Zeiten, eine Essenz islamischen Denkens.«

»Wenn wir die festgefahrenen Ordnungen und Selbstverständlichkeiten unserer alltäglichen Erfahrung verlassen, dann mögen wir das Risiko auf uns nehmen, in jene Bereiche vorzustoßen, die der Schamane kennt. Magische Bezüge und plötzliche Einsichten tun sich auf. In diesen Bereichen wird das Ich schöpferisch, indem es Abschied nimmt von seiner eindeutigen Festlegung.«

»Die 400 wichtigsten Symbole der Chinesen werden uns hier erklärt.«

»An die 600 Mythen sind aus einer Dorfgemeinschaft mit rund 300 Individuen erzählt worden.«

»Hauptsächlich Neulinge auf dem Gebiet des Außersinnlichen werden in Butlers Anleitungen unzählige wertvolle Hinweise finden.«

»Geistiges Handgepäck für jeden, der auf der Suche nach dem Sinn des Lebens ist.«

» ... vergißt der Autor nicht, aufzuzeigen, wie die Kabbala auch im täglichen Leben Anwendung finden kann.«

Natürlich klingen solche Anpreisungen in ihrer Rezeptlogik lächerlich und schrecklich. Doch was die Bücher, für die sie werben, anbieten, ist wirklich »der Sinn des Lebens«, mithin unbezahlbar. Wenn man als spätzivilisatorisches intellektuelles Individuum eines begriffen hat aus den rund 500 Jahren Neuzeit, dann, daß die Wahrheit hier und von uns nicht mehr zu finden ist. Man mag sich noch solche Mühe geben, jeder Versuch, sie zu ergreifen, endet nur in einer weiteren Sackgasse von immer detaillierteren Beweisen ihrer Unmöglichkeit.

Und da liegt nun plötzlich die ersehnte Wahrheit bei den unberührten Völkern einfach so rum, heil und unzernagt vom ewigen Zweifel. Sie braucht nur ergriffen und heimgetragen zu werden. Sie ist ganz und rund, außerhalb jeder Konkurrenz überprüfbarer Lebensmuster; jenseits des Geltungsbereiches der quälenden Alternativen von richtig/falsch, reaktionär/fortschrittlich, gut und schlecht.

Oder wie der Verlag Trikont-Dianus es formuliert: »Daß hier das erste Zusammentreffen mit den letzten Vertretern der Urreligionen stattfindet, hat eine tiefere Bedeutung.« Gemeint ist das Alpbacher Schamanenseminar in diesem Sommer, das die Trikont-Leute mitorganisiert haben.

»Mitten in den Zentren des Fortschritts melden sich Menschen zu Wort aus den 'rückschrittlichsten und unterentwickeltsten' Gebieten und 'primitivsten' Kulturen. Auf unsere Fragen scheinen sie Antworten zu haben, und - das ist nicht viel unbegreiflicher - sie finden Gehör.« (Trikont-Dianus)

Natürlich hat sich freiwillig kein einziger Himalaya- oder Australo-Schamane bei uns zu Wort gemeldet. Das sind selbstverständlich ihre Eroberer-Entdecker, in alter Kolonialistenmanier.

»Timothy Leary bringt das Gutenberg-Medium einen Riesenschritt vorwärts.« Der Sphinx Verlag hat recht; wenn auch anders als beabsichtigt. Spiritualistisches Denken bietet dem so ohnmächtigen gedruckten Wort noch einmal eine Chance

im Kampf gegen die totale mediale Verbilderung.

Die Bücher erzählen Geschichten, sie überliefern weise Sätze, die selber auch in Bildern sprechen, aber in solchen, die sich nur chiffrehaft ins Wort setzen lassen, sich einer optischen Inszenierung entziehen. Die erzählten Bilder sind Zeichen, die gedeutet werden wollen von dem einzelnen, der sie hört oder liest. Diese Deutung ist unübertragbarer Besitz dessen, der sie versteht, und kann nicht der gesellschaftlichen Bilderproduktion anheimfallen, die sie entwertet, indem sie sie verfielfältigt. Die Wahrheit ist die von mir geschaute. Benennbar ist sie nur als Gefühl eines Unbeschreiblichen.

*

Wie wenig angesichts eines allumgreifenden beseelten Blickes da der Vorwurf kurzsichtiger Realisten greift: die neuen Mystiker seien unpolitisch, kann man in der neuen Ausgabe von »Che Guevara« bei Trikont-Dianus lesen. Das Politische wird einfach volksnäher gedeutet.

»'Are not Religion and Politics the same thing?' - fragt Blake, und es ist sicher, daß Che Guevara diesen Bezug nicht gesehen hat. So wird er denn auch von einem Wesen, in dem sich Volksreligion und die Bosheit und die Weisheit des Weibes vereinen, einer Hexe, verraten... wenn wir in den letzten Worten, die von ihm verbürgt sind, lesen: 'Gegen 12.30 Uhr betrat eine Alte, die ihre Ziege weidete, die Schlucht, in der wir unser Lager aufgeschlagen hatten. Wir gaben ihr 50 Pesos und verpflichteten sie, nichts auszuplaudern. Wir hatten jedoch trotz ihrer Versprechungen wenig Hoffnung, daß sie sich daran halten werde.' So scheiterte ein revolutionärer Märchenheld an der Intrige einer zahnlosen Hexe, weil er nicht erkannte, daß in ihr die Urkraft des indianischen Geistes vor ihm stand.«

Da kämpft also im Vorwort der 11. Auflage des »Bolivianischen Tagebuchs« nicht mehr die verzweifelte Volksbasis gegen die Charaktermaske des internationalen Kapitals, sondern im einfachen Austausch wird dieselbe Geschichte zur vorgesehenen Niederlage in einer Märchenstaffage - in der die alte Kinderhexe automatisch »zahnlos« wird.

Das ist schlechterdings atemberaubend. Nicht weil der linke Jargon von ehedem wahrer wäre als der neue mystische. Beide wollen das Ereignis für sich einkassieren. Sondern weil ein Dialog zwischen ihnen gar nicht möglich ist.

So wie ein Sanyassin gegen ausgefuchste ideologische Anmache lächelnd sagen wird: wenn du das so findest, dann ist das schön und okay für dich. Ich sehe es halt anders. Der intellektuelle Standpunktverfechter läuft einfach leer, er redet gegen Watte. Da es dem Spirituellen gar nicht um kämpferisches Rechthaben geht, ums Durchsetzen seiner Meinung. Entweder du hast das knowledge oder eben nicht. Nur: übers Diskutieren stellt sich die message nicht ein. (In einer Berliner Buchhandlung liegt in der spirituellen Ecke ein Büchlein mit dem Titel: »Der Erleuchtung ist es egal, woher sie kommt«!)

*

Ethno-Mythen sind Welterklärungsgeschichten. Die Ordnung der Dinge wird - in märchenhafter Sinnfälligkeit - anschaubar gemacht. Und sie ist verführerisch schön. In dem Augenblick aber, wo der zivilisierte Kopf so tut, als denke er noch in der alten Kinderlogik, Lind die Wundergeschichten in synthetischer Regression usurpiert, werden sie zu Mickey Maus-Phantasien. Darüber macht sich schon Dort Juan bei Castaneda lustig«:

»'Er redete mit mir', sagte Don Juan mit einem Grinsen. 'Der Hirsch redete?' Jawohl.' Don Juan stand auf und packte seine Jagdausrüstung zusammen. 'Hat er wirklich geredet?' fragte ich verblüfft... 'Der magische Hirsch sagte: Hallo, Freund', fuhr Dort Juan fort. 'Und ich antwortete: Hallo. Dann fragte er mich: Warum weinst du? und ich sagte: weil ich traurig bin. Dann näherte sich das magische Geschöpf meinem Ohr und sagte so deutlich, wie ich es jetzt spreche: Sei nicht traurig.'«

Am angenehmsten ist es, das Fremde als das immer schon Bekannte darzustellen. In der Berliner Ausstellung »Mythen der Neuen Welt«, zur Entdeckung Amerikas, kann man sehen, wie europäische Künstler/Forscher des 16./17. Jahrhunderts - auch wenn sie selber dort gewesen waren - die Kannibalen- Indianer in der Tradition klassischer antiker Statuen malten.

*

Für Levy-Strauss ist mythisches Denken das immer neue Arrangement einer gegebenen Anzahl von Chiffren zu einem variablen Ganzen. Es ähnelt der Tätigkeit des Bastlers, der mit einer begrenzten Menge von Werkzeugen und Rohstoffen die verschiedensten Dinge produziert.

Und wir Ethno-Vampire basteln dann noch einmal second hand drauflos aus den Versatzstücken des Raritätenschatzkästleins der Weisheiten, die aus China und Wales stammen, vom Amazonas und Juda, aus der Südsee Und Jamaika. Was herauskommt dabei, kann mir die mitteleuropäische Gegenwart genauso gut erklären wie Grimms Märchen oder die linksheilige »Momo«-Geschichte.

Oder meinetwegen auch Rolling Thunder, ein inzwischen komplett verwursteter Renommier-Indianerschamane, der in Sachen Kosmos auf Tournee geschickt wird und Massenbekehrungen wie Billy Graham erzeugt. »Sein« Ethnologe und Biograf teilt mit, wie beide einmal eine Stereokassette mit Wolfsgeheul eingedrückt haben: »Rolling Thunder hatte gesagt: 'Selbst das Anhören von Wolfsgeheul kann eine Art Meditation sein.'« Als Ergebnis solch schöner Personalunion von

Eroberungspraxis Und Verhimmelungsgesinnung muß schließlich der heimatlos gemachte Indianer sich selber sein industriell gefertigtes »Räucherstäbchen« anzünden.

In der Rastafari-Entdeckung spiegelt sich der tückische Widersinn des europäischen Ganges zu den Urquellen der Erleuchtung am offenkundigsten. Die Rastabewegung ist - nach jahrhundertelanger Sklavenausbeutung der Farbigen auf Jamaika - in den zwanziger Jahren als Befreiungserweckung entstanden. Dabei sind offenbar christliche Verheißungen Und heilsgeschichtliche Führerverehrung (von Haile Selassi) sowie »natürliche« Lebensweise Und biologische Ernährung Bestandteile ihres Glaubens. Ausdruck eines gebrochenen Verhältnisses zur eigenen Naturwüchsigkeit. Die Bewegung ist selber gewissermaßen nostalgisch.

Bei uns ist vom Leidensernst dieses Willens, sich eine Identität zu schaffen nur die Nostalgie von Reggae, Marihuana und Dritte-Welt übriggeblieben. Und dieser Hawaii-Verschnitt wird Gegenstand europäischer Begeisterung: Die haben Dope Und Musik-, die törnt; und weg wollen sie auch. Nämlich nach Afrika; dorthin, von wo die Afrikaner sich fortwünschen, die nach Europa möchten, wo sie vielleicht gerade noch die in Reisevorbereitungen steckenden Freaks antreffen, die ihrerseits nach Jamaika aufbrechen... (Es gibt übrigens gleich drei Bücher zum Kult: bei Rotbuch kritisch wie gewohnt; Trikont erzählt, was ist; und Rogner & Bernhard haben einen brüllbunten Merian für Freaks gemacht.)

*

»Was auch immer deine Hände zu tun finden, mach es mit all deiner Kraft«, las ich vor kurzem als östlichen Tiefsinn auf einem alten Freak-VW-Bulli. Das ist nichts anderes als das verachtete bürgerliche Arbeitsethos und wäre im übrigen vor zehn Jahren undenkbar gewesen. »Ob steil der Pfad, ob schwer die Pflicht, was du erwählt, das lasse nicht«, hat mir Elke 1952 ins Poesiealbum geschrieben. Bei solcher Koinzidenz der Moralen fängt die freundlich-bunt-harmlose Beliebigkeit nordostsüdwestlicher Weisheit an, mir unheimlich, mir deutsch zu werden.

*

Und so ließe sich erregt über die Mystos, die Okkulten, die Abgefahrenen weiterreden. Jene Verführten, die im Chaos der ständig sich selbst kommentierenden Gesellschaft auf der Suche nach der Hänsel-und-Gretel-Welt sind, wären sicher als bürgerliche Ordnungsfetischisten zu enttarnen; die Sekten würden nach autoritärer Gesellschaft riechen; und der Rückzug ins astrologisch-Private wäre schließlich Ausdruck eines kollektiven Todestriebes.

Was herausspringt bei diesen - im übrigen ja längst geläufigen - Interpretationsmustern, ist auch nicht wenig: ihre Besitzer sind die rational Überlegenen, die Klugen, weil die armen Verwirrten etwas dumm Lind sehr irrational sind.

Und so wird die Kritik vor allem von den 'politisch Verantwortlichen' schneller kundgetan als die 'Bewegung' überhaupt zu Leben kommen kann. In den für den Gang- der Geschichte zuständigen Köpfen existiert sowieso nur die multivariable Einheits- und Allerweltsursache: Die Zeiten sind schlecht! Und entweder geht es den Leuten schlecht und sie kommen auf falsche Ideen; oder aber es geht den Leuten noch zu gut für die schlechten Zeiten, und grade deshalb kommen sie auf dumme Gedanken. In jedem Fall aber sind sie so dreist/dumm/verblendet, die gesellschaftlichen Anforderungen der grade jetzt so bedrohlichen Zeiten nicht ernstzunehmen.

Und das, wo alles darauf ankommt, nicht die Augen zu verschließen und die Zeichen richtig zu lesen - mit dein Zaubertrick einer kleinen feinen magischen Analogie: In den zwanziger Jahren gab es die Weltwirtschaftskrise, in den Achtzigern ebenfalls, in den Zwanzigern haben die Leute Tische gerückt, jetzt auch. Damals läutete das Rechtsruck, Faschismus und Krieg ein; Und jetzt ... ?

...Jetzt darf zur Ordnung gerufen werden. Es gilt alle Kräfte zu mobilisieren für die letzte Schlacht. Da darf keiner abseits stehen. Und hast-du-nicht-gesehen steht der abgewrackte Konkursladen DES Politischen wieder ein wenig fester auf den Beinen!

Tatsache ist: es gibt ihn, den Okkultismus, weil die Medien zeigen, daß er da ist; weil politische Menschen warnen, es dürfe ihn nicht geben; und weil zig Bücher ihn besitzen. Und alle sind sich einig, was er zu bedeuten hat: die Katastrophe nämlich, respektive ihre Abwendung. So treten denn die Konkursverwalter als moralische Anwälte der Wirklichkeit auf und werfen den Ungläubigen die bekannte Flucht aus der Wirklichkeit vor. Ich wüßte allerdings gern, wo denn in der Tagesschau zum Beispiel Wirklicheres verhandelt würde als in den Wahrsprüchen eines I Ging-Werfers oder Speisen-Auspendlers.

Wie, wenn die öffentlichen Auspizienleser selber die Symptome verstreuen, deren Deutung sie sich so angelegen sein lassen? An ihrer Päppelung sind die Medien dann ja nur zu gerne beteiligt. Ihnen sind die sexuellen Gelüste der Frau genauso lieb und teuer wie der Okkultismus, die Angst in der Bundesrepublik und die allerneueste Ausländerfeindlichkeit.

Selbst die Vertreter einer anderen Politik- Umweltgesonnene und Aufrüstungsgegner - haben die Okkultisten dringend als Feinde nötig. Denn wer könnte, wenn friedensbewegte Leute sich in persönlichen Apellen an den Bundeskanzler oder Reagan und Breschnew wenden, sie sollten doch bitte, bitte keinen Krieg machen, sonst noch den Unterschied zu Sektenpeople oder Schamanenverehrern sehen, die mit ihren Mitteln versuchen, das Unheil abzuwenden?

Ob es der Erleuchtung wirklich egal ist, woher sie stammt ...

Literatur-Konkret 1982, S. 38

Silke Hrubesch

Gute Nacht, Arsad

SEIT EIN PAAR MONATEN lese ich sie, die »Geister«-»Spuk«und »Gespenster«-Comics, sobald sie neu am Kiosk sind. Gab es sie schon lange zu kaufen und ist nur mein Verlangen danach neu? Oder bin ich auf sie aufmerksam geworden, weil sie vermehrt im Zeitungsladen auftauchten? Ich weiß es nicht. Jedenfalls wird sich Nacht für Nacht, vor dem Einschlafen, wenigstens eine Geschichte hinter die Linse gehauen. Und ich habe noch nicht mal ein schlechtes Gewissen dabei; denn die Hefte erfüllen die Maßstäbe, die in der Szene derzeit an Literatur angelegt werden: Sie sind ehrlich. Das heißt, ich kann mich darin wiedererkennen.

Ich bin Vanessa, die »Freundin der Geister«, die mit ihren Eltern auf einem englischen Schloß wohnt und über Harold, ihrem schönen blonden Freund aus dem Jenseits, in Kontakt mit den Abgelebten abgelebter Jahrhunderte tritt. Und ich bin Harold, der sie beschützt und immer wieder aus kniffligen Situationen mit Widergängern und Druiden heraushaut.

Ich bin Arsad, der Kosmopriester von Venedig; er zertritt das Böse regelmäßig unter Risiken und kann es doch nie ganz vernichten.

Und ich bin Manos, der junge Held. Mit seiner Schwester Parda und dem zauberkundigen Oheim durchstreift er ein unwegsames Land »bevölkert von Monstern, Geistern und Giganten«. Und damit es auch kinderleicht ist, sich darin zurecht zufinden, ist jedem Heft eine - dem »Herrn der Ringe« nachempfundene - Landkarte beigegeben: Es gibt da die »Krieger der ewigen Nacht«, den »Dämonensee«, den »Zyklopenpaß«, den »Fieberdschungel von Borongar«, den »Tempel des Lichts«. Wo Gut und Böse, in der Wirklichkeit, aus den Personen unauffindbar in »Strukturen« verschwunden scheinen, - hier haben sie noch ihren Ort.

In einem Punkt übrigens gehen diese Geschichten über die alten Techno-Comics der Superman- und Captain-Future-Serien hinaus: die guten Menschen leben im Naturzustand, was immer das sei. Epilog der Manos-Folge aus »Geistergeschichten« Nr. 64: »Aus den Weiten des Alls kam eine technisch hochstehende Rasse, um Sklaven zu jagen. Sie fühlten sich den Barbaren der Erde überlegen. Doch sie büßten für diesen Hochmut ... «

Warum Tolkien, wo es Manos und Arsad gibt? Und warum nicht Schwachsinn, solange er in den Schlaf hilft; und gesunder Schlaf Kraft gibt, am Tage das Böse wie bisher in den Personen hinter den Strukturen zu suchen?

Literatur-Konkret 1982, S. 39

Heinrich Epskamp

Extraterristische Blumen, Utopie oder Space Opera

Science Fiction ist Zeitvertreib, nicht mehr und nicht weniger. Das Konsumgut gestattet - bis auf wenige Ausnahmen - Identifikation oder Flucht

ORT DER HANDLUNG IST Millville, eine Kleinstadt, irgendwo im Weizengürtel der USA, durch den Bau einer Umgehungsstraße isoliert und von der Gesellschaft vergessen. Bevölkert wird dieses Nest am Ende der westlichen Welt von den Zurückgebliebenen, denen, die den Erfolg draußen nicht riskierten oder denen, die gescheitert zurückkehrten. Die Leute sind konservativ, furchtsam und voller Vorurteile. Über diesen schon übertypischen amerikanischen Ort bricht es herein, die Invasion der Anderen (Fachsprache Aliens) aus einem anderen Universum, hübsche Andere freilich, Blumen nämlich, die so etwas wie eine - für alles Lebendige undurchdringliche - Käseglocke über Millville stülpen, die Welt herausfordern und mit ihrer unbegreiflichen Technik in Panik versetzen.

Niemand weiß Hilfe, die draußen nicht, also Wissenschaft, Armee und Politik; die drinnen nicht, der Sheriff, der Bürgermeister, der Bankier. Die Welt aber, durch die Barriere der Blumen aufs Äußerste bedroht, wird noch einmal gerettet, und zwar durch die Outcasts, die als einzige die Blumen hegen und pflegen. Die Liebe zwischen Mensch und Blumen wird Grundlage eines Vertrages, gemeinsam gehen Mensch und Blume in die Zukunft: »E pluribus unum«, wie es im Motto des amerikanischen Staatswappens steht. Schluß.

Das ist der rote Faden, der 'plot' des Romans von C. Simak (1965) »All flesh is grass«, (Blumen von einer anderen Welt). Das ist kein typischer Science Fiction (SF). Den gibt es auch gar nicht, aber Simaks Blumengeschichte wird dennoch von jedermann als SF-Roman identifiziert, und das soll für den Beginn erst einmal genügen.

Die Geschichte hat den Vorzug, weder technologisch in Superwaffen noch von lichtschnellen Raumschiffen zu träumen, noch politisch gegen Parlamentarismus und Demokratie zu argumentieren. Minoritäten und Fremdartige werden nicht in die literarischen Auffanglager der Asozialen oder des lebensunwerten Lebens abgedrängt; es fehlt alles, was SF gemeinhin und oft zu Recht vorgeworfen wird.

Simak erzählt eine Geschichte, gegen die niemand etwas haben kann und erzählt sie schön und spannend. Tucker, der Idiot, der als einziger die Blumen verstehen kann, ist keine lebendig gewordene Litfaßsäule mit der Aufschrift »geistige Behinderung ist kein Grund für Diskriminierung«, sondern ein Mann von bedrückender Einfalt, der die Sympathie des Autors hat. Andererseits liebt Simak auch das ordinäre und staubige Millville. Im Abtausch mit dem Fremden und Unerhörten läutert sich Millville und entdeckt seine Eigenart und Menschenwürde.

Dieses Fremde, Simaks hübsche Blumen, sie sind übrigens rot, sind nicht eben der Prototyp der »Aliens«, so wenig wie die sprichwörtlichen »bug eyed monsters«, monströse, unbedingt feindliche extraterristische Intelligenzen sind. Beispiel solch schlechthin feindlicher Intelligenz ist »Alien« im gleichnamigen Film und dem Buch von A. D. Foster:

»Im Inneren des Ovoids war jetzt ganz deutlich ein winziger Alptraum sichtbar. Er lag eingerollt und zusammengefaltet da, kompakt und zart, ganz aus gummiartigem Fleisch bestehend. Auf Cain wirkt es wie die Ausgeburt eines Delirium tremens, die man aus einem kranken Gehirn herausdestilliert und der man Form und Gestalt verliehen hatte.«

Die Reaktion des Alien im ersten Kontakt zum Menschen ist ebenso typisch: gleichzeitig mit der Wahrnehmung erfolgt der Angriff: »Die langen empfindlichen Finger waren durch die offene Gesichtsplatte geglitten. Sie betasteten jetzt seinen Schädel, während der dicke Schwanz sich hereinschob und wie eine Schlange um seinen Hals wand. Er bekam kaum noch Luft, und dieses widerliche Rohr, das sich wie ein fetter Wurm anfühlte, glitt in seinen Rachen.«

Für den Nicht-SF-Leser ist die Geschichte von der katastrophalen Invasion feindlicher Außerirdischer auf der Erde noch immer der Inbegriff der Literaturgattung. H. G. Wells hat in »War of the worlds«, 1898 das Muster festgelegt: technische Unterlegenheit des Menschen trifft auf die Unfähigkeit zur Kommunikation bei den Außerirdischen: bewaffnete Auseinandersetzung ist die Folge.

Im Falle Wells ist es die irdische Natur selber und nicht der Mensch, die schließlich die Schlacht gewinnt. Die Vorstellung von einem geheimen Bündnis alles irdischen Lebens gegen das Fremde ist seitdem ein gern verwendetes Requisit in der SF. In den fünfziger und sechziger Jahren sind es dann die Protagonisten der Romane, oft überlebensgroße Helden, die meist in Opposition zu engstirnigen Militärs und kurzsichtigen Politikern genial die Schlacht entscheiden.

Das logische Gegenstück zur Geschichte von der Invasion der Erde ist die durchs All stürmende Menschheit, die große Imperien gründet und gelassen die Bürde des weißen Mannes auf vielen, vielen Planeten zu tragen hat.

Dabei spiegeln sich Trends in der »Mainstream«-Literatur und gesellschaftliche Moden, kaum entstanden, schon in der SF. Beispiel ist die Wende des SF zur sogenannten »new wave«. Die im ambitioniert literarischen Stil geschriebene, oft in

kryptischen Symbolen und surrealistischen Szenarien schwelgenden Konzeptionen eines »inner space«, also eines Universums psychischer Prozesse, unendlich und geheimnisvoll wie das des Weltraums, des »outer space«, spiegelten den Aufbruch der späten sechziger Jahre in die Welt der bewußtseinserweiternden Drogen und der Entwürfe alternativer Kulturen wieder. Mit dessen Scheitern verlief sich auch die neue Welle.

Zur Zeit wird die SF überflutet von Anleihen und Adaptionen des sogenannten »sword and sorcery«-Genre im Gefolge von J. R. R. Tolkiens »Herr der Ringe«. Nicht mit Tolkiens philologischer Akribie und handwerklicher Meisterschaft, aber doch mit dem Anspruch auf epische Größe werden Mythen und Magie zu großen Mustern gewoben und archetypische Gestalten zu Trägern des reinen Guten oder abgrundtief Schlechten, des triumphalen beziehungsweise niederträchtig Intrigierenden. Die Verteidiger des Elements »science« im Begriff SF lehnen entsetzt das Eindringen der sog. Phantasieliteratur in ihren Bereich ab.

SF ist eine Fundgrube für fast jedes ideologische Interesse. Wer immer eine Welt sucht, in der die geglaubten Ideen Wirklich - keit und die empfundenen Idiosynkrasien berechtigt sind, der findet sie früher oder später. Das reicht vom Durchleben des Kreuz-Todes Christi zur Rettung der Religion bis zur Umkehrung des Inzest-Tabus zu einem Gebot. So gesehen wäre SF ein Supermarkt des Eskapismus, oder mit Freud formuliert, das Material für die Träume der Gesellschaft zur Kompensation der Widersprüche, die das Funktionieren des gültigen Realitätsprinzips bedingt.

Die Rolle der Ideologien in SF beschreibt James Blish: »Es wird einige Leser überraschen und ein paar wenige vielleicht erschrecken, daß das ökonomische System, das wir für unsere Utopie ausdachten, die Form einer Körperschaft hat, das also ist, was man einmal Faschismus nannte. Uns interessierte die Tatsache, daß diese Art des ökonomischen Systems tatsächlich niemals durchgespielt wurde (Mussolinis Version war ein ungeschickter, bescheidener Versuch, und Jerry Voorhis Idee hatte das Schicksal jedes politischen Gedankens, der in Kalifornien geboren wird). Wir dachten uns, es könnte vielleicht funktionieren und wäre in einer hochentwickelten Ökonomie unvermeidlich; wir stimmen zu, daß die Vorstellung von einem quasi demokratischen Faschismus unwahrscheinlich ist, sehen jedoch auch die Möglichkeit eines demokratischen Sozialismus als unwahrscheinlich art« (»A torrent of faces«, 1967, deutscher Titel: Tausend Milliarden glückliche Menschen).

Das heißt, die Ideologie wird probeweise eingesetzt, nicht ernst gemeint, sondern lediglich experimentell und als ein möglicher Baustein. So hält sich die SF alle Ideologien als Gegenstand dieser Vorgehensweise zur Verfügung, mit anderen Worten, es gibt einen Bausatz ideologischer Figuren, wie es einen Bausatz Handlungstypen und einen Bausatz technischer und natürlicher Kulissen gibt. Das Ganze, der Roman oder die Story, wird nicht erdacht, sondern zusammengesteckt.

Ob nun zum Typ Utopie oder Antiutopie, zur Robinsonade oder zur »Space opera«, zum Aufstand der Roboter oder zur Computervergottlichung, Zur Zeitreise oder zur Geschichtsmanipulation, oder schlicht zum Krimi im All, ist im Prinzip gleichgültig, Die Produktionsweise bringt wie im modernen Automobilbau auf der Basis einer begrenzten Zahl von Elementen eine bunte Vielfalt individuell wirkender und angepriesener Produkte heraus.

Das ist noch kein Verriß: Die auch von der Literaturkritik über jeden Verdacht erhabenen Romane eines Stanislaw Lem oder einer U. LeGuin sind sicher »gut« nach den Maßstäben, die solche Kritik gewohnt ist anzulegen. Nichtsdestoweniger entsprechen sie, gleichgültig, wie die beiden nun wirklich arbeiten, den Standards der gehobenen Industrieproduktion, sie sind sozusagen die Daimler-Benz' unter den SF-Büchern.

Natürlich gilt für das SF-Schreiben, was für die industrielle Produktion überhaupt gilt: Nicht alles ist machbar. Die Masse verlangt nach Handlungsliteratur, nach dem »Große Männer machen Geschichte«-plot. Aber seine Versatzstücke sind selbst ideologieträchtig: Am überlichtschnellen Raumschiff läßt sich nun mal schlecht die Oberflüssigkeit technologischen Firlefanzes demonstrieren. »Linke« oder »grüne« oder »anarchistische« SF ist daher die Ausnahme, aber sie ist da.

Der Natur des Industrieproduktes nach ist SF Konsumgut, das blinde Identifikation oder Eskapismus gestattet.

SF-Lesen ist Zeitvertreib: Ideologisch ist SF nicht festgelegt, soweit das bloße »Sich-Unterhalten-Lassen« nicht selbst Konsequenz einer bestimmten Ideologie ist.

Literatur-Konkret 1982, S. 41

Sabine Rosenbladt

Spermy's Weg zum Bankdirektor

Kind- oder NichtKind ist keine Frage. Die Antwort kommt seit Jahren prima, prima aus Dänemark und ist so schlicht wie reaktionär: Während sich in der intakten Kleinfamilie alles um den hoffnungsvollen Sprößling dreht, wird andernorts die Kinderfrage »objektiviert«

KURZ VOR DEM endgültigen Aussterben des Deutschen (nach Hochrechnungen der CDU/CSU ungefähr im Jahr 2127 zu erwarten) bäumt sich die Phantasie dieses einst so bedeutenden Volkes noch einmal mächtig auf. Eine finstere Entschlossenheit ist zu spüren: Serengeti wurde gerettet! Jetzt ist der kleine Karl-Heinz dran!

Wie bei der dichterischen und denkerischen Natur von unsereinem nicht anders zu erwarten, setzen sich mit der Problematik als solcher am intensivsten auseinander: Die Literatur (Belletristik/Sachbuch) und der Technische Überwachungsverein (TÜV). Jener, indem er (»Zu spät.« J. W. Goethe, Erlkönig) die Abmessungen deutscher Kinderspielplätze nach der Deutschen Industrie Norm DIN vereinheitlicht, diese indem sie uns die Wonnen der Fortpflanzung vielzüngig preist.

Und siehe da, das Unglaubliche geschieht: Die Deutschen vergessen Dallas und J.R., greifen sich ans Herz für Kinder (Heckscheibe oder hinterer Kotflügel) und lesen wieder Bücher. So, nur so konnte es dem dänischen Autor Willy Breinholst gelingen, sämtliche vorderen und hinteren Plätze der Spiegel-Bestsellerliste zu besetzen. Und das nun schon seit Jahren.

Breinholst's gesammelte Werke kreisen um das Kind. Die schlicht gehaltenen Titel - »Hallo, hier bin ich! «; »Hallo Mama - hallo, Papa!«; »Guck mal, Mami! Guck mal, Papi!«; »Mama ist die beste auf der Welt!« - ermutigen den langjährigen »Bild«-Leser, seinen Wortschatz mal an einem gebundenen Werk zu erproben. Aber hallo, da gehts echt ab.

Zum Beispiel im ersten Band gleich mit einer Zeugung. Sie wird - wie wir das schon von »Tristram Shandy« kennen - aus der Ich-Perspektive geschildert und liest sich so: »Ich werde vorwärtsgerissen wie aus einer *Kanone* gefeuert. Ich begreife nicht, worum es geht, aber mein Instinkt sagt mir, daß ich HILFE! Alle anderen Spermien drängeln und schubsen mich und versuchen, mich zu überrennen. Paßt gefälligst auf, ja, und laßt mich vor ... «

Natürlich macht unser Sperm-Held das Rennen. Der Uterus, in den er sich siegreich einnistet, wird folgendermaßen beschrieben: »Hübsches, bequemes, luxuriös ausgestattetes Einzimmerappartement, gut isoliert, mit allem erdenklichen Komfort, eigenem Ein- und Ausgang, für den Zeitraum von 9 Monaten ab sofort an ruhigen Mieter abzugeben; Jederzeit unverbindlich zu besichtigen.«

Ja, hallo, Moment mal: Breinholstsche Metaphorik in allen Ehren, aber haben wir nicht mal im Biologie-Unterricht gelernt, daß zur erfolgreichen Insemination neben Sperm und Uterus auch noch ein befruchtungsfähiges Ei gehört? Weiterblättern. Nichts. Das Ovum scheint in der luxuriösen Weite des Einzimmerappartements irgendwie verloren gegangen zu sein. Na, Schwamm drüber. Verfolgen wir Klein-Spermys aufregenden Werdegang weiter.

Auf Seite 17 faßt Spermy einen Entschluß: »Ich werde meine Vermieterin nicht mehr meine Wirtin nennen, sondern Mami.« Mami, die wir nun näher kennenzulernen gezwungen sind, ist eine selten blöde Kuh. Zum Glück hat sie Papi, der sie wieder auf den Teppich holt, wenn sie gerade mal wieder rumzicken will. »Du liebe Zeit, Liebling«, sagt Papi dann, »nimm es doch nicht so tragisch. Du bist nicht die erste, die mit einem solchen Winzling herumläuft.« - Oder: »Jede Frau, die Brot schneiden kann, kann auch ein Kind zur Welt bringen.«

Allerliebst, dieser Papi, nicht? Manchmal macht er der Mami Komplimente. Etwa flüstert er liebevoll, »daß sie mit weit gespreizten Beinen und vorgestrecktem Bauch dasitzt wie ein fetter Pferdehändler, der sich am Stammtisch flegelt und auf sein Gläschen wartet.« Scherzhaft bescheinigt er ihr auch, daß sie »graziös wie ein sudanesisches Nashorn, das ein Luftschiff verschluckt hat« wirke. Na, da wird die Mami vielleicht böse, da »kommt sie hoch und versucht, ihn zu packen und ihm eine Ohrfeige zu geben! « »Und dann lachen wir - alle drei. «

Doch in Wirklichkeit ist Papi gar nicht zum Lachen zumute. Ihn plagt nämlich - wie auch den Leser - die bange Frage: Wird Spermy ein Junge oder ein Mädchen? Auf Seite 97 fällt ihm zum Glück eine raffinierte Lösung ein: »Und dann sagt der Papi, wenn es ein Mädchen ist, versuchen wir es nochmal.«

Aus Spermy soll nämlich mal was Großes werden: Atomphysiker oder Bankdirektor. (Aber das lesen wir erst in Band zwei, liebe Kinder.) Und während uns der gemeine Breinholst bis zum Schluß des ersten Bandes im Unklaren läßt - S*uspence* wie bei Hitchcock - kann sein Illustrator Mogens Remo seinen Stift nicht halten: Auf Seite 60 entdecke ich an Spermys Genitalregion einen Zipfelförmigen Kringel.

Sollte es ... ? Band zwei, drei und vier befreien den Leser von seiner quälenden Ungewißheit: Spermy ist selbstredend männlichen Geschlechtes, und einen jüngeren Bruder kriegt er auch noch.

Mehr verrate ich jetzt aber nicht. Sie können ja zu den ein, zwei Deutschen gehören, die Breinholst noch nicht im Original gelesen haben, und da will ich Ihnen doch die Spannung nicht verderben.

Dieser Bücher-Herbst verspricht ein kinderreicher zu werden. Buchtitel wie »Vorsicht, Kind« (Wagenbach) sind da bloß noch rhetorisch zu verstehen, denn auch unter emanzipierten Frauen wird die Frage »Will ich wirklich ein Kind?« (rororo/Sachbuch) mittlerweile mit einem herzhaften »Ja! Nein!« beantwortet. Die fundierteste Auseinandersetzung zum Thema hat heuer der Beltz-Verlag herausgegeben: »Kinderwunsch. Reden und Gegen-Reden/provoziert von Peter Roos und Friederike Hassauer.«

Breinholst für den intellektuellen FAZ/taz-Leser, sozusagen. Ein Blick ins Inhaltsverzeichnis zeigt, daß die ganze Bandbreite Kind oder NichtKind voll abgecovert, benannt und hinterfragt wird: »Wunschkind. Kleinkind. Kunstkind. Mannkind. Politkind. Fraukind. Großkind.« Noch Fragen?

Ich persönlich kann solche Reader, nachdem ich selbst mal einen herausgegeben habe und daher weiß, wie das abläuft (wer mal in einer Würstchenfabrik gejobbt hat, ißt hinterher schließlich auch keine mehr) nicht mehr lesen. Höchstens noch die Beiträge der Herausgeber, denn die müssen sich dabei ja was gedacht haben, außerdem sind sie meistens von angenehmer Kürze.

Ich lese also Peter und Friederike und stelle fest: Gravierendes Informationsdefizit zwischen den beiden! Im »Wort zuvor« (neudeutsch für: Vorwort) sagen die Herausgeber noch einhellig, daß nach drei, vier Jahren »übers Kinderkriegen reden« sich bei ihnen die Kinderfrage jetzt »objektiviert« habe. Das stimmt zuversichtlich.

Aber während Peter seinen Kinderwunsch sauber durcharbeitet - »Die Valenzen zerren in mir. Einmal wollen sie mich zusammenschweißen zu einem Entschluß, zur Mannbarkeit. Adorno hielt sie für unmöglich. Bei Bloch heißt es: 'Ich bin. Wir sind.' Also. Trotzdem. Ich bin ein Gebranntes! ... Das ist mein mythendampfendes Autorentheorem der literarischen Bisexualität. Die Wirklichkeiten in mir schwängern sich, die Medien sind die männlichen und weiblichen Valenzen.« - während also Peter sich tapfer durchkämpft zum Entschluß: »Lieber ein Buch zusammen!«, fällt Friederike ihm hundert Seiten später voll in den Rücken: Friederike will nämlich ein Kind, trotz Dissertation, nur jetzt noch nicht, dafür aber vielleicht mit 35, also in fünf Jahren.

Hast du das gar nicht gelesen, Peter? Und du hattest es Dir so schön ausgemalt, wie das ist, mit dem Bücherkriegen: Vorher »hören wir den Kandiszucker im Mango-Tee knacken, und in diesen unendlichen 30 Minuten erfüllt sich für uns der beste Sinn des heruntergekommenen Wortes Zweisamkeit.« Dann: »Unsere Köpfe sind wie die Bäuche und Mappen voller Pläne -« Endlich kommt's: »Ich fabuliere, trage, denke aus, ich schreibe und gebäre unter Wehen, Schmerz und Lust Gedicht, Essay, Erzählung ein ganzes Buch.« Nachgeburt: »Die pränatalen Schwierigkeiten werden abgelöst durch postnatale Löcher, Depression. Jetzt liegt das Kind-Buch da, faßt naß noch, warm kommt es mit Eilboten aus der Druckerei, vom Binder, vom Verlag. Jetzt stürzen sich die Leser, Lehrer, Kritiker darauf (vielleicht), das Buch macht Schule (oder nicht), der Autor könnte wirken. Die Zukunft hat begonnen für die sich viele Eltern ihre Kinder zeugen, um über den Tod hinauszuwirken, der Vergeßlichkeit trotzig etwas entgegenzustemmen.«

Trotziger wird in der Würstchenfabrik die Vergeßlichkeit auch nicht gestemmt.

Literatur-Konkret 1982, S. 44

Volkmar Sigusch

Leiblose, Dulder, Zaghafte, Ausdrucksgehemmte, Flüchter

Zu den seit Jahrzehnten vorhandenen über fünfzig durchformulierten Therapien erfinden Schauspieler, selbsternannte Heiler und Bioenergetiker unablässig neue. Der Psychoboom hat Konjunktur

DAS ERSTE BUCH HEISST »Leibhaftes Leben«, wurde von dem Bioenergetik-Therapeuten Stanley Keleman geschrieben (»einer der effektivsten«, wie es wohl in der Sprache der Verdinglichung heißt), trägt den Untertitel »Wie wir uns über den Körper wahrnehmen und gestalten können« und wirft damit die Frage auf: Ist es schon so weit, daß Geist und Seele perdu sind? Zuletzt brachte Kösel von Keleman ein Buch mit dem Titel »Dein Körper formt Dein Selbst« heraus. Untertitel: »Der bioenergetische Weg zu emotionaler und sexueller Befriedigung«. Bio und Energie - das ist ganz schön modern und ganz schön fatal, weil von Sexualität und Herrschaft keine Rede mehr ist. Weit herunterparzelliert müssen die Menschen sein, wenn diese Parole stimmen soll. Sind wir nur noch ig d

Stoff, können wir uns auch gleich zu den Dosen werfen.

Das zweite Buch, von dem Schauspieler und Psychologen Jacques Dropsy geschrieben, liegt auf der Linie des ersten. Seine Devise: »Lebe in Deinem Körper«. Dropsy, der »reiche Erfahrung in Gruppentherapie und Erziehung durch Bewegung und Ausdruck« habe (das ist wohl die Sprache der Verlagsprospektschreiber), will »Kreativität und menschliche Beziehungen durch 'expression corporelle'« erreichen. Durch diese Technik sollen unsere Körper neu gestimmt und wieder ausdrucksfähig werden. Die »expression corporelle« wird als ganzheitliche Bewegungserziehung verstanden und zur allgemeinen Persönlichkeitsbildung empfohlen. Sie soll Erfahrungen aus Tanz, Schauspielkunst und der so gen. mit den Lippen bekannten Psychoanalyse aufgenommen sowie Elemente westlicher und östlicher Verfahren eingearbeitet haben, von Feldenkrais und Alexander-Technik über Bioenergetik bis zu T'ai chi und Aikido. Körperlich geht es also überkulturell zu.

Das dritte Buch »stellt ein neuentwickeltes Konzept für die Behandlung von Kontaktstörungen vor: die Dramatherapie«. Begründung: »Die Zahl der Menschen, die unter Kontaktstörungen leidet, ist unverhältnismäßig groß und nimmt immer weiter zu. Diese Menschen sind unfähig, Beziehungen zu anderen herzustellen, sind ängstlich und fühlen sich isoliert und einsam - unabhängig davon, ob sie allein, in einer Partnerschaft oder inmitten vielfältiger sozialer Beziehungen leben. « Klappenmäßig bleibt uns hier wie bei den anderen Büchern vorerst ein kleiner Trost: Die Heilerpersönlichkeiten lächeln, grinsen oder schmunzeln; ihnen wenigstens ist nicht zum Heulen. Untertitel des von Peter AW Figge verfaßten Werkes: »Spielräume erlebensbezogener« (Donnerwetter, ist das wahr?) »Verhaltenstherapie«. Figge wie die anderen Autoren bestätigen meinen Eindruck: Der neue Therapismus zerlegt die Menschen in Einzelteile und Einzelfunktionen, um sie dann solcherart massieren zu können.. Bei Keleman geht es um Leib-Konkretisierung, bei Dropsy um Bewegung, bei Figge um Kontakt. Die Menschen werden als Dinge betrachtet, die sich nach den Schemata der Psychologen in Szene zu setzen und in Berührung zu halten haben. Sonst kommen sie in Schubkästen, die diese Körper-Psychologie (ebenso wie die schlechte Medizin) bereithält: der Zaghafte, der Stromlose, der Dulder, der Leiblose, der Flüchter, der Ausdrucksgehemmte, der Klammerer.

Das vierte Buch schließlich, von Jürgen Howe herausgegeben, hat sich der Kombination verschrieben. Es will dem Abgreif-Trend gerecht werden, »sich in der psychotherapeutischen Praxis aus den verschiedenen Therapieangeboten das herauszusuchen, was einem angemessen erscheint«. Im vorliegenden Fall geht es um einen Cocktail aus Gesprächspsychotherapie, Verhaltenstherapie und Psychoanalyse. Guten Appetit!

Die Lawine stürzt also weiterhin zu Tal. Seit Jahrzehnten gibt es mindestens 50 durchformulierte psychotherapeutische Systeme mit einer Unzahl therapeutischer Techniken. Doch das psychosozial genannte Elend nimmt nicht ab. Liegen bei den medizinisch-körperlichen Experimenten am Menschen die Karten auf dem Tisch, sind Psycho- und Psychotherapie-Boom schwer zu durchschauen mit ihren vielen Seiten. Einerseits geht es darum, vom Gang des Ganzen nach der herrschenden Manier des Fetischisierens abzulenken. Was gesellschaftlich ist, erscheint als individuell, was gesund ist, als krank, was seelisch als bioenergetisch, was Widerstand als Preisgabe. Andererseits handelt es sich um Aufschrei und Opposition und die blinde Suche nach dem Anderen, nach Sinn und Glück, überhaupt nach dem Sich-Spüren, nach dem Eigenen in einer total verwalteten, auf die Katastrophe zurasenden Welt. Das ist ein Notruf der Menschen in historisch bestimmter Gestalt.

In der heutigen Allerweltspsychotherapie als Pipifax und Massage, als Show und leichtes Volksnahrungsmittel reflektiert sich die Fatalität des Ganzen. Viele Psychotherapeuten reden unablässig vom Menschen (der ja wohl mehr ist als einzelne Funktionsteile) und seiner Freiheit (die ja wohl in mehr bestehen sollte als sich bewegen und kontaktieren zu können) und bandagieren doch nur, wenn es gut geht. Sie sind also höchstens so heilsam und wahrhaftig wie Fangopackung, Dampfbad, Fußzonenreflextherapie. Viele Therapeuten vermuten die Herkunft und den Werdegang der Erkrankungen des Menschen

und den Umgang mit ihnen zu einseitig und glatt. Sie tun so, als würden die Menschen jetzt auf einmal als Subjekte genommen, obgleich sie doch ein und dasselbe Objekt sind. Mit der Not der Menschen gehen sie auf eine doppelt perfide Weise um: Sie sagen, sie nähmen sie ernst, und tun es doch nicht. Objektives und Reales wird in ein Schattenreich von Verhaltens-, Kommunikations- und Funktionsimmanenz gerissen, weil das Ziel die Person ist, die wie geölt funktioniert, letztlich jener Typus, der weder ein Ich hat noch unbewußt handelt, vielmehr reflexartig reagiert, dem objektiven Zug entlang. So werden Menschen harmonisch verachtet und zu nützlichen Mitgliedern des zerstörerischen Ganzen trainiert, nachdem sie ermutigt bis genötigt worden sind, Seelisches (und neuerdings Körperliches) aus sich herauszulassen.

Kann das Ziel nicht mit jener Behendigkeit erreicht werden, derer man bedarf, müssen neue Therapien her. Stellt sich der irgendwie geknetete Gegenstand als zu komplex und widerborstig dar, werden weitere Techniken erfunden. Ist eine tiefer reichende Ausbildung angesichts der eigenen Verwerfungen zu strapaziös oder zu riskant, wird halt gesessen und gelegen, gerollt und geschrien, getanzt und geströmt.

Die vorbürgerliche Welt kannte Psychologie noch nicht, in der total vergesellschafteten wird es sie wohl nicht mehr geben. Kant und Hegel hatten die psychologische gegenüber der transzendentalen Sphäre, der objektiven des Geistes als zufällig und irrelevant herabgesetzt. Die akademische Psychologie entstand, als die klassische idealistische Philosophie am Ende war. Deshalb war es der Schulpsychologie möglich, die Leiche Philosophie zu fleddern. Ein Beispiel: Wer heute eine Lehre vom richtigen Leben sucht, kommt an der Psychologie nicht vorbei. Heute ist Psychologisches in aller Munde - wie wenn seelisch etwas zu bestellen wäre. Stimmte das, was die Heiler versprechen, wäre in einem Jahr die seelische Not wie Unkraut aus der Welt geschafft. Das wäre unmenschlich, es wäre das Ende der noch nicht begonnenen menschlichen Geschichte. Doch so sehr das Lüge und Illusion ist, es weist auf eine Tendenz hin, die diese Therapeutiker nicht zu sehen vermögen: daß die Menschen mit raffinierteren oder brutaleren, jedenfalls »effektiveren« Methoden eines Tages massenhaft ruhiggestellt werden.

Die Programme haben US-Forscher natürlich schon vorgelegt. Bei ihnen laufen die »Klienten« (auch das Leiden, auf welches das Wort »Patient« immer noch verweist, soll wegrationalisiert werden) mit einer Elektrosonde im Gehirn herum, über die die »Therapeuten« sie zu steuern suchen.

Gewiß ist in jedem der vier Bücher (Kösel bringt selbstverständlich im Herbst noch weitere Werke dieser Art heraus) ein richtiger Gedanke enthalten, namentlich in jenen, die sich des Körpers angenommen haben. Schließlich sind unsere Körper so verrottet und verwelkt wie unsere Seelen. Aber die Not des Lebens, von der Freud, wenngleich verschwommen, gesprochen hat, meint mehr und ist mehr. Wenn es so weiter geht, daß jeder schreiblustige und gelegentlich auch ideenreiche Psychologe, jeder begabte Tänzer, jeder angesehene Schauspieler, der vom Furor sanandi, von der Heilungswut erfaßt worden ist, eine Therapieform ausspuckt wie der gräßlichste Ami seinen Kaugummi, nur nicht so gut durchgearbeitet, läuft alles auf ein Plädoyer für die große Psychoanalyse hinaus. Da ist der Patient noch etwas wert, er hat seinen Therapeuten Hunderte von Stunden lang, es herrscht Luxus und wird nicht verramscht, es wird keine Befriedigung verheißen, die unerreichbar ist, und der Körper reagiert ohnehin. Nur die mehrjährige tiefenpsychologische Behandlung läßt die Not des Lebens seelisch (und körperlich) zutage treten. Nur durch sie ist es heute überhaupt möglich, etwas Verläßliches über das Seelenleben einiger Menschen in der hiesigen Kultur zu erfahren. Doch die selbsternannten Psychokneter werden wohl nicht in ein ordentliches Warenhaus gehen, als Verkäufer. Das wäre schließlich unwissenschaftlich, bloß mitten im Leben. Der Gewinn allerdings wäre groß: Endlich bekäme man bei Metro und Massa auf eine bescheidene Frage auch einmal eine Auskunft. Doch die Psychoanalyse wird sich weiterhin anpassen, ihrerseits allerlei Verkürzungen feilbieten, um aus der Rundumversorgung nicht herausgeworfen, vom Futternapf nicht verdrängt zu werden, und geschehe das alles nur auf dem Papier.

Nicht auszuschließen ist, daß ich einem der Begründer einer neuen Therapie unrecht tue. Denn ich habe die vier Bücher, von denen hier die Rede ist, nicht gelesen. Ich bin zum ersten Mal so unverfroren, wie es erprobte Rezensenten, jedenfalls in der Medizin, im allgemeinen sind - weil ich das Monat für Monat auf den Markt geworfene Bio-psycho-sozio-Geschreibsel einfach nicht mehr lesen kann. Ich habe mich an die Waschzettel des Verlags gehalten, und die sagen ja oft unverblümter, worum es geht. Ansonsten lese ich Klassiker wie die »Studien über Hysterie«, jedesmal mit neuem Gewinn. Irgendwann wird sich dann herausgestellt haben, ob eines der zehntausend Psychoboom-Bücher die eigenen Gedanken immer aufs neue anzuregen vermag. Vielleicht werde ich dann noch leben und mir mit diesem Buch einige aufregende Stunden bereiten.

Stanley Kelemann: »Leibhaftes Leben. Wie wir uns über den Körper wahrnehmen und gestalten können«, 18 Mark

Jaques Dropsy: »Lebe in Deinem Körper. Kreativität und menschliche Beziehungen durch 'expression corporelle'«, 34 Mark

Peter AW Figge: »Dramatherapie bei Kontaktstörungen. Spielräume erlebensbezogener Verhaltenstherapie«, 28 Mark

Jürgen Howe (Hrsg.): »Therapieformen im Dialog. Anwendung und Integration von Gesprächspsychotherapie, Psychoanalyse und Verhaltenstherapie«, 28 Mark. Alle erschienen im Kösel Verlag, München, 1982

Literatur-Konkret 1982, S. 46

Heiner Boehncke

Pädagogischer Eros & spröde Masse

Pädagogik-Literatur als Allheilmittel für bessere Verhältnisse meldet nach zehn Jahren Konkurs an: Der Staat beschäftigt sich mit Senioren- und Sterbepädagogik. Was gut geht ist Fluchtliteratur

ZUSAMMEN MIT JOHANNES Beck und Gerhard Vinnai habe ich zehn Jahre lang pädagogische Taschenbücher herausgegeben. Gut 60 Titel bei Rowohlt sind da zustandegekommen, und ebensoviele hat Wolfgang Müller, Lektor im Verlag, auf den Markt gebracht. Periodisch begleitet vom »Jahrbuch für Lehrer«. Jeder entsinnt sich der Kultbücher einer pädagogischen Provinz, die grenzenlos zu sein schien. Neills antiautoritäre Erziehung (über eine Million Auflage), Illichs Entschuldungsbücher, Freires Pädagogik der Unterdrückten; die bildungsökonon-iischen Leitfäden: wer hätte gedacht, daß Bildung ebenso produziert wird, wie VWs und Farbfernseher - vorausgesetzt, daß sie zu verkaufen ist. (Vor Georg Pichts »Bildungskatastrophe« schienen das noch nicht einmal die Herrschenden begriffen zu haben.)

Und dann all die Entdeckungen: Die Unterschichtssprache, die per se schulisches Fortkommen verhindert, und das ganze Bildungssystem mit seinen Lernzielen und Schultypen wurde enttarnt als eine Maschinerie zur Produktion von Ideologie und gesellschaftlichem Stillstand; die zu erwerbenden Qualifikationen richten sich nicht nach Begabung oder Können, sondern nach den Sollziffern der Klassengesellschaft.

Die Gesamtschule, unter den demagogischen Kampagnen der rechten Kulturpolitik und den schaurigen Märchen eifernder Elternvereine zu Brutstätten ordnungsvernichtender und natürlich kommunistisch gesteuerter Anstalten heruntergekommen, schien unsererseits alle Mühen wert.

Unser Traum von antiautoritären, sozialistischen und reformistischen Verbesserungen der Verhältnisse: im Marsch durch die Institutionen schien er zumindest ein bißchen realisierbar. Das heißt: die große Liebe zu den Massen wurde, da diese sich spröde zeigten, zum pädagogischen Eros verkleinert.

Pädagogik sollte dem besseren Wissen zum Durchbruch verhelfen. Dazu benötigte man in den Produktionsstätten von Qualifikation und Bewußtsein pädagogische Literatur. Und natürlich die Geschichte linker Bildungstheorien und sozialistischer pädagogischer Praxis. Kurzum: Vor allem zwei Tatsachen sorgten für einen gehörigen Absatz pädagogischer Literatur. Es gab viele Lehrer, es wurden immer mehr, und nicht wenige unter ihnen waren an einer Verbesserung der Schulverhältnisse interessiert.

Ich half neulich einem Bekannten beim Umzug. Im Keller stieß ich auf einen Berg leicht angeschimmelter Bücher. Routinemäßig aber mit spitzen Fingern suchte ich nach irgendwelchen Kostbarkeiten. Dabei fand ich ein besonders verfallenes Exemplar des ersten Lehrerjahrbuches. Vorsichtshalber gab ich die Suche dann auf. Ich hätte mit einem solchen Fund rechnen müssen, die jüngere Bildungsgeschichte meines Bekannten hätte dies nahegelegt: Er ist der typische Nichtmehrleser pädagogischer Bücher.

Vor sieben Jahren absolvierte er an einem Frankfurter Gymnasium das Referendariat. Mit den Schülern verstand er sich glänzend. Der Schulleiter ermahnte ihn fortwährend, die Eltern wollten ihn ganz schnell versetzt oder gänzlich geschmissen wissen. Er floh dann von selbst und erlernte in schneller Folge alle möglichen Berufe und Tätigkeiten. Er glaubte, sich dadurch sukzessive von seinen Ansprüchen, andere zu belehren, ihnen die verschlungenen Pfade von Einsicht und Praxis zu weisen, entfernen zu können.

Und die Schüler kamen ihm dabei entgegen, indem auch sie nichts mehr wissen wollten von Klassenkämpfen, die sich außerhalb ihrer Klasse abspielten. Sie haben ihn zu Hause besucht, weil sie Musik hören und endlos »quatschen« wollten. Schließlich rückte er immer näher an sich selbst heran. Was zuvor beschworen worden war, was als Geschäftsgrundlage für die absurdesten Parteigründungen und Realitätsmogeleien hatte herhalten müssen - ein nach den (zurechtgebogenen) Lehren von Marx oder Mao kämpfendes Proletariat - fiel in sich zusammen, hinterließ ein vielstöckiges Vakuum und verhalf einem schwelenden Erfahrungshunger zum Durchbruch.

Daß dann nach einiger Zeit des Trennungsschmerzes über das verlorene Verhältnis zu den Lernobjekten oftmals wiederum das Helfersyndrom durchschlug, diesmal allerdings in Therapiegruppen, Spielzirkeln oder alternativen Bildungseinrichtungen, ist für unseren Zusammenhang von geringerer Bedeutung, zumal das natürlich nicht auf pädagogischen Verhältnissen beruhte, sondern auf der Tatsache, daß sich »jeder locker und ungeheuer intensiv selbst einbringen« konnte.

Exkurs: Walter Benjamin war neben vielem anderen auch ein esoterischer Pädagoge. Kafka und Tretjakov; Aura oder Allegorie - und das »Programm für ein kommunistisches Kindertheater« etc.: Hier versenkte er sich als philologischer Detektiv in das ungeheure Zitatenpuzzle der Passagenarbeit, dort hoffte er auf eine »Literarisierung der Lebensverhältnisse« russischer Kolchosbauern. Das heißt: So radikal und oft verschlüsselt er sich über die ästhetischen

Qualitäten eines Kunstwerkes zu äußern pflegte, hielt er die Grenzen zu den »ästhetischen Rohstoffen«, den gesellschaftlichen Wahrnehmungsbedingungen und Erfahrensweisen stets offen. Sein Interesse daran, wie Arbeiter Filme guckten, war so groß wie seine Aufmerksamkeit für, sagen wir, den Binnenreim einer Brechtschen Gedichtzeile.

Was hat das mit Mutmaßungen über das schwindende Interesse an pädagogischer Literatur zu tun?

Noch einmal: für die inflationäre Verbreitung pädagogischen Schrifttums hatte die Vorstellung gesorgt , die rohen, unfertigen, ahnungslosen Massen bedürften der permanenten Erziehung. Dabei kam es zu einer schleichenden Verwandlung von Theorien in Pädagogik. Zugunsten des liebenden Zugriffs auf die Massen wurden allerhand Differenzen im eigenen Kopf und in der Lebensweise festgestellt und ausgelegt. Bis hin zur peinlichen Mimikry: der Blaumann als Dienstkleidung agitierender Intellektueller.

Und eben dies, Differenzen aushalten, in gewisser Weise spröde und störrisch die eigenen theoretischen Interessen durchhalten, ohne dabei zu erblinden gegenüber den Lebensverhältnissen

und Kampfbedingungen der Massen, ist eine Haltung, die bei Benjamin studiert werden kann. Gerade weil viele intellektuelle Massenerzieher ihr ureigenes Terrain vollständig verlassen hatten, um dann vom ideellen Gesamtzögling abgewiesen zu werden, gerade deshalb bekam der Rückzug auf Theorie, Subjektivität, Körper oder Geheimwissenschaft diesen ausschließlichen Gestus. Nunmehr schütteln sie sich, die ihren Theorien und ästhetischen Exerzitien in alter Abgeschiedenheit nachgehen, wenn sie ans Vorhandensein der Arbeitnehmer, vormals Arbeiterklasse, erinnert werden. Für pädagogische Literatur und sei sie antipara- oder alternativpädagogisch, fallen sie aus.

Daß alles heißt nun nicht, daß Erziehung, Ausbildung, Besserwissen insgesamt auf dem Rückzug wären. Im Gegenteil. Berufsverbote, Lehrerarbeitslosigkeit - gestrichene Stellen allenthalten - verknappen einerseits pädagogische Berufschancen. Auf der anderen Seite gibt es unter der Obhut des Staates die bizarrsten Programme zur pädagogischen Verwaltung des Elends. Drogenerziehung, Ausländerintegration, Seniorenpädagogik, Sonderschulung für Analphabeten, Friedenserziehung und demnächst - wie in den USA schon vorhanden - Sterbepädagogik (»Sterben leicht gemacht«).

Nichts gegen die Versuche, in all diesen Spezialbereichen solide und subversiv zu arbeiten. Nur leider hat ein Diplompädagoge, ein Lehrer ohne Schule nach vielleicht zweijährigem Herumwartens meist keine Lust, die neue Stelle gleich durch Putz zu gefährden. Mit unseren, ein wenig elitärkritischen Büchern jedenfalls wollen sie sich dann nicht herumschlagen.

Warum Hunderttausende ordentlich beamtete Lehrer nach pädagogischer Literatur nicht mehr sehr verlangen, weiß ich nicht. Ich vermute aber, daß sie entweder sowieso nicht mehr viel lesen oder aber nicht mehr dauernd erinnert werden wollen an die heroische Phase erziehungsseliger Utopien. Übrigens: Fluchtliteratur -geht gut. Indianerschulen, Alternativschulen, Tvind. Und das ist verständlich: Aus unseren Schulen abhauen zu wollen, kann man niemandem verübeln.

Wenn sich das so liest, als wäre ich sauer,

, gekränkt im Produktionseifer, stimmt es zur Hälfte. Über die andere Hälfte will ich abschließend noch ein paar Bemerkungen verlieren. Wir haben das pädagogische Taschenbuchprogramm inzwischen weitgehend eingestellt. Die folgenden Bücher sollen unter dem Titel »Kulturen und Ideen« erscheinen.

Ich will nicht so tun, als hätten wir schon immer abseits der Trends agiert. Wir haben ganz schön profitiert vom pädagogischen Interesse. Allerdings war uns der Staat als oberster Erziehungsberechtigter nie ganz geheuer. Pädagogische Phantasie sollte immer bemüht sein, den Staatsbürger als eine wacklige Figur erscheinen zu lassen.

So versuchten wir, in den Schulanstalten zur Entschulung anzustiften. Das ganze Korsett aus sauber definierten Lernzielen, Stundenplänen, architektonischer Öde, 45-Minuten-Takt, Jahrgangsklassen etc. sollte wo nur irgendmöglich durchlöchert werden durch eine Bildungsarbeit, die ihre Ziele und Methoden zusammen mit den Objekten selbst sucht. Da haben die Autoren unserer Bücher viele Vorschläge gemacht. Nach unserer Meinung sind die Lehrer und Schüler, die immer und immer wieder an der Entschulung ihrer Schulen arbeiten, reichlich versorgt mit Literatur. Und, wenn wieder einmal ein Kultusbürokrat im Namen der schönen neuen Ordnung den alten Schliff durchzusetzen versucht, liegt es nicht am Mangel an Literatur, wenn er damit durchkommt.

An der zunehmenden Verschulung der ganzen Gesellschaft wollen wir uns nicht beteiligen, die Entschulung im oben skizzierten Sinn braucht unsere Vorschläge nicht länger. Wir hoffen aber sehr, daß uns in Zukunft Lese- und Arbeitsbücher gelingen, mit denen auch unsere Lehrer-Leser etwas anfangen können.

Literatur-Konkret 1982, S. 48

Ingrid Klein

Volksrohstoff für Bettnässer

Hat Rotkäppchen nun mit dem Wolf, oder hat es nicht? Dealte Frau Holle mit LSD und helfen Märchen gegen Nägelkauen? Sind es biedermeierliche Textleichen oder Kunstwerke?

FRÄULEIN KAHLKES Kugelschreiber war vierfarbig, wunderschön ziseliert und lag immer vorn auf ihrem Pult. Den hatte sie, da waren sich die Mädchen der Klasse 2 a, Hamburg-Niendorf, einig, bestimmt in ihrer Jugend von einem indischen Maharadscha verehrt bekommen. Die Jungs interessierten sich mehr für die Technik dieses Geräts und durften ihn auch ausprobieren. Fräulein Kahlke war 61 Jahre alt, wohnte mit ihrem Hund Fiffi in einem Haus mit Holzveranda mitten in Gosler's Park (da wo heute gelbe Klinker-Eigenheime stehen) und wurde von ihrer letzten Schulklasse ausnahmslos hochverehrt und geliebt. Es gab niemand, der so schön und ausdauernd Märchen und Dr. Doolittle vorlesen konnte.

Wir alle sind - das weiß ich heute - nur durch ein Wunder halbwegs brauchbare Menschen geworden, denn... »alles Böse kommt aus Märchen« warnt eindringlich einer der vielen Märchenumwandler, der dem »Volksrohstoff« zu Leibe rückte: Otto F. Gmelin lehrt und produziert »jenseits biedermeierlicher Textleichen« (gemeint sind die Gebrüder Grimm, I.K.) »eine Einheit von Psychodrama, Videokunst, Gruppendynamik, Mitmachtheater und Literaturpädagogik als praktisches Medio-Drama.«

Eine Kostprobe seines Könnens gab er Anfang dieses Jahres in einer Fernsehdiskussion zum Thema Märchen, wofür man ihm nur dankbar sein kann: Ein »praktisches Medio-Drama« ist also so etwas, was aus einem goldenen Vogel ein gerupftes Suppenhuhn macht. Das hätte Fräulein Kahlke allerdings nie gebracht - und auch nicht gewollt. Und wenn der Otto F. ihr etwas von der »Desintegration des weiblichen Seelenlebens« erzählt hätte, oder, daß »alleinstehende und alte Frauen Hexen sind und zu offenem Kannibalismus neigen«, sie hätte ihm einen Vogel gezeigt.

Und allen Pädagogen mit ihren Vorschlägen und Vorschriften gleichfalls: Erst vorlesen, dann den Stoff sacken lassen, dann die Bilder zeigen, anschließend Diskussion über die Bilder undsoweiter. Daß Märchen als »autogenes Training« ein Mittel gegen Streß, Bettnässen und Nägelkauen sind, sei hier nachgetragen für all die Eltern, Großmütter und sonstige Gutmeinende, die Märchen einfach vorlesen - und damit auch richtig liegen. Darüber wenigstens sind sich die Pädagogen und Psychologen einigermaßen einig. Sonst gibt es nichts, da bin ich mir sicher, wirklich nichts, was so strapaziert worden wäre wie Märchen. Nichts ist so vermarktet worden, nichts so rauf- und runterinterpretiert worden, nichts so tausendfach gedeutet worden von Soziologen, Historikern, Literaturwissenschaftlern, Psychologen und vor allem Pädagogen.

Letztere hatten und haben wohl auch heute noch am besten begriffen, welche subversive Phantasie in Märchen steckt. Wobei hier nicht behandelt werden soll, was Märchen eigentlich sind. Darüber gibt es mehr Literatur als Märchen selber. Es ist mir auch nicht so wichtig, zwischen Volksmärchen (gesammelt und überarbeitet zum Beispiel von den Brüdern Grimm) und Kunstmärchen (Andersen, Hauff, Märchen aus Tausendundeiner Nacht) zu unterscheiden. Es gibt Märchen, deren Ursprung in der Sammler- und Jägergesellschaft liegt, und welche, die heute geschrieben worden sind. Wichtig ist mir der Unterschied zwischen guten und schlechten, zwischen aufklärenden und therapeutischen Märchen, zwischen dem, was heute massenhaft ans Kind gebracht wird und dem, was nicht mehr oder verstellt erzählt, vorgespielt und inszeniert wird.

Eine These: Lebten wir im Paradies, bräuchten wir keine Märchen, sie hätten ihre Berechtigung, ihre Spannung, ihren Wert verloren, sie würden langweilig bis komisch wirken. Aber davon kann keine Rede sein, und deshalb behaupte ich, daß die Volksmärchen, die zwar keine pure Realität, aber Bilder von Erfahrungen plus Träumen und Wünschen sind, daß diese Märchen bis heute ihre Aussage nicht verloren haben, nämlich, daß man es gern anders hätte, als es ist. »Märchen sind rebellierende und wache Geschichten, die ältesten utopischen Erzählungen. Märchen predigen keine Moral, sondern weisen nach vorn, bilden ein Inventar nicht gemachter Erfahrungen« (Ernst Bloch).

Märchen waren und sind eine Verhöhnung des Gefasels von »Armut gebiert Großes«. Denn: die Märchenhelden brechen alle aus Not und Elend auf, bewähren sich in einer anderen Welt (gleich um die Ecke kommt meist der Zauberwald), bestehen Prüfungen und Gefahren, sind auf sich, ihre Phantasie, Gutmütigkeit, Listigkeit, Ausdauer angewiesen und kommen - nachdem das Böse radikal beseitigt worden ist - zu Reichtum, Weisheit, Glück und Liebe. Und das, meine Damen und Herren Märcheninterpreten, hätten wir doch auch gern, oder?

Und dieses »Böse« in den Märchen ist von den bürgerlichen Pädagogen Anfang des 19. Jahrhunderts durchaus erkannt worden, zu einer Zeit, in der die Brüder Grimm die Volksmärchen bereits zu Kinder- und Hausmärchen umgearbeitet hatten, aber offensichtlich nicht genug. Sie haben in ihrer Version noch soviel original Märchenhaftes, das heißt den Traum von einer besseren Welt, überliefert, über das sich die pädagogischen Verteufeler prompt hermachten: »Die Märchenwelt, so wie alles außer dem gewöhnlichen Lebenskreis liegende, muß den Kindern der Armen verschlossen bleiben, sie dürfen

sich nicht nach wohltätigen Feen sehnen, nicht nach den Gaben eines Zauberstabes, nicht nach Gold- und Silberpalästen... Man hüte sich, in den Kinderherzen Wünsche zu erwecken, die das Leben nicht gewähren kann, in der Kinderbrust ein Sehnen einzupflanzen, welches sie mit den gegebenen Verhältnissen unzufrieden macht.« Steht in einer Anweisung für Lesestoffe für Kinderbewahranstalten aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts (1)

Die moderne Fassung liefern Leute wie Gmelin mit ihren »Psychodramen« oder H.J. Gelberg, dem die Grimmschen Märchen »gesellschaftliche Strukturen anbieten, die wir überwunden haben oder ablehnen«. Man muß ja nicht für Feudalismus sein, wenn einem der heutige Kapitalismus auch nicht zusagt. Ein Trost: was weder die Pädagogen des 19. Jahrhunderts, die »reeducation« nach dem 2. Weltkrieg, die faschistische Verstellung der Märchenmythen in abenteuerliche Blut- und Bodenbilder nicht geschafft haben, wird auch den platten Aufklärern des 20. Jahrhunderts nicht gelingen. Psychodynamische Suppenkasper kommen und gehen, Volksmärchen bleiben bestehen.

Ärgerlich ist nur, daß man in zehn Jahren wahrscheinlich nicht mehr von den Otto F's spricht, sie heute aber einen Markt haben und mit ihrem therapeutischen Anspruch viele Eltern verwirren. Und die Kloppereien zwischen »Experten« auf Märchentagungen, in Fachzeitschriften, in Büchern, im Fernsehen, im Rundfunk tragen auch nicht zur Klärung bei. Keiner dieser Fachmenschen, das wette ich, macht mal zwischendurch ein Experiment zum Beispiel in einem Kinderladen, so daß sie das Erlebnis andächtig lauschender Kinder, die sonst nur Flöhe im Hintern haben, nicht kennen, aber das wäre ja auch irgendwie unmodern. Und so ist die Folge dieser Überproduktion ein märchenhaft riesiges und schlechtes Angebot, in dem die wenigen Ausnahmen untergehen. (2)

Zugegeben, das Märchen vom Rotkäppchen haben die Grimms nicht nur von Perrault geklaut, auch der erhobene Erziehungszeigefinger ist leider so gemeint, aber genau das wäre doch mal eine Herausforderung und Aufgabe für die modernen Märchenverbesserer, wie zum Beispiel Herrn Janosch. Aber alles, was er in seinen »köstlichen Varianten auf die Märchen der Brüder Grimm«, die »ein neues Märchengefühl für Kinder von heute« sein sollen, dem Rotkäppchen beimengt, ist »elektrischer Strom und Langeweile.« (3) Allein dieses Märchen ist ein hervorragendes Beispiel für die unerschöpfliche Interpretierlust all derer, die zwar keine Märchen schreiben können, aber die alten ständig bekritteln. Am witzigsten sind bei diesem Beispiel noch die »Verwirrungen« nach philologischer, psychoanalytischer und materialistischer Art von Iring Fetscher (4). Ansonsten reicht die Spannweite von sanftem Erziehungsterror bis zur Erkenntnis, daß es sich um verkappte Bettszenen zwischen Rotkäppchen und dem Wolf handelt und ihre Kappe ein Revolutionssymbol ist.

Variationen aufzuspüren, zum Beispiel ein verdampfendes sich in Luft auflösendes oder selbst in den Boden stampfendes Rumpelstilzchen (oder Trillevip), das der schönen Müllerstochter ein- oder dreifaches Proberaten seines Namens zugesteht, sind interessant - für Forscher, Liebhaber und Historiker. Diese Variationen dann dem Früh-, Mittel- oder Spätfeudalismus zuzuordnen ist Kindern ziemlich schnuppe, solange man ihnen nur immer wieder Märchen vorliest. Und: ein fliegender Teppich ist ein fliegender Teppich und hat auch im zwanzigsten Jahrhundert nicht zur fliegenden Untertasse zu werde. Darauf haben Kinder ein Recht, aber sie werden ja nicht gefragt und können sich leider nicht dagegen wehren, daß der neue Realismus auch vor den Märchen nicht Halt macht, und deswegen alles, was nicht mindestens an einer Stelle gegen Atomkrieg polemisiert, als nicht modern, nicht fortschrittlich gilt.

Oder, noch schlimmer, er kommt in banaler Weise dümmlich pädagogisierend daher, wie zum Beispiel in den jetzt erscheinenden Märchen von Dietrich Mendt aus dem Radius-Verlag, wo der Titel »Unter der Stehlampe« an gute alte Zeiten erinnern soll und wo Weihnachtskerzen denken können und Familienzusammenführung betreiben. Die heile Welt e.V. läßt grüßen. Vielleicht könnte einer der vielen Märchenkritiker mal über diese »Ein-Herz-für-Kinder-Märchen« herfallen, anstatt die kleinen Kunstwerke der Volksmärchen zu zerstören. Aber unser Otto F. macht sich derweil Gedanken über »das zutiefst erschütterte Selbstwertgefühl vieler Frauen ... von Partnerproblemen nicht zu reden«.

Was ihn allerdings nicht hindert, in der bereits erwähnten TV-Sendung die einzige Frau der Diskussionsrunde, Heide Göttner-Abendroth, die wirklich etwas Neues zu sagen gehabt hätte, ständig zu unterbrechen, weil er ja seine Zirkusvorstellung unters Volk bringen mußte. Es ist richtig, die Dame hatte es leider mit der Sprache, und es war schon bannig schwer, hinter den Zungenbrechern »matriarchaler Initiationsritus«, »patriarchale Domestizierung« und »matriarchale Göttin-Heros-Struktur« ihre spannende Definition der Frau Holle als germanische Unterweltsgöttin zu entdecken.

So wie sie erzählte, tat einem ihre Tochter leid, die sich das alles anhören mußte, und der die Versionen der Patriarchen Grimm, Hauff & Co. aus mütterlicher »Einsicht« vorenthalten blieben. Dennoch, ihre Forschungen zum Thema: wie weit leben Teile matriarchaler Religionen weiter in den Volksmärchen und warum sind sie verändert worden? (5) sind sehr interessant, nur ganz sicher nichts für Kinder, jedenfalls nicht so.

Eine weitere Variante zu Frau Holle liefert Sergius Golowin in seinem Buch über Hexendrogen und Feenkräuter (6): »In heißen und feuchten Sommern können Roggen, Weizen, Gerste und Hafer von einem gefährlichen Pilz befallen werden, der bis zu 6 cm lang werden kann und dann 5 mm Durchmesser besitzt und den das Volk seit jeher 'Mutterkorn' nannte.« Es versteht sich von selbst, daß der Name »Mutterkorn« mythologischen Ursprungs ist: »Wenn der Wind das Korn hin und her

wiegt, soll die Kornmutter über das Feld fahren.. Ihr waren die schwarzen Körner (des Mutterkorns) heilig.« Und »wie Frau Holle und verwandte Gestalten des Märchens, belohnt oder bestraft die Kornmutter jene Menschen, die sich in ihre Macht begeben.« Mutterkorn ist die Naturgrundlage von »LSD«, und Frau Holle dealt damit?

Warum nicht. Laut Golowin ist todesähnlicher Schlaf, Zauberlicht, das Verschwinden, Sich-in-Luft-auflösen etc. beileibe keine Zauberei, sondern die Kunst der perfekten Anwendung und Nutzung von Stechapfel, Bilsenkraut und Belladonna, Opium, Hanf, Alraune und Mutterkorn. Klingt durchaus plausibel, besonders, daß die Armen ihren Hunger durch ein Opiumpfeifchen oder selbstgebraute Kräuter eine Weile vergessen konnten und wollten. Deshalb wurden die Jahrmarkt-Gaukler, »oft Verkäufer von Wundermitteln, Geschichtenerzähler, Puppenspieler und Bänkelsänger in einem« den damals noch mit Folter und Feuer verfolgten Hexen gleichgesetzt, besonders von der Geistlichkeit: »Sintemal das gemeine Volk denselbigen haufenweis zulauft, sperrt Maul und Augen auf, höret ihnen einen ganzen Tag zu, vergisset aller andern Sorgen ... «

Die Ablehnung der Volksmärchen war und ist niemandem so lieb, wie denen, die Veränderungen befürchten. Womit ich nicht sagen will, daß wir keine neuen Märchen bräuchten. Nur: der Versuch, sozialistische Märchen zu schreiben, den Hermynia Zur Mühlen in den zwanziger Jahren unternahm, wo aus Einzelhelden Kollektivhelden wurden und die Revolution in ländlich-feudaler Umgebung stattfand, war nicht annähernd so erfolgreich wie die erzkapitalistischen Identifikations-Enten Walt Disneys. Und wenn auch »Birne«, Günter Herburgers Kunstfigur, »alles kann«, gegen den heutigen Märchensuper markt der Bücher, Bilder, Schallplatten, Kassetten, Theater- und Filmaufführungen, Rundfunk- und Fernsehsendungen kommt »Birne« nicht an. Was da den Kindern an Phantasie abgeschnitten wird, packt man einfach durch Verdoppelung und Verdreifachung des Stoffes dazu: Rotkäppchen trifft dann nicht nur auf den Wolf, sondern auch noch auf die Bremer Stadtmusikanten. Und so etwas sehen, laut einer Statistik des Deutschen Bühnenvereins von 1979/80, ca. 1,7 Millionen Kinder.

»Die Verlage kommen zu spät, die Märchenwelle ist vorbei«, sagte mir ein fortschrittlicher Buchhändler, befragt nach den diesjährigen Absatzchancen der Verlage. Mit Verlaub, sie kommen mit dem Verkehrten, und verkaufen sicher noch viel zu reichlich davon. Denn: nicht die Neuauflagen alter Volksmärchen oder Bücher von Waechter oder Herburger finden wir auf der »Spiegel«-Bestsellerliste, sondern 2 x Ende, (s.S 52) Tolkien und Rottensteiner: »Das große Buch der Märchen, Sagen und Gespenster, ein typischer Märchen-Mischmasch aus Indianergeschichten, Märchen aus 1001-Nacht, afrikanischen und europäischen Märchen.

Zu Tolkien, dieser phantasievollen Kreuzung aus Wagner und Walt Disney: da bin ich befangen. Es gibt sowieso nur Fans oder Feinde. Ich bin ein Fan und behaupte meinen Leseplatz auf dem Silberwölkchen gegen die Gruppe der Feinde, die Bilanzen als Lektüre interessanter finden. Ich bedaure - auch als Fan - sehr, daß Bestsellerlisten keine Hitparaden sind, bei denen die Titel nach dem 7. Mal ausgetauscht werden. Aber hätte dann mein fortschrittlicher Buchhändler Recht') Der rechtschaffene Räuber Hotzenplotz des rechtschaffenen ehemaligen Rektors Otfried Preußler macht weiter Karriere und fortschrittliche Autoren wie Uwe Johnson übersetzen weiter plattdeutsche Märchen wie »Von dem Fischer un syner Fru«.' Dann war ein Plattfisch mal ein »Butt«, und wissen Sie, was ein Eimer war? Sie werden es nicht erraten: ein »Pißpott«.

---

(1) Dieter Richter/Johannes Merkel: Märchen, Phantasie und soziales Lernen, Basis Verlag, Berlin

(2) z. B. F.K. Waechter: »Die Kronenklauer«, Rowohlt Verlag, Hamburg,),Wer kommt mit auf die Lofoten?«, VSA-Verlag, Hamburg

Günter Herburger: »Birne kann alles«, »Birne kann noch mehr«, Luchterhand, Darmstadt

Jakob Haringer: »Das Räubermärchen« mit Zeichnungen von Ernst Kahl, buntBuch Verlag, Hamburg

(3) Heidi Mildner: »Das tapfere Schneiderlein auf dem elektrischen Stuhl..« in: »Politische Didaktik 3«, 1978

(4) Iring Fetscher: »Wer hat Dornröschen wachgeküßt?« oder »Der Nulltarif der Wichtelmänner«, beide bei Claassen, Düsseldorf (wer das Erste gelesen hat, ermüdet bei dem zweiten)

(5) Heide Göttner-Abendroth: »Die Göttin und ihr Heros«, Frauenoffensive, München

(6) Sergius Gelowin: »Die Magie der verbotenen Märchen«, Merlin Verlag, Hamburg

Literatur-Konkret 1982, S. 49

Hermann Peter Piwitt

Die Wachtelwurst

ICH MÖCHTE DIR EINEN WITZ erzählen, sagte A., ein Freund. Der Einfachheit halber werde ich ihn »Die Wachtelwurst« nennen. Ich habe ihn von einem alten Ziegenhirten gehört, '53 in den Abruzzen, als ich, in Kummer über einen Fehltritt meiner Frau, auf von neuen Bergstiefeln wunden Füßen einen Saumpfad mehr hinauf kroch als stieg. Der Ziegenhirt trug einen Bart wie Stalin, und es fehlte nicht viel, und er war es wirklich. Als er aus seiner Ziegenledertasche Ziegenkäse und Ziegenmilch, dazu ein Pfund Zwiebeln, auspackte, und das alles ins Gras - dazu ein Fell von Ziegen - legte, zwischen Eidechsen, Nattern und Zykaden, und uns dazu, nahm er auch seinen Hut ab.

Es war eine runde Ballonmütze, schottisch kariert. Und in dieser Ballonmütze befand sich: Eine Mini-Salami, ein Schwartemagen, ein Flederwisch aus Autriche-Federn, dreiundzwanzig Brötchen, das rechte Auge eines Luchses, Herr Weber, nocheinmal Herr Weber, ein Gruß von der Mutter und ein Gedicht, das lautete: »Wohin denn ich / in dieser Zeit /Leib, Du, altes Haus / so fern so nah / wer liebt denn Dich? / Ich.« Und dieses »Io« rief er so laut, daß es von allen Bergen mit dem Ton einer gerissenen Darmsaite widerhallte, und ich das Gefühl hatte, sie fühlten sich von uns wie nie zuvor verstanden.

Schweigend aßen wir danach, während die Sonne hinter dem Meer immer wieder auf und unterging. Endlich sagte der Hirt: »Kennen Sie den Witz von der Wachtelwurst?«. »Nein«, sagte ich. »Ich auch nicht«, sagte er. Jahre später, wieder in den Abruzzen, habe ich ihn dann doch noch erzählt bekommen. Und danach noch viele Male.

Ich habe ihn vergessen. Aber nie werde ich vergessen, wie ich über ihn gelacht habe.

Die Geschichte, sagte A. und griff nach seiner Meerschaumpfeife, hatte übrigens noch ein Nachspiel: Denn nur einen Tag drauf, niedergeworfen von einer schweren Blutvergiftung von den Füßen her, im nahen Hospital der Fattebenefratelli, erkannte ich, im höchsten Fieber, über dem Sauerstoffzelt das tränenüberschwemmte Gesicht meiner in aller Eile herbeigeflogenen Frau und hörte ihr gestammeltes Versprechen, daß sie mich nie wieder verlassen werde, zumal wegen jener dummen Affäre in Nizza nicht, die mich, ihren Mann, in die Einsamkeit der Berge getrieben hatte, mit falschen Schuhen.

Die Stiefel gibt es noch. Nie wieder wurden sie getragen.

Literatur-Konkret 1982, S. 52

Heidi Mildner

Graue Rauchmänner und endlose Geschichten

Lehrer, Pastoren, Journalisten, Angestellte - alle lesen die Märchen von Michael Ende. Das »phantastische Fieber des Irrationalismus« erbost besonders linke Kritiker, die Ende in einem Atemzug mit Mythen, Märchen, Schamanen und Baghwan nennen

Eines Tages ging der bekannte Kritiker Theo Riehn in seinem Arbeitszimmer hin und her und hin und her. Er war nicht nur tief beunruhigt, er war sogar wütend. Auf seinem Schreibtisch lag aufgeschlagen ein bekanntes Magazin mit einer Liste von zehn Büchern, die im letzten Monat am häufigsten gekauft worden waren. »Was soll bloß aus unserer verfahrenen Welt werden, wenn die Leute sich mit solchen Hirngespinsten davonstehlen?« Das letzte Wort hatte Theo unwillkürlich laut gesprochen, so erregte es ihn, daß bereits einige seiner Freundinnen und Freunde vom 'phantastischen Fieber des Irrationalismus' - wie er es selber nannte - ergriffen waren.

Von ihnen hätte er das am wenigsten gedacht. »Kindergeschichten, daß ich nicht lache. Die sind für die Revolution verloren. Aber was ist mit den Jungen, den Studenten von heute? Nichts lesen sie mehr, was wirklich ist. Nur keine Anstrengungen. Hauptsache, ihre Bedürfnisse werden befriedigt, hier und jetzt und gleich. Da muß etwas getan werden. Ich muß sie warnen vor diesem Boom von endlosen Geschichten und grauen Rauchmännern. Ja, das werde ich tun.« Theo straffte sich. Er wurde ruhiger und wendete sich wieder seinem Schreibtisch zu. Aber was sah er? Auf dem Stuhl saß ja schon jemand. Er rieb sich die Augen und guckte nochmal hin: tatsächlich saß da ganz ruhig ein Mädchen, das ihn sehr aufmerksam ansah.

'Sie war klein und ziemlich mager, so daß man beim besten Willen nicht erkennen konnte, ob sie erst acht oder schon zwölf Jahre alt war. Sie hatte einen wilden, pechschwarzen Lockenkopf, der so aussah, als ob er noch nie mit einem Kamm oder einer Schere in Berührung gekommen war. Sie hatte sehr große, wunderschöne und ebenfalls pechschwarze Augen und Füße von der gleichen Farbe. (..)Ihr Rock war aus allerlei bunten Flicken zusammengenäht und reichte ihr bis auf die Fußknöchel. Darüber trug sie eine alte, viel zu weite Männerjacke, deren Ärmel an den Handgelenken umgekrempelt waren.'

Theo brauchte eine Weile, bis er seine Sprache wiederfand. Mit einer sehr leisen, unsicheren Stimme, die er selber merkwürdig fand, fragte er: »Wie bist du hier hereingekommen, und - wer bist du überhaupt?« »Ich heiße Momo«, sagte Momo. Jetzt werd' ich schon selber verrückt, schoß es Theo durch den Kopf. »Bist du schon lange hier?« fragte er. »Ich glaube, ja.« Theo dachte angestrengt nach. Hatte er die Tür offengelassen? - Diese Augen! Wie sie ihn ansahen! Er verspürte die größte Lust, alles diesen Augen zu erzählen, den ganzen Ärger der letzten Monate. Er wußte selbst nicht, wie es kam.

»Sprich ruhig weiter«, sagte Momo freundlich. »Ich wollte dich nicht stören.« »Aber du verstehst mich ja doch nicht. Dazu bist du noch zu klein. - Ich bin verärgert, weißt du. Es hatte alles so schön angefangen, damals 1967/68. Die Studenten wachten auf aus ihrem Wohlstandswinterschlaf. Sie blickten um sich, sahen das Elend der unterdrückten Massen und begannen mit großer Anstrengung, die Ursachen dafür zu erkennen. Sie begriffen die Geschichte der Kämpfe und sahen die Revolution ah wirkliche und einzige - Hoffnung am Horizont schimmern, und sie wollten alles dafür tun. Alles!« Theo war in Fahrt gekommen. Seine Augen leuchteten. Er sah plötzlich viel jünger aus. Momo sah ihn staunend an. Ihre Augen trafen sich.

»Sieh mal, Momo, da war ich glücklich. Damals habe ich auch Edith kennengelernt, die mich vor einem Jahr verließ. Sie bewunderte mich, weil mir das Wort so brillant zur Verfügung stand. Ich habe aber auch manches dafür getan, nächtelanges anstrengendes Studium. Sowas kann heute keiner dieser Schlaffis mehr.« Momo sah ihn zweifelnd an, so daß Theo sich veranlaßt fühlte, diesen letzten Wutausbruch zu erklären. »Die wissen heute gar nicht mehr, wie schön es ist, wenn man plötzlich Zusammenhänge erkennt. Aber ohne Mühe geht das eben nicht.«

, Theo mußte sich setzen. Während er sich die kleine Büchertreppe hinter den Zeitungsstapeln hervorholte, fragte Momo: »Habt ihr denn nie etwas gegessen?« Theo war irritiert. »Gegessen? Schon, klar, irgendwas. Man mußte ja seinen Hunger stillen. Aber - was willst du damit sagen? Hörst du mir überhaupt zu?« »0 ja, verzeih«, sagte Momo erschrocken, »erzähl ruhig weiter.« Aber Theo hatte den Faden verloren. Er nahm einige Streichhölzer aus einer Schachtel und zerbrach die einzelnen Hölzchen in kleine Stücke. »Naja, also«, begann er wieder, »was ich sagen wollte, heute ist eben nichts mehr davon da, weißt du. Die jungen Leute denken gar nicht mehr an die Revolution. Und weil eben alles, so sagen sie, eh beschissen ist und wir nichts machen können, hängen sie lieber irgendwelchen Glücksrittern an und laufen scharenweise zum Irrationalen üben«

Theo seufzte. Momo sah ihn besorgt an. »Du bist traurig«, sagte sie leise. »Ach was, traurig«, brauste Theo auf. »Wütend bin ich.« Theo besann sich eine Weile, blickte auf zu Momos Augen und sah darin sein eigenes Gesicht. Es kam ihm

verzerrt vor, fremd und unendlich alt. »Vielleicht hast du recht. Ich bin traurig.« Und nach einer längeren Pause, in der beide kaum atmeten, sagte er langsam: »Das hab ich so noch niemandem gesagt. Nicht einmal mir selber. Verstehst du, Momo, wir sind in einer Sackgasse. Die Jüngeren gehen eigene, andere Wege. Und vielleicht sehen sie mehr als wir gesehen haben. Wer weiß das so genau.«

Er schwieg und zerbrach dabei noch einige Streichhölzer in lauter kleine Stückchen, die zu Boden fielen. Momo hob sie auf und schob sie auf der Schreibtischplatte hin und her, bis dort stand. TU WAS DU WILLST. Theo war aufgestanden und hatte sich hinter Momo gestellt. »Was soll das heißen! Das stammt doch aus der 'Unendlichen Geschichte', woher weißt du das? Du kommst doch aus dem anderen Buch!« Momo schaute ihn verständnislos an. »Ich kann nicht lesen«, sagte sie leise und wischte mit einer langsamen Handbewegung - die Hölzchen wieder durcheinander.

Aber dieser Satz arbeitete in Theo weiter. Tief in Gedanken versunken ging er wieder mit schweren Schritten im Zimmer auf und ab, wobei er allmählich Momo vergaß. Er öffnete das Fenster, atmete tief ein und fühlte eine heitere Stimmung in sich aufkommen. »Jetzt schreibe ich aber meinen Artikel. Was bin ich für ein Narr gewesen!« Als er sich umwandte, war Momo verschwunden. Lächelnd schüttelte Theo den Kopf, setzte sich hin und begann.

Seit fast drei Jahren gehören »Momo« und »Die Unendliche Geschichte« von Michael Ende zu den am meisten gekauften und gelesenen Büchern. Unter den Lesern sind viele junge Leute, die sich weigern, in der ihnen vorgelebten Weise erwachsen zu werden. Andere, Lehrer, Pastoren, Journalisten, Angestellte und Dozenten, erlauben

sich wenigstens im Urlaub, in solchen Geschichten zu leben und zu träumen - wie Kinder. 1981 waren es bereits 500 000, die allein das zweite Buch gekauft, verschenkt, gelesen hatten.

»Ja, haben die denn alle den Verstand verloren?«, stöhnt so mancher Kritiker und sieht nur noch eine Woge des Irrationalismus über uns hereinbrechen. Anders ist der gelegentliche Zorn, besonders unter Linken, nicht zu verstehen. In einem Atemzug werden Mythen und Märchen, Schamanenkulte und Baghwan-Begeisterung, phantastische Literatur á la Tolkien und die Romane von Michael Ende genannt. Aber: das einzig Gemeinsame ist bei all dem die Unangepaßtheit an das *herrschende* Realitätsprinzip. Auch wenn sich hier und da die Bilder gleichen, so unterscheiden sich diese Erscheinungen doch in ihrem Wesen erheblich voneinander. Ende's Erzählungen jedenfalls haben im Eintopf des 'neuen' Irrationalismus nichts zu suchen.

Da ist zunächst »Momo«, der Märchenroman um ein kleines Mädchen und die lautlos-tödliche Gefährdung einer ganzen Stadt. Ein Heer von grauen Herren stiehlt den Menschen die Zeit. Diese grauen Männer verrichten ihre Arbeit unsichtbar und so perfekt, daß die Menschen glauben, sie selbst hätten alles so gewollt. Nur Momo ist nicht verführbar. Sie allein kann die Gefahr erkennen und die Stadt vor völliger Verödung retten. Momo, die außerhalb der Stadt allein in einem alten Amphitheater wohnt, verkörpert den Traum künftiger, befreiter Menschlichkeit. Sie ist ein 'Außenseiter' in positivem Sinn, sie lebt mit einem Fuß in der Vergangenheit, mit dem andern in der Zukunft. Und in ihrer Gegenwart wird das Jetzt zum gelebten Augenblick.

Die Gefahr, die den übrigen Menschen droht, ist überhaupt nicht irreal. Wir alle kennen sie. »Zeit ist Leben. Und das Leben wohnt im Herzen«, heißt der Zauberspruch der Geschichte. Wo aber Stunden, Minuten und Sekunden berechnet, gespart, auf Konten gelegt und verwaltet werden können, wo also die Lebens-Zeit jedes einzelnen unter die Kontrolle fremder Mächte gerät, da ist das Leben aufs kapitalistisch-technokratische Maß heruntergekommen, und die Herzen werden kalt. Keiner bemerkt den damit verbundenen Verlust; nur Momo, das weiblich-menschliche Kind und mit ihr der Straßenkehrer Beppo, der nichts zu verlieren hat als seine lebenswichtige Freundschaft zu diesem Mädchen.

Die einzig phantastischen Elemente bestehen in den Gestalt gewordenen Haben-Impulsen im Innern der Menschen (den grauen Herren) und den erfundenen Räumen und Figuren in einem Ort außerhalb der Zeit. Die Rettung aber für die Welt liegt, ebenso wie die tödliche Gefährdung, in unserer Macht. Beides gilt es zu erkennen und entweder zu überwinden oder zurückzugewinnen - je nachdem.

Das Buch »Momo« spiegelt einen wesentlichen Teil unserer Wirklichkeit, und dieses Spiegel-Bild öffnet die Augen für die Risse im Alltag, die ohne Phantasie nicht mehr wahrgenommen werden können. Zugleich mit der Krankheit offenbart es aber auch die Möglichkeiten der Heilung. Und diese liegen auch in uns selber.

In der »Unendlichen Geschichte« stöbert ein kleiner, dicker, ans Normale nur schlecht angepaßter Junge in einem verstaubten Antiquariat herum und entdeckt ein Buch - und dieses Buch sieht genauso aus wie jenes, das der Leser in Händen hält. Er stiehlt es und beginnt, statt in die Klasse zu gehen, auf dem Dachboden der Schule, allein und heimlich, zu lesen. Die Geschichte spielt im Lande Phantasien. Die Geschehnisse kommen dem lesenden Jungen allmählich so nah, daß er buchstäblich in sie hineingeht und schließlich in ihnen zu leben beginnt, wobei er sich auf wunderbare Weise verändert. Er verläßt seine kümmerliche Gestalt ebenso wie den lieblosen Alltag und erlebt nun selbstbewußt, stark und schön die unglaublichsten Abenteuer. Am Ende kehrt er zurück in seine Gestalt, die er nun annehmen und zu seinem Vater, den er nun

lieben kann. Was Bastian wie Jahre vorkam, hat sich auf jenem Dachboden in nur vierundzwanzig Stunden ereignet; er hat das Buch durchgelesen.

Seine besondere Fähigkeit, die bisher mißachtet oder gar nicht wahrgenommen wurde, nämlich Geschichten zu erfinden, läßt ihn in Phantasien reüssieren, und so gewinnt er aus seinem Leseerlebnis das Bewußtsein eigener Stärke und die Kraft zur Liebe. Die Grenzüberschreitung ist aber auch gefährlich, denn die ungebundene, nur den Trieben folgende Phantasietätigkeit, ohne den Willen, sich menschlich zu vervollkommnen, kann zum Verlust des Ichs und zum Bösen führen. Und dieses Böse, vorgeführt als Machtstreben und Gefühllosigkeit, ist verführerisch. Nur durch den Einblick in die schrecklichen Folgen, die Bastian auf wunderbare Weise seiner eigenen Imagination verdankt, kann er sich dieser Verführung entwinden.

Diese Erzählung ist kein Märchen im traditionellen Sinne, keine Geschichte also, deren Bilder der genuine Ausdruck mythischen Bewußtseins sind. Der sie geschrieben hat, verfügte - so glaube ich -, vor der Erfindung der Bilder über Erkenntnisse aus einer Reihe einschlägiger Theorien. Die Geschichte ist bis ins Detail solchem Wissen verpflichtet, ja sie illustriert es. Das ist nicht negativ gemeint, auch wenn mir selber einige Stellen zu durchsichtig sind. Der unglaubliche Reichtum der Bilder enthält noch genügend Dunkelheiten und Rätsel. Am Schluß weiß man als Leser, daß der Autor überzeugt ist, daß unsere Menschenwelt ohne Phantasie und Liebe und ohne das Selbstbewußtsein noch der Erfolglosesten unter uns zugrundegehen wird. Nur in Phantasien ist das Wasser des Lebens zu erlangen, aber es muß in die Wirklichkeit getragen werden. Viele können zwar in dieses Land kommen, aber nur der, der den Weg zurück wiederfindet, kann zur Heilung unserer verkümmerten Welt beitragen.

Die Lektüre dieses spannenden Buches ist nicht schädlich. Sie betrügt den Leser nicht, der vielleicht auf der Suche ist nach Ausweg und Hoffnung. Denn der Weg aus der Tristheit durch das Reich der Wunschträume, der Lüste, der Phantasie hindurch in die Ausgangslage zurück bereichert den, der ihn gegangen ist, um das Wissen seiner eigenen Stärke und um den wachen Blick auf verborgene menschliche Möglichkeiten.

Um eine dieser Möglichkeiten geht es in Endes neuestem Buch, das jetzt erscheint: »Das Gauklermärchen. Ein Spiel in sieben Bildern sowie einem Vor- und Nachspiel«. Der traurige Rest einer einst bunten Zirkustruppe soll seinen Standplatz wegen der Bauvorhaben eines Chemie-Konzerns verlassen. Der Clown hat mit der Werksleitung 1 gesprochen und ein Engagement für die Truppe erhalten. Sie soll mit ihrem Können für die Produkte des Konzerns 1 werben. Aber unter einer Bedingung: Sie müssen sich von Eli, dem kleinen schwachsinnigen Mädchen trennen. Dieses armselige Opfer eines früheren Chemie-Unfalls - verursacht von einer Fabrik des gleichen Konzerns - würde dabei stören. Man hat versprochen, das Kind gut zu versorgen.

Die Gaukler sind ratlos. Vor drei Jahren haben sie Eli halbtot an der Straße gefunden, bei sich aufgenommen und damit gerettet. Zweifel werden laut. Eine spricht sich für die Trennung aus. Da beginnt Jojo, der Clown, ein Märchen zu erzählen. »Von wem solls handeln?«, fragt er Eli »

»Von uns«, antwortet sie. Von nun an wandelt sich das Schauspiel ins Märchenhafte, und die Figuren sprechen in Versen. In sieben Bildern wird hier jenes Märchen lebendig, das Gigi Fremdenführer im Amphitheater einst Momo erzählt hatte. Die Prinzessin heißt hier Eli und der Prinz Joan (= Jojo). Aus der Erzählung, die das liebevolle Einverständnis der beiden Freunde dort gefestigt und vertieft hatte, ist hier ein Spiel geworden, in dem die Zuschauer bald selber ihre Rolle spielen.

Gemeinsam retten sie imaginativ das Morgen-Land vor dem Vergessen und die beiden Liebenden, Eli und Joan, die zusammengehören, vor der gewaltsamen Trennung. Das vorgestellte Geschehen offenbart die wertvolle Bedeutung des Mädchens Eli für den Zusammenhalt der Gaukler und für die Selbstachtung jedes einzelnen unter ihnen. Als sie am Ende siegreich aus dem Land des Morgen zurückkehren, wissen sie alle, wie sie sich entscheiden müssen. Auch in der größten Not wollen sie sich ihre Solidarität von niemandem abkaufen lassen.

Dieses leichte und bezaubernde Spiel der poetischen Phantasie kann bis zum Schluß die Traurigkeit nicht aus der Welt schaffen. Es bietet keine Lösung für die Not der Gaukler, und es zeigt keinen Weg aus der zunehmenden Beschädigung unserer Umwelt. Aber es deutet hin auf das Unverzichtbare, dessen Verlust uns weit schwerer beschädigen würde. Die Solidarität der Schwachen auch angesichts schlimmer Bedrohungen kann zum Hoffen ermutigen.

In diesen Büchern offenbart sich ein 'Geist der Erzählung', der ohne die abendländische Tradition rationaler Welterkenntnis gar nicht denkbar ist. Er läßt uns das fast vergessene Antlitz einer Ratio wiederentdecken, in dem weder die Nase für den Duft des Grases, noch die Ohren für die Musik des Weltalls fehlt. Seine Augen spiegeln das Ganze des Innen und Außen wider, und sein Mund genießt gleichermaßen die Schärfe des Begriffes wie den berauschenden Geschmack des poetischen Bildes. Vor allem aber ist dies eine Vernunft, die die volle Verantwortung trägt für ihre eigenen Werke, und die nicht ohne die vermittelte Hoffnung auf das Künftige auskommt.

Sollten in diesen Geschichten die Bilder von jenseits des Realitätsprinzips dominieren, dann einzig deshalb, weil sie sonst nicht imstande wären, Gegenbild zum Bestehenden zu sein, dessen Pendel bleischwer auf der anderen Seite aufliegt.

Michael Ende: »Das , Gauklermärchen. Ein Spiel in sieben Bildern. Edition Weitbrecht, Stuttgart, 24,- Mark

Literatur-Konkret 1982, S. 56

Günter Herburger

Theater im Kopf

Früher begann sein Tag mit dem Anstehen vor einer geschlossenen Theaterkasse. Heute will er schon noch einiges lesen, aber nicht mehr in geschlossenen Räumen betrachten

ICH KENNE NIEMANDEN, DER ins Theater geht, mag sein, weil ich die falschen Bekanntschaften oder aber eine kleine Tochter habe, die im Hof nur mit türkischen Kindern spielt, da es in unserem Viertel kaum mehr deutsche Kinder gibt. Jedenfalls gehe ich auch nicht ins Theater, weder Begierde noch Trauer spürend, und wenn es geschah ' darin in den letzten zehn Jahren höchstens zehnmal.

Früher begann der Tag, vor zwanzig, dreißig Jahren, nicht mit einer Schußwunde, sondern per Anstehen vor einer geschlossenen Theaterkasse. Viele wollten eine Karte haben, besonders eine billige.

Und so sahen wir in bunt feierlicher nebst komischer Reihe all die zweiflerischen oder die Welt und ihr Grauen befürwortenden Stücke von Pirandello, Miller, Eliot, Claudel, Williams, Ionesco, Pristley, Fry, Wilder, Hochwä1der, Giraudoux, Audiberti Frisch, Dürrenmatt, Anouilh, Adamov: Beckett, Genet, Cocteau, auch Zuckmayer. Hierzulande hatte sich genügend Schicksal abgespielt, seine Veredlung oder das Sichten mittels dramaturgischer Knoten wurde importiert.

Schillernd Fremdes, das wieder ein- und ausatmen ließ, zeigte sich nicht wie Eigenes als Klotz auf der Brust, vielmehr befreiend. Zwar hatten um uns herum ebenfalls Schlachtfeste stattgefunden, doch sie boten sich spielerisch dar, gleißend absurd oder falls trotzdem ausweglos, nicht langwierig dumpf. Wir saßen auf dem Mond und blickten zum ersten Mal wieder herunter auf den Erdball, als wären die Regeln der Schwere und der Hebel aufgehoben worden.

Erfreulich jeweils die Lichtregie oder eine spärliche Ausstattung, selbst in der Oper im Maßstab den Zimmer- und Bratwurstpreisen entsprechend. Zivilisation, die bei den prägenden Franzosen auch Kultur mit einschloß, offenbarte sich, plus-minus notwendiger Schrecken, als kalkulierbar. Ein Ereignis, das enthob, also Genuß bereitete.

Wer keinen Stehplatz ergatterte, las die Stücke, gedruckt in Form von Zeitungsbögen, Heftchen, Broschüren, kartonierter Ware oder bestaunte während Proben im Zeitalter bescheidener Handwerksregie einst ziemlich öffentlich, den Anfang einer Karriere.

Ich erinnere mich, wie ein Student, der sich nun Generalintendant nennen wird, damals nicht nur als beneideter Wasser tragender Unterassistent sich bereits anekdotisch eingeschlichen hatte, sondern auch noch bei der Vorstellung zu Dürrenmatts schöner Farce namens »Kein Engel kommt nach Babylon«, in der sogar noch lebende Hühner vorkamen, ein Seil halten durfte, das den Euphrat symbolisierte, und dann, wenn oben auf der Bühne nach einem sarkastisch sanften Monolog der diabolische Schausteller Erich Ponto den geschichtsträchtigen Fluß wegwischte, ließ die Hilfskraft den Strick einfach los und entfernte sich ohne Ziererei aus der links vorn unteren Loge, die allein ihr gehört hatte. Ein atemberaubender Vorgang.

Wichtig war noch ein langwieriger Disput gewesen, wieso der Engel ein Mann sei? Geschlechtsregister mehrerer Sprachen wurden zitiert. Arthur Kutscher, erster Eroberer eines Universitätsstuhls für Theaterwissenschaft, griff ein, stritt sich auch mit Ponto, von dem es hieß, er habe ein Dollarkonto und einen nichtdeutschen Paß.

Die Diskussion beendete der Regisseur, Hans Schweikart, mit dem imperativ, ein Hauptengel habe männlich zu sein, Nebenengel könnten sich verändern gemäß des Proporz. Schweikart, ein uneitler Regendiktator, besaß irgendein Gebrechen, eine Kriegsverletzung, einen zu kurzen Fuß oder eine seit Kindheit herrührende Hüftluxation.

Einige der damaligen Schülerinnen und Jünger starben oder entleibten sich, andere gingen zum Kabarett. Die meisten, ahne ich, ergriffen Berufe. Ich tat es ebenfalls, wurde Lehrling für Straßenbau in Marokko, lernte den Unterschied zwischen Makadam und Bitumen.

Das Leben als größter Vorteil der Phantasie blieb auswärts vorrätig, die Weichen dafür waren früher gestellt worden. »Pole Poppenspäler« hieß das kleine, unser Herz verzehrende Buch des Amtsrichters Theodor Storm, eine klassisch traurige Novelle über einen armen Marionettenspieler in Norddeutschland und seine Tochter Lisei. Wir, die Leser, verliebten uns, ach!, in beide, Vater und Kind, als beinhalte neugierige Sexualität keine Trennung, sondern kehre mit kunstvollen Handbewegungen wieder ein. Die Buben kickten schmerzhaft weiße Kiselbatzen vom Weg, die Mädchen tuschelten, wußten anscheinend mehr.

Flores, flores, para los muortos!

In der nächsten Generation, die entgegen gelernter Doldenstände der Psychoanalyse längst Mutter und Vater geworden ist, trat in einem Stück, das um die Welt gereicht wurde, ein Mann auf, der seiner Frau haßerfüllt Blumen überreichte, rufend,

ein Strauß, ein Strauß für die Toten! Dieser Schock, niederträchtig damals, kann heute als eine Art natürlich schwänzelndes Ereignis begrüßt werden.

Edward Albee hieß der Hersteller, der noch lesenswerte Stücke wie »Tiny Alice« und »A delicate balance« schrieb. Ich sah sie gottseidank nicht, im Gegensatz zu geographisch näheren Zeitgenossen, den Engländern Pinter, Osborn und anrührend Küchen-Wesker. Wo sind sie geblieben? Singen sie noch?

Heilig Jean Genet, versehen mit einem fünfhundertseitigen Vorwort von Sartre, gab zu rätseln auf und zu denken. Seine mehrdeutig geschminkten und gewandeten Personen schmähten oder lobten jeweils Widriges in lustvollen Travestien, deren schwarzer Humor von der Kinoindustrie zu Kriminalfilmen der »serie noire« verwandelt wurde. Berühmtes Beispiel war »Ne touchez pas au grisbi« (Hände weg vorn Pulver, Zaster, dem Gold, den Erbsen), aber das Fazit enttäuschte, denn die eleganten Schurken wollten endlich im Bett sterben, hatten Feuer aus Maschinenpistolen satt; verständlich nach dem Krieg.

Genet schweigt seitdem, weilt irgendwo noch in Paris und gewährt Neugierigen manchmal ein Ethnopalaver, als sei er Dorfkönig. Ich fürchte, er führt alle an der Nase herum, wohl wissend, daß nur ein einziger der Diebe sich in dem Maße zu sublimieren versteht, ohne lächerlich zu werden. Gebenedeit sei das Mirakel der Rose unter so viel Lidern, leadern.

Voluminöse Zwerchfellatmung und Auftritte aus Kulissen ödeten an. Mein kleiner Sohn und ich saßen nachts in der Arena di Verona, wo weit unten weiße Elefanten über die Bühne schwankten, auch gesungen und deklamiert wurde, doch das eigentliche Theater fand oben in den Rängen statt: Ein leidenschaftliches Publikum hielt brennende Kerzen hoch, berichtigte falsche Einsätze, vesperte und trank, leere Colaflaschen dienten zum Ablassen des Überschusses, brühwarm weitergereicht. Frühmorgens schlichen wir dann, unsere Kinder im Arm, durch den sommerlichen Nebel.

Ähnliches Theater des Theaters kenne ich aus einem fünfaktig vollgestopften Lesestück von Sartre, dem »Keart« nach Alexandre Dumas. Dort tanzt ein abgefeimter Schauspieler wohl wissend als Ersatzakrobat durch eine feudale Scheinwelt, verliebt sich, trennt sich, folgt seinem Beruf , hat Schulden, wirft sich in die Arme des Prinzen of Wales, der diesen Übungen lüstern zusieht, dampft schließlich nach Amerika ab, ein Flüchtling wie einst viele.

Diese Wanderungen entsprachen Pole Poppenspäler, dem Grünen Heinrich und den Ausbrüchen von Louis Ferdinand Céline. Schwermut und Haß bauten vielfältige Bühnentreppen.

Vergleichbar wären heute zwei wundersam leicht gesponnene Bücher: »Marbot« von Wolfgang Hildesheimer, das fiktive Leben eines schottischen Adelsjünglings, eingebettet in tatsächliche Historie, und man sollte an Hand der exquisiten Gemäldebeschreibungen eine italienische Bildungsreise antreten, um zu regenerieren; oder »Eastend« von Ernst Augustin, der während psychotischer Sitzungen seine Frau verliert, sich im Schnee umbringen möchte, was Marbot gelang, doch im östlichen London gedeiht Augustin wieder, da aus dem Schnürboden des Zerfalls eine Kulisse nach der anderen herunterrasselt, was der Leidende begrüßt.

Schwierig dieses Täuschungsmanöver, aber eben Vergnügen, wenn die Scheinwerferbündel den Dampf lichten und sich auf die nächste Bemalung richten, als beinhalte Zeit nur Lug und Trug.

Genauso verfährt Witold Gombrowicz in seinen beiden Dramen »Yvonne« und »Die Trauung«. Ich sah eines der Stücke auf Deutsch, ein Alptraum an Schwerfälligkeit und Bedeutung. Wer seinen Roman Ferdydurke, seine Notiz-, Verführungs- und Tagebücher liest, begreift schnell, wie aus Details, sei's am Tisch, in der verstaubten Ecke eines Zimmers oder beim Aufziehen einer Streichholzschachtel, sich ein ganzer Kosmos rekrutiert. Sarkastisches Emigrationsgelächter bricht sich in den Kämmen transatlantischer Gesprächswogen.

Ein Vorfahre dieser Ritter war Oskar Panizza, der, es ist bald hundert Jahre her, aus Vater, Sohn, Heiligem Geist, Mutter Maria und Papst Alexander VI ein fürchterliches Theater zusammenbraute. Panizza ließ sich, zermürbt von Armut und Prozessen, ins Irrenhaus von Bayreuth einweisen, wo er Jahrzehnte später starb. Seine Frau und seine Kinder besuchten ihn anfangs noch, liefen barfuß von Baden-Baden dorthin.

Im Postrevolutionsjahr 1969 flog ich von Berlin nach Paris, um Panizzas Stück zu sehen. (Inzwischen gibt es eine zweite Aufführung, sie ist römisch und wurde von Werner Schroeter gefilmt).

Damals taten der argentinische Regisseur Jorge Lavelli und die Malerin Leonore Fini als Ausstatterin sich zusammen. Sie zelebrierten das Syphillisstück wie eine Aufforderung für näheres Leben trotz Krankheit.

Man muß sich vorstellen: ein armes Rumpeltheater nahe dem Araberviertel Barbes-Rochechqouart, ein paar abkommandierte Polizeisoldaten auf den Stufen, ein Geruch von Hundeurin oder versagender Menschennieren, Sägemehl an feuchten Rändern, aber dann wanderndes Licht, ein klapperdürrer Jesus hustete ständig, Maria fing Fliegen, zunehmende Geschwindigkeit auf Französisch und, unvergeßlich, in einem infernalischen Purpur mit verschraubter Mütze der Papst, unter dessen Gewand helle Geschöpfinnen krochen, um den Drang der Macht abzusaugen. Sie blieben nie zu lang oder zu kurz verborgen.

Irgendwann gab es einen Lapsus, die Technik fiel aus, im Dunkeln wurde umgebaut, daß heißt, dieselben Personen standen an anderen Plätzen. Ich weiß nicht, ob Brecht sich gefreut hätte, das Publikum war am Ende still. Ich tauschte, als ich zu einer Metrostation ging, eine Armbanduhr gegen eine Packung Zigaretten. Ein messerloser Araber benötigte dazu keine Überredungskunst und kaum Drohgesten.

In der Comedie Francaise wurde ein Moliere gespielt. Klassisches rollte in einem ehrwürdigen Bühnenbild hin und her, schien in Graden der Verfremdung ebenfalls richtig zu sein. Am Morgen, zwischen Glas und Beton des Flugplatzes, verrieten Gebärden dieselbe Sprache.

Jahre danach fuhren wir mit der Eisenbahn nach Zürich, um die ausgelagerte Produktion der Berliner Schaubühne des Peer Gynt zu sehen. An der Schweizer Grenze mußten die gewechselten Devisen vorgezeigt werden, Garantie, damit man dieser insularen Republik nicht zur Last fallen würde. Die Zöllner beharrten auf ihrem Dialekt, für mich, als Allgäuer, ein Labsal. Beide Seiten mißtrauten sich desto kompetenter.

In einer ehemaligen Reithalle inmitten der Stadt hatten die heftigen Berliner eine Traumlandschaft entworfen, einen gewellt weißen Sandboden mit Hindernissen, heimeligen Bastionen, kahlen Bäumen und Abflugstationen. Das Schauspiel dauerte zwei Nächte. Publikum war auf sich staffelnde Bankreihen entlang der Auftrittsebene verbannt worden. Keine Galoppaden, langsame Entwicklungen, bengalische Feuer und wieder Zwerchfellatmung ohne Mikroportübertragung, die Stimmen trugen zurecht. Der langwierige Erweckungslauf des Bauernburschen Peer Gynt holperte durch vertraute Brennesselwälder und Irrtümer.

Ein Busch - plötzlich ein Mann ohne Krücken. Ein gefangener Dorsch - die Arme einer Frau mit Hut. Eine Hochzeit - ein Tisch voll Flaschen, die melodisch klirrten, bevor sie zerschellten. Beginnendes Alter - eine Reihe Gestalten, von denen man nicht wußte, ob sie Puppen waren, überraschend hochgezogen unters Dach.

Züricher und angereiste Reichsdeutsche versammelten sich nach dem ersten Abend in der Altstadt, sprachen sich Mut und Freude zu, ein überbordendes Erlebnis, als hätten die feinen Geschäfte an der Bahnhofstraße ihre Pforten für die Armen geöffnet. Schaufensterscheiben zerbrachen noch nicht.

Am zweiten Abend verblüffte ein graziös schreitender Vogel Strauß, ein Affe turnte in Ästen, aus den Fluren wuchs ein altägyptisches Haupt, Deklamationspodest und Gruft in einem. Vielleicht half auch ein mit Cannabis angereichertes Gericht Linsen nach, das eine Freundin gekocht hatte. Sadomasochistische Bereitschaft ging durch Zuschauer wie Protagonisten. Wer klopfte wem auf den Hintern?

Dieser Zeit begannen freie Gruppen zu sprießen. Tamtams, Klöppelwerke, Rätschen, Flöten, Becken und Gongs ertönten. Jünglinge trugen Zöpfe, Mädchen indische Baumwolltücher, ein paar Ältere stachen wegen ihrer provozierenden Magerkeit hervor.

Im Ziegelhaus der Berliner Akademie der Künste nistete, dank einem unermüdlichen Wurzelsepp namens Höllerer, der Feuer in die deutsche Provinz brachte, das Living Theatre. Es war jedoch eher der außerirdisch ernst heitere Lebensstil dieser zerzausten Vogelschar um Julian Beck und Judith Malina, der überzeugte, als das Produktionsergebnis, »paradise now«, eine liturgische Epopöe. Später würde Höllerer ein Stück kondensierter Erinnerung an diese Epoche schreiben.

In den Münchner Kammerspielen stimmte, sehr befremdlich, das amerikanische Bred and Puppet Theatre seine Instrumente, wob sich mit Leiergesängen zum Auftritt ein, eine Truppe für Hinterhöfe und Schuttplätze, angeführt von einem aus Braunschweig geflohenen Studenten.

Penetrantes Arbeitslicht, pendelnde Zu- und Abgänge, mitunter Anweisungen, die befolgt wurden oder nicht, das Spontane mochte trainiert worden sein gleich dem verlegenen Gelächter der Premierengäste.

Ein Kreuz wurde gezimmert und umständlich errichtet, an dem auch ein Christus hing, dieses Mal ein vietnamesischer. Paukenschläge, jubelnd aggressive Mahnungen, ein Teil des Bettelordens strömte in den Zuschauerraum und verlangte Ablaßwährung.

Das Schrei-, Stelzen- und Masken-, das Rüttelschüttel-, Entkrampfungs- oder Meditationstheater hatte die Gipfel der Erwartung erreicht. Wir strebten nach Hause und wagten endlich, unseren Kinderladenkindern auf die Finger zu schlagen, wenn sie den fünften Teller zertrümmerten oder stundenlang die Tür des gefüllten Eisschranks offenließen. Die seltenen Großmütter, und nur diese hatten den ganzen Verhau mit durchgestanden, die Großväter waren verschollen oder ruhten auf dem Friedhof, betrachteten pädagogische Wallungen mit Befriedigung.

Der Volksvertreter und Komödiant Dario Fo wurde entdeckt. Auf hölzernen Praktikabeln fuhrwerkte auch der »Orlando furioso« des Lyrikers und Abgeordneten Sanguineti und des Regisseurs Ronconi umher. Ich glaube nicht, daß sie Gewinn bringen werden. Zu weit weg sind Tradition und täglich gesprochenes Theater aus Neapel oder sizilianische Fabelepen. Tröstlich, daß innerhalb Europas noch solche Unterschiede bestehen.

Bei uns feiert die Individualregie ihre zweite Niederkunft. Ob Kleist, Schiller oder Selma Lagerlöf, deren Troll- und Wildgansantichrist weiter schlummern wird, Schätze wären auszugraben. Schiefe Ebenen und heruntergelassene eiserne Vorhänge oder Frack, Zylinder und Lockenköpfchen genügen nicht.

»La meglio gioventú«, die bessere Jugend heißt ein Gedicht, laut auf einem Zeltplatz unterhalb dem Friaulischen gelesen, woher Pasolini stammte. Zu tun war als ob, weshalb das Dialektitalienische auch baskisch, rätoromanisch oder angelikahaft klang.

Co la sera a si pibrt ta li fontanis
il nie pais a e colàur smarit.
Jo i soj lontan, recuardi li so ranis,
la luna, il trist tintinula dai gris
A bat Rosari, pai pras al si scunis:
jo i soj muàrt al ciant da li ciampanis.
Forest, al nie dols svualà par il plan,
non ciapà pòura: jo i soj un spirt di amòur
ehe al so pals al torna dilontàn.

Übersetzt ins Schwäbische mit dem Verdacht, daß das Abgekürzte und Guturale auch in Nepal oder Grönland ähnlich wäre:

Wenn d'Nacht kommt,
guckd' Hemde am Brünnele oa.
Mir hond no Zeit, jetzt ischt Rueh.
Dr Mond unds Geige von de Heuschrecke.
S'Schpätzle ischt tot, seine Eltere au,
kennscht die Traurigkeit im Land?
Nie hond mir a Klavier keht und saget,
koin Schmerz, koi Sieße, koi Angscht,
a Gfühl wie a Goischt und Liebe,
als käm dr Friede wieder zruck.

Verräterisch das Übersetzungsverhältnis neun zu zehn, mehr oder weniger für die Heimat. Schlimmer sähe es aus, wenn es endlich Strophen aus der avanciertesten technischen Gegenwart gäbe, der Mikrogenetik, Kernverschmelzung- oder Astrophysik. Immer noch zehren wir von der Bauern- und Handwerkssprache, wenn zum Beispiel eine Edelprogrammvorbereiterin am Sichtpult ruft, die Matratze sei morsch! Sie meint nicht ihren Mann, sondern die Verkabelung im aufklappbaren Schrank des Rechners, wo ein zu wenig gekühlter Rundumerguß sich ereignet, der zu einem Kurzschluß führt.

Pasolini wurde eines Nachts am Strand von Ostia erschlagen oder zu Tode geschleift. Mär und Gerichte behaupten, er habe sein Schicksal gesucht. Seinen letzten Roman kennen wir nicht. Wahrscheinlich wäre er ein Falsifikat geworden. Er schrieb nur noch ins Unreine, hatte keine Geduld mehr.

Aber das Theater in seinen Kinostücken! Erinnerbar eine Levitation, die Hocherhebung der dünnen Dienstmagd in dem Film »Teorema«, wie sie, begafft, über dem Dach des armen Hauses schwebte, dann sich eigenhändig auf einem Bauplatz begrub, hinein unter den Müll der Industrie, als könnte sie in zweiter Schicht bäuerliche Kultur erreichen, die vermeintlich bessere. Im Hauptbahnhof von Milano entledigte sich ein Mann seiner Kleider, bis er nackt war. Aufstand, Sirenen, Polizei, nachsichtige Rückfahrt.

Und auf Bühnen nicht darstellbar der Trab, das Keuchen naher Kamera und des Richtmikrophons, da zwei Kämpfer in »Edipo Re« durch eine hüfthohe Gasse laufen, schon erschöpft, und ähnlich scheppert das Gehänge ihrer Panzerteile. Drei-, bis viermal drehen sie sich um und führen Schwertstreiche aus, können kaum mehr die Waffe umklammern. Einsam wird es auf den Pfaden gewesen sein, als die alten Helden sich verausgabten: Schweiß, schwindende Mächtigkeit, zuletzt gestammelte Verse.

Noch lautloser das Ende der eisernen Herren bei Robert Bresson, im Wald »Lancelot du lac«, als nacheinander durch das flirrende Schwarzweiß der Stämme die Kampfmaschinen aufeinander zuritten und stürzten. Wer unten lag, erstickte in seiner Rüstung, andere wurden von Bauernlanzen aufgeschlitzt, im Spalt zwischen Helm und Brustwehr.

Keinerlei Musik, nur Fahrten, Schwenks und Dauer, entfernt große Buschrosen, dann die Titel.

Das Spiel von Intrige, Schuld, Rache und Sühne beherrscht auch einer, der die raffinierte Kultur der Peking-Oper benützt, Kung Shan Lin Yu, genannt Kung Hu, Regisseur in Hongkong und, glaube ich, Erfinder der Karatefilme, in denen Konflikte schon ab Mitte tödlich gelöst werden.

Sein letztes, bei uns bekannt gewordenes Werk, war »Regen in den Bergen«, ein Zeremonietheater, dessen minuziöse Exposition eine halbe Stunde verbraucht, ohne viel zu klären, wenigstens für den westlichen Betrachter.

Auf Treppen und Plätzen, in Höfen, Korridoren und Kammern eines budhistischen Tempels, jeweils mit überraschenden Winkelzügen und Durchstichen, treffen sich Parteien um die Nachfolge eines Abts. Kämpferische Frauen beschützen einen listigen Alten, eine Diebin stiehlt umsonst, Edelmann, General und Geheimfachleute treten auf. Ein Reuiger soll 10.000 Bruch Silber bezahlen, wird zum Wasserholen und Putzen verdammt, erhält später alle Würde.

Die Artistik drückt sich in Körpersprache aus, beim geschwinden Trippelschritteilen der Verfeindeten, auch durch das Klappern hölzerner Waffen, während Blicken hin- und herrutschender Augen wie zur Stummfilmzeit, vor allem, wenn bei Saltos die flatternden Gewänder rauschen, Überschläge sich vervielfältigen, Klingen zischen, Bambusbäume geköpft werden und genau kalkuliert fallende Sperren bilden. Dann Räucherstäbchen, im Off wird eine Sutra psalmodiert, drei Monate saß ein Gefangener mit dem Gesicht zur Wand, die Tribikata, eine Erleuchtungsbotschaft, wird verbrannt, war nichts wert. - Seichte Musik, Schriftzeichen, Opiumverdacht und Abspann.

Stücke

Viele Vergessen, obwohl gelesen, gar gesehen. Das teure Theater der Bundesrepublik ereignet sich direkter auf Autobahnen oder an Stammtischen, auch um die Pfahlbauten und Wassergräben geplanter Entsorgungsparks.

Ein Dokument wie »In der Sache J. Robert Oppenheimer« von Heinar Kipphardt wird bleiben. Weshalb das Feuerwerk »Marat/Sade« von Peter Weiß nicht mehr gespielt wurde, betrifft traumatischen Wundstarrkrampf. Der Autor war nun plötzlich tot, der Schreck verklärte die Nachrufe.

Sperr, Kroetz und Achternbusch, drei bayerische Exoten, beeindruckten nördlich der Main-Linie, eine Regel des Geschiebelehms oder der Originalitätssucht. Andere werden oft gespielt, monotone Kreideesser, klagende Sofafransen und Spezialisten für welkende Klingelknöpfe.

Franz Xaver Kroetz gelang mit »Wunschkonzert«, einer szenischen Beschreibung ohne Dialog, ein naher Abschied, wenn zu Radiomusik eine weibliche Person umsichtig ihren Selbstmord vorbereitet. Der Verfall dröhnt stumm weiter im Kopf, will, meine ich, viel Platz für Einbildung schaffe , a mit das Entsetzen sogar entlastet.

Heiner Müller verfährt mit vielen seiner »Geschichten aus der Produktion« genauso. Kürzel als Stilmittel werden zu phantastischen Freiheiten. Das Verlangen nach Flaschenbier erfolgt in unreinen Trochäen; das Mauern von Ziegelöfen soll auf der Bühne als wütige Blaupause der Wirklichkeit geschehen; heroisch zieht ein Traktorist seinen Kolonnenpflug durch einen verminten Acker, und wir warten auf die Explosionen, die Verstümmelungen. Liebesmaschinen stehen in Wasser, Chöre verschlingen sich. Sehen möchte ich es nicht, nur falls es Kinder spielten, mit ihrer alltäglichen Feierlichkeit und freiwilligen Komik, wobei mir die Lumpenwesen einfallen, die Makarenko von russischen Straßen einsammelte.

Ein einsamer Meister ist auch Ernst Jandl. Sein »Aus der Fremde« nennt er eine Sprechoper, unterteilt in nummerierte Strophen, ein Manirismus, der lüstern wehmütig droht, Personen auf der Bühne seien nur schwebend verzögernde Konjunktive, was heißt, Bewegung und Rede klaffen wie der Kommentar zu einem Palimpsest auseinander. Die Aufführung, die ich in den Münchener Kammerspielen sah, glich der Einspurbahn gewöhnlich präsenten Aktivs. Dem nachzusinnen, was man gleich täte, und es vorzustellen, zum Beispiel das Aufziehen eines Sofabettes nach Whiskygenuß als Formel des Mittelstandes, geriet zu einer hastigen Scharade. Kein Glück in der Katastrophe, nur saures Gedröhn.

Aber zu schwärmen gibt es auch über Friederike Roth, eine protestantisch gelehrte Lyrikerin der Tollkirschen und des Wacholders. Sie schrieb »Klavierspiele« mit einer Sie als Hauptperson. Alle anderen 13 Darsteller verharren in einem ungeraden Dreizweitelverhältnis von männlich zu weiblich, schon Grund genug, sich aufzuregen.

Der Roth'sche Bühnenraum soll ein klatschmohnbeflecktes Kornfeld sein, eine Sonne, mehrere Nächte, Kneipentische und, bereits wieder, ein Bett, ein Klavier und ein altes Tischchen, zwischen denen die Szenen mühelos geschehen, was an den Wechselgesang eines ihrer besten Gedichte erinnert, an »Die schöne Leich«.

Eine lasterhafte Eigenfolter beginnt. Ein zart verheirateter Geliebter wird verabschiedet, deshalb muß auch das Klavier verkauft werden, auf dem er mit Czerny-Fingersatz musizierte.

Sie, das Mitglied eines Rundfunkchors, schlägt um sich, trinkt, qualmt, kommandiert Männer auf ihr Schmerzenslager, die dann, Kettchen im Brusthaar, verblüfft entsagen. Auch nicht weiter schlimm, Verständnis lauert philantropisch, darin verbirgt sich jedoch der Zwist, denn wo offenbarte sich in dieser Welt der Leidenschaften parteilich gewöhnliche Entschiedenheit? Die Natur, genaugenommen, sagt die Choristin, sei eine große Frechheit!

Ihr Theater funktioniert beinahe wie ein schwereloses Laborrad, bis zur letzten Umdrehung. Der erste Geliebte darf wiederkommen, wird erneut hinauskomplimentiert, der Himmel überschlägt sich nicht mehr, die hingestreckte Heldin hadert, nur einmal habe sie die Sonne am Seil gehabt.

Tränen, Weh und Elendszauber trotz geöffneter Türen. Friederike Roth hat das Pech gehabt, daß ihr Stück angenommen wurde, niedergetrampelt von deutscher Schauspielkunst und vibrierender Regielogopädie.

Auch Gertrud Leuteneggers dramatisches Poem, »Lebewohl, Gute Reise«, wird nicht wie beim Lesen, zwischen Tankstellen und den Eroberungskriegen von Gilgamesch und Enkidu agierend, seine Räumlichkeit behalten.

Ihr Begehren, erzählt in Prosabüchern, die süchtig machen, »Vorabend«, »Ninive« und »Gouverneur«, zitiert ein fortwährendes Beiseitegehen, romanische Tugend des Abschweifens, für Germanen eine kaum durchschaubare Zirkelessenz.

Ich wüßte, wie ihr Stück zu retten wäre: als indonesisches Schattenspiel, bewegt durch gelenkige Stäbe, oder als Scherenschnittkino, das nur einmal eine Pionierin nach jahrelanger Arbeit zustandebrachte, Lotte Reiniger. Dazu sprächen die Stimmen der Verheißer und Vernichter aus nachgeholter Traulichkeit.

Zuletzt Walter Höllerer mit seiner wahnwitzigen Komödie in zwei Akten samt einem Bericht und Anmerkungen zum Theater, »Alle Vögel Alle«.

Der Verfasser schrieb den Roman »Die Elefantenuhr«, gedruckt in riesige Ohren wedelndem Flattersatz, eine kostensparende Novität. Hoffentlich wird es eine Fortsetzung davon geben. Außerdem sei Höllerer der Wiedererwecker des barocken Langgedichts gewesen, heißt es.

Falsch! Meine erste Frau, deren kindisches Anhängsel ich war, und seither verdampft Eifersucht, entwarf in den fünfziger Jahren, nachdem sie als Barmädchen, dann als Verkäuferin in einem PX-Laden gearbeitet hatte, eine gemischt deutsch-amerikanisches Sure, »Party in Peabody«; unbekannt in Universitätskreisen.

Höllerer siedelt sein uferloses Stück auf einer Insel vor Island an. Schauplätze sind noch ein Konferenzsaal der Gesellschaft Loftleidir in Reykjavik, wo das Halten von Hunden der Bevölkerung seit einem Jahrzehnt verboten ist, und eine Sommernacht in der Gegenwart.

Die ornithologische Pracht unterteilt sich in Vögel, die zwar reden aber märchenhaft mit ihrem Kleid zufrieden sind, und in andere, die manchmal ihre Federn abstreifen. Es ist ein Spiel um Macht und Tourismus, um Erinnerung und Trennung.

Schmerz, der, wenn er festhält, in Versen ausbricht, Mythenfetzen an sich reißt und sie wieder verwirft. Wichtiges garantieren kursive Szenenbeschreibungen, wenn die Invasion der keineswegs lädierten Vögel nochmals einsetzt.

Mitten aufgeschlagen wird mit Lautsätzen taktiert wie: » ... drüben am Strand flankierende Maßnahmen, ein Rahmenprogramm, gefiederte Einführungen, Vogelsprechkurse, Horoskope des Flatterns, Hüpf- und Fluggymnastik zur Charakterveränderung, sag mir, wie du springst, und ich sage dir, wer du bist. Der sich als Mops nicht wohl fühlt, wird durch Zuspruch zum Vögelein ... « Usw., usf. eine, dort zu lesen, hundert-Minuten-Arbeit-am-Tag-und-ohne-Zensur!

Die verheerende Köstlichkeit mit sechs Farbtafeln aus dem »Garten der Lüste« des Hieronymus Bosch, farbigen Photographien von der Basler Fasnacht, unbekannten Collagen des dänischen Dichters Hans Christian Andersen samt Zeichnungen aus einem Band von Granville, den Scènes de la vie privée et publique des animaux, möchte gern ein Märchen mit Zivilisationsmerkmalen vereinigen, was nicht geschehen wird.

Geigen- und Bratschenmusik! Vieles wurde verloren oder lädt zum Gähnen ein. Es gibt kaum schlimmere Langeweile, als im Gefängnis eines Theaters zu sein, wenn forsches Gelispel oder aufgeladene Stellungskämpfe sich gegenseitig abbürsten. Die Wasserfälle und Seeschlachten des spanischen Hofs sind nicht mehr zu bezahlen. Wir sehen fern und blättern in Illustrierten, harrend auf die Materialschlachten des Kleinbürgertums an der Rampe.

Auf dem Tisch liegt ein kunstreich zusammengeräubertes Stück, der »Merlin« von Tankred Dorst, nicht ganz vierhundert Seiten dick mit einem Waschzettel, der bis zum Rand erschöpfend Hauptwörter wie der Teufel, ein Pfau, Lancelot, Winterbaum, Tänzer Galahad oder Schlüssel, Zerschlagung, Thron und Natter aufführt.

Zu lesen bleibt einiges, weshalb sollten wir es noch in einem geschlossenen Raum betrachten? Gesetze, die Stammbäume mit sich rissen und wiederherstellten, sind in unseren Provinzen unsäglich. Wer sich dagegen wehrt auf Deutsch, Russisch,

Hindi oder Spanisch, schreibt Gedichte und Romane und gleitet durch seine Zeit wie einst Lope de Vega, der tausend Spiele zuwege brachte.

Literatur-Konkret 1982, S. 61

Heinar Kipphardt

... dann bin ich erstklassig

Was dem Unternehmer nützt, ist auch gut für den Arbeiter, oder: jedem nach seiner Leistung. Der Erfinder dieses Prinzips war der Amerikaner F.W. Taylor. Er hat dieses System vor knapp hundert Jahren an einem Roheisenverlader namens Schmidt erprobt

EINE SCHATTENLOS erhellte Kammer, in dem auf Analoges verwiesen wird.

Frederick Winslow Taylor, ein wissenschaftlich arbeitender Industriemanager der Jahrhundertwende doziert.

TAYLOR: Ich möchte die Grundsätze meiner wissenschaftlichen Betriebsführung am Beispiel des Verladens von Roheisen erörtern. Ich wähle diese Arbeit, weil sie die vielleicht roheste und einfachste Form von Arbeit ist. Die Hände sind das einzige Werkzeug. Ein Roheisenverlader bückt sich, nimmt einen Eisenbarren von ungefähr 42 kg auf, trägt ihn eine kurze Strecke weit und stapelt ihn auf einen Haufen. Einen intelligenten Gorilla könnte man zu dieser Arbeit abrichten. Doch liegt in dem richtigen Aufheben und Wegschaffen von Roheisen eine ganze Wissenschaft.

Mit Ausbruch des Spanisch-Amerikanischen Kriegs um die Insel Kuba 1893 waren die Preise für Roheisen gestiegen und die Bethlehem Steele Company konnte ihr gesamtes Eisenlager von 80 000 Tonnen verkaufen. Die Verladung des riesigen Eisenlagers gab uns Gelegenheit, die Vorteile der Pensumarbeit vor der althergebrachten Tages- und Stückarbeit zu beweisen.

Die Bethlehem Steele Company hatte fünf Hochöfen. Das produzierte Roheisen wurde seit vielen Jahren durch eine Arbeiterkolonne von 75 Mann verladen. Den Roheisenstapeln entlang war ein Eisenbahngleis verlegt worden. Jeder Arbeiter nahm einen Barren von 42 kg, ging damit über eine dicke Planke in den Waggon und stapelte ihn von hinten nach vorn auf. Auf diese Weise verlud jeder Einzelne ungefähr 12 1/2 Tonnen pro Tag.

Unsere eingehenden Untersuchungen ergaben aber, daß ein guter Roheisenverlader 47 - 48 Tonnen verladen könnte, ohne Ausstände oder Streitigkeiten mit den Arbeitern hervorzurufen. Unser Ziel war, daß die Leute beim Verladen von täglich 47 t sogar zufriedener wären als bei den 12 1/2.t. Unser erster Schritt war. die richtigen Leute für unser System zu finden. Nach einer viertägigen Beobachtung der Roheisenverlader wählten vier vier Leute aus, die uns körperlich besonders geeignet schienen.

Wir studierten ihr Vorleben, ihren Charakter, ihre Gewohnheiten, ihre Ausdauer und ihren Ehrgeiz. Wir entschieden uns, mit einem untersetzten Pennsylvanier deutscher Abstammung anzufangen. Er hieß Schmidt. Nach unserer Beobachtung legte Schmidt nach Feierabend seinen halbstündigen Heimweg ebenso frisch zurück wie morgens seinen Anmarsch. Bei einem Lohn von 1, 15 Dollar pro Tag war es ihm gelungen, ein kleines Stück Land zu erwerben. Morgens, ehe er zur Arbeit ging und nach seiner Heimkehr am Abend arbeitete er daran, ein kleines Haus für sich und seine Familie zu bauen. Man sagte, für Schmidt sei ein Penny so groß wie ein Wagenrad.

Wir verhandelten jetzt mit Schmidt. Unser System verlangt, mit Arbeitern immer nur einzeln zu verhandeln, nie 'en masse'. Wir wollten Schmidt dazu bringen, 47 t Eisen pro Tag zu verladen und dabei froh und glücklich zu sein. Ich ließ Schmidt rufen und hatte mit ihm die folgende Unterhaltung:

(Der Roheisenverlader Schmidt tritt auf.)

TAYLOR: Sind Sie ein erstklassiger Mann, Schmidt?

SCHMIDT: Ich weiß nicht, was Sie meinen.

TAYLOR: Ich möchte wissen, ob Sie erstklassig sind oder durchschnittlich, Schmidt? Ob Sie 1 Dollar 85 am Tag verdienen wollen oder ob Sie mit 1 Dollar 15 zufrieden sind, wie die billigen Leute.

SCHMIDT: Wenn erstklassig heißt, 1 Dollar 85 am Tag zu verdienen, dann bin ich so einer.

TAYLOR: Sehen Sie diesen Haufen Roheisen?

SCHMIDT: Ja.

TAYLOR: Sehen Sie diesen Waggon?

SCHMIDT: Ja.

TAYLOR: Wenn Sie erstklassig sind. dann laden Sie dieses Roheisen morgen für 1 Dollar 85 in den Waggon!

SCHMIDT: Ich bekomme 1 Dollar 85, wenn ich diesen Haufen Roheisen morgen auf den Wagen da lade?

TAYLOR: Für jeden solchen Haufen, den Sie verladen, bekommen Sie 1 Dollar 85, tagtäglich, jahraus, jahrein. Das ist das Pensum eines Mannes, der erstklassig ist.

SCHMIDT: Wenn ich das jeden Tag bekomme, dann bin ich erstklassig.

TAYLOR: Gut, dann werden Sie von morgen ab tun, was Ihnen mein Mann sagt, und zwar von morgens bis abends. Wenn er sagt, Sie sollen einen Roheisenbarren aufheben, dann heben Sie ihn auf, wenn er sagt: Gehen Sie!, dann gehen Sie, und wenn er sagt: Setzen und ausruhen!, dann setzen Sie sich hin und ruhen sich aus. Ist das klar, Schmidt?

SCHMIDT: Für 1 Dollar 85 ist das klar, Sir.

(Schmidt geht ab. Taylor doziert weiter)

TAYLOR: Vom nächsten Tage an tat Schmidt, was ihm der Mann sagte, der den Verladevorgang wissenschaftlich zerlegt hatte.

Heben. Gehen. Stehen. Absetzen. Er arbeitet, wenn ihm befohlen wurde zu arbeiten und ruhte sich aus, wenn ihm befohlen wurde sich auszuruhen, und um halb sechs Uhr nachmittags hatte er 47 1/2 t verladen. Er arbeitete tagtäglich in diesem Tempo und leistete das verlangte Pensum tadellos. Er verdiente etwas mehr als 1 Dollar 85 durchschnittlich, also 60 Prozent mehr als die anderen Arbeiter, die nicht nach unserem System arbeiteten. In der Folge wurde ein Mann nach dem anderen ausgelesen und angelernt. 47 1/2 t zu verladen, bis alles Roheisen auf diese Weise verladen war.

Die Arbeiter erhielten 60 Prozent mehr Lohn und die Verladeleistung war um nahezu 400 Prozent gestiegen. So war dem Arbeiter wie dem Unternehmen gedient. Mit unseren Untersuchungen hatten wir herausgefunden, was man von einem Roheisenverlader erwarten kann, ohne daß er dabei körperlichen oder seelischen Schaden leidet. Später konnten wir die Vorteile der wissenschaftlichen Betriebsführung auf nahezu allen Arbeitsgebieten erweisen. Es naht die Zeit, in der alle großen Dinge durch jenes Zusammenarbeiten zustande kommen, bei dem jeder einzelne die Arbeit tut, die für ihn am besten paßt, jeder seine Individualität wahrt und sein spezielles Gebiet voll beherrscht.

Literatur-Konkret 1982, S. 63

Horst Bredekamp

Lust am eisernen Fleisch: Ein neuer Maschinenkult

Unwiderruflich hat die Mikroelektronik das Prothesenzeitalter beendet. Während der künstliche Geist Schrecken verbreitet, wächst die Lust am Fetisch Maschine

ES GEHT WIE EH UND JE UM Himmel und Hölle. Wenn im »Goldmann-Sachbuch« über die »dritte industrielle Revolution« von »herrlichen Zeiten« in einem »elektronischen Paradies« die Rede ist, zu dem die Computertechnik auf ihrem Weg das »Tor aufstoßen« wird, wenn im Rechteck von Leonardo da Vincis Kreis-Quadrat-Mann ein Chip erscheint, um die Frage: »Mikroelektronik - Weg in den Abgrund oder Tor zum Paradies?« zu illustrieren, so feiert der biblisch begründete Mythos, das Paradies durch die Abschaffung schweißtreibender Arbeit neu aufzuführen, Urstände.

Aus der Verfluchung des Menschen zur Arbeit: »Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen« (Gen. 3, 17-19), hatte schon Paracelsus gefolgert, daß »wir anfänglich zur Arbeit nicht beschaffen, aber durch die Verfluchung aus dem Paradies zur Arbeit verordnet sind«, daß Technik aber ermögliche, den Fluch zur Arbeit auszusetzen und damit die Austreibung aus dem Paradies schrittweise rückgängig zu machen. Auf dieses Motiv verzichtet kaum eine der vorindustriellen Maschinentheorien: »Alle guten Erfindungen kommen«, so heißt es im 16. Jahrhundert, »anfänglich von Gott dem Herrn her«; mit ihrer Hilfe kann sich der Mensch »aus der ersten Finsternis aufrichten und seiner ersten Perfektion nähern« (Rivus).

Unentwegt operieren auch die neuen Versprechungen der Mikroelektronik mit diesem Gedanken; mit ihr erst scheint die Verdammung des Menschen aufgehoben. Denn während die mechanischen Maschinen noch als Verlängerungen des menschlichen Leibes aufzufassen waren, verspricht die Vision computergesteuerter »menschenleerer Fabriken« und körperloser, schweißfreier Arbeit den endgültigen Sieg des Geistes über die alttestamentlich verhießene feindliche Natur.

So paradiesisch die Hoffnungen, so höllisch die Ängste angesichts der Verbissenheit, init der die Rationalisierung

, fortschreitet, mit der die Erzeugung künstlicher Intelligenz forciert wird. In konservativen, vor allem aber linken und alternativen Erwägungen überwiegt momentan die Abgrundversion; »der technische Eifer, ob konzeptionelle Leidenschaft, Maschinenfetischismus oder Bastelhobby, ist höllisch kalt«, heißt es im Technik-Projektheft von »Ästhetik und Kommunikation«, und Ivan Illich legt Carl Friedrich v. Weizsäcker als Prognose über ungehemmte Technikentfesselung in den Mund: »Holle auf Erden«.

Gegenstimmen wie die von Imma Harms in der »taz«, daß »Angstmachen zum Geschäft« gehört, daß die Dämonisierung der Technik zu ihrem unkontrollierten Siegeszug beiträgt, da die möglichen Kontrolleure im Klima dumpfer Angst (las Denkvermögen verlieren, blieben so vereinzelt wie Karl Paweks Verurteilung der »Diskussion der Linken um die neuen Medien« in der »DVZ«: »Wer die neuen Medien ablehnt, beweist bestenfalls Hilflosigkeit.«

Eisernes Fleisch

In eigentümlicher Form äußert sich diese Ratlosigkeit gegenüber der neuen Technik in der Lust an vergleichsweise archaischen Maschinen. Es scheint, als würde sich die Furcht vor der Mikroelektronik in einer Art Übersprung im Kult ihrer mechanischen Vorgänger verstecken; Lokomotive, Motorrad und Automobil und deren Medien, Autobahn und Schienenstraße, sind die neuen Versatzstücke romantischer Technikreflexion in Kulturtheorie und Literatur.

Eine neue Zeitschrift, »Theatro Machinarum«, reklamiert Leupolds Maschinenhandbuch von 1724, das »Theatrum Machinarum«; »Tumult«, »Ästhetik und Kommunikation« (48/1982), das »Kursbuch« (3) und teils auch »Wechselwirkung« geben diesbezüglich ein fast schon einheitliches Bild. Ein Buch über die Ästhetik der Reichsautobahnen ist angekündigt, und Kraftwerks »Fahrn Fahrn Fahrn auf der Autobahn«hämmert in Konkurrenz zum »Trans-Europa-Express«.

In Jochen Links gleichnamiger Erzählung blinkt das »goldene Zeitalter« in die Studentenkultur einer Kleinstadt vom »abgewetzten Bauch des Motorrads. Goldbronze«, mit dem der Freund der Hauptperson an einem Baum verunglückt; was hier eher beschrieben als gefeiert wird, klingt in Thomas Braschs Gedicht bereits elogisch:

Die Motorradfahrer

Sonnabendnacht auf ihren Maschinen

die ledernen Reiter über den

Kurfürstendamm:

Halensee: Autobahn:
Genehmigter Auslauf
für die eisernen Tiere in der ummauerten Stadt:
Von Stoppschild zu Stoppschild und
wieder zurück:
Leben ist Fahren: Im Kreis
Die Toten im Straßengraben
sind kein Beweis

Mag dies kritisch gemeint sein - Begeisterung schwingt mit. Wie die Maschinen lebendig sein sollen, so der Mensch ledern oder eisern. Der anorganisch-organische Android als neue Kultfigur, die Handprothese, wie in einem Gedicht von Christoph Derschau, als Leitbild, aus der diese Zwischenformen der Zukunft abzulesen sind:

Mit den neuen Händen
zur Handleserin gehen
und sich die Zukunft
bescheinigen lassen.

Wenn aus den Linien dieser Ersatzhände ein »Prothesenzeitalter« abzulesen ist - auch dieses Bild ist uralt. Götz von Berlichingens »eiserne Faust« des Jahres 1509 hatte sich an der mittelalterlichen Ritterrüstung wie an einer Gesamtprothese orientiert. Der Leib sollte nicht nur geschützt, sondern auch optisch verborgen werden; als furchterregend mechanisierter Kämpfer, als mensch-maschinelles Zwitterwesen sollte der Ritter auf dem Schlachtfeld antreten. Götz von Berlichingens Kunsthand: Kein kümmerlicher Ersatz, sondern leibhaftiger Vollzug dessen, was die Rüstung simulierte.

Die Maschinisierung des Menschen war von Prothesen- und Automatenbauern am sinnfälligsten zu illustrieren. Als Descartes im 17. Jahrhundert seine Automatentheorien entwickelte, hatte er Figuren vor Augen, die sich im Garten von Pratolino bei Florenz bewegten, und seine Frage angesichts einer vor dem Fenster vorbeigehenden Frau, »was sehe ich denn aber außer Hüten und Kleidern, unter denen Automaten stecken könnten?« wird auch durch musizierende Androiden wie die Wiener Automate des 16. Jahrhunderts inspiriert gewesen sein, die als Lautenspielerin den Zusammenhang von Musik, Mathematik und Mechanik verkörperte.

Mit der Gestalt Casanovas trat im 18. Jahrhundert eine Liebesmaschine in menschlichem Gewand auf', die dem »cogito« des Descartes das »coito ergo sum« kontrastierte, während Liebespaare in Geheimfächern von Prachtuhren »taktvoll« kopulierten; es war ein kongenialer Einfall Fellinis, in der Verfilmung der Memoiren Casanovas dem Helden die höchste Erfüllung in den Armen einer Automate zu geben.

Gleichzeitig jedoch setzt das Schaudern vor den unvorhergesehenen Folgen der industriellen Verwirklichung der Ankoppelung von Mensch und Maschine ein; die Prothesenarme der mensch-maschinellen Zwitterwesen von A. Petitot sind verkümmert zu eindimensionalen Werkzeugen, und der geradezu wüst revolutionäre, deutsche Kartesianer J.K. Welzel ironisiert in »Belphegor« die vollendete Prothese durch die tragische Gestalt einer Courtisane, die mit einer künstlichen »Nasenmaschine«, einer wunderschönen, aber papierenen, von »Ritter Mengs« bemalten Haut und einer naturechten künstlichen Hand ausgestattet war.

Der Mensch überhaupt ist ihm eine »Maschine des Neides und der Vorzugssucht«, womit er schon im 18. Jahrhundert auch unbewußte Triebkräfte mechanisch begreift und damit den Grundgedanken des »Antiödipus« von Deleuze/Guattari vorwegnimmt, daß gerade das Unterbewußtsein des Menschen als Maschine, als - bei ihnen allerdings positiv gesehene - »Wunschmaschine« aufzufassen sei.

Die Furore, die diese Freud-Kritik mitsamt ihrem berühmt gewordenen Einleitungssatz gemacht hat, »es funktioniert überall, bald rastlos, dann wieder mit Unterbrechungen. Es atmet, wärmt, ißt. Es scheißt, es fickt. Das Es... Überall sind es Maschinen im wahrsten Sinne des Wortes: Maschinen von Maschinen, mit ihren Kupplungen und Schaltungen«, ist ihrerseits nicht zu denken ohne das Aufleben längst diskreditierter Maschinentheorien.

Künstler haben eindrucksvoll formuliert, wie tief das überkommene Prothesen-Automatenideal durch Industrialisierung und technischen Vernichtungskrieg entwertet wurde. Die Erfahrungen des 1. Weltkrieges sind auf sarkastische Weise in die Automaten von Georg Grosz eingegangen, und Raoul Hausmann reklamiert Gesamtprothese und Ritteraura des Götz im »eisernen Hindenburg« als Zeichen geistloser Mechanik. Als gedankenscharfe Beschreibung des Taylorismus empfängt ein

eingesperrter, abgetrennter Arm Giacomettis seine Befehle von der Antriebswelle äußerer Mechanik; Einheitssehnsüchte von Mensch und Materie schienen kaum mehr denkbar.

Umso erstaunlicher deren gegenwärtige Renaissance. Als könne die archaische Zwiesprache zwischen Pilot und Flugzeug, die Saint-Exupéry in »Nachtflug« beschreibt, noch heute als Leitbild gelten, gelüstet es den Bremer Philosophen H.D. Bahr nach »Leib-Maschine«: »Aber die intimste Reise findet dort statt, wo wir durch unseren eigenen Leib fahren und die Strukturen der Maschinen in uns eingraben. Ein subtiler Austausch gegenseitiger Prägungen... ein steter Kampf um die Funktionalität dieser Leib-Maschine-Verkoppelungen, um die Maschinisierung meines Leibes und die Verlebendigung der Maschine ... «

Der Abschied von dieser Zweisamkeit ist voll geschmierter Sentimentalität, die ein Ende wie im bürgerlichen Drama findet, im Tod vereint zu sein: »Mein Leib und die Maschine gleiten da auf vielfache Weise auseinander, die Maschine bleibt stehen oder ich halte sie an, oder unsere Körper zerschmettern an anderen«. (H.D. Bahr, Reisen im Automobil).

Auf fürchterliche Weise erinnern diese Sprachbilder an die Automobilbegeisterung der italienischen Futuristen vom Beginn dieses Jahrhunderts: »Wir gingen zu den drei schnaufenden Bestien, um ihnen liebevoll ihre heißen Brüste zu streicheln. Ich streckte mich in meinem Wagen wie ein Leichnam in der Bahre aus, aber sogleich erwachte ich zu neuem Leben unter dem Steuerrad, das wie eine Guillotine meinen Wagen bedrohte«.

Nach einer Wahnsinnsfahrt, während derer sich die Todes- und Wiedergeburtsmotive dieser Metallbelebung austoben, diktiert Marinetti, später der zweite Mann hinter Mussolini, den berühmten Punkt 9 »allen lebendigen Menschen dieser Erde«: »Wir wollen den Krieg verherrlichen - diese einzige Hygiene der Welt - den Militarismus, den Patriotismus, die Vernichtungstat der Anarchisten, die schönen Ideen, für die man stirbt, und die Verachtung des Weibes«, und kurze Zeit darauf: »Nach dem Reich der Lebewesen beginnt das Reich der Maschinen. Durch Kenntnis und Freundschaft der Materie... bereiten wir die Schöpfung des mechanischen Menschen mit Ersatzteilen vor.«

Später träumt auch Ernst Jünger im »Arbeiter« von einer »Einheit von organischer und technischer Welt«, von einer »widerspruchslosen Verschmelzung des Menschen mit den Werkzeugen, die ihm zur Verfügung stehen«. Diese »Überwindung des technischen Embryonalzustandes« findet dann statt, »wenn die Technik jenen höchsten Grad von Selbstverständlichkeit erreicht, wie er tierischen oder pflanzlichen Gliedmaßen innewohnt.« Ein Endziel der »Mobilmachung der Materie durch die Gestalt des Arbeiters« bleibt die »Verschmelzung des Unterschiedes zwischen organischer und mechanischer Welt«.

Der elektronische Geist

Die Mikroelektronik propagiert ihrerseits eine Verbindung von Mensch und Technik; nun aber nicht mehr, indem sie Körpermechanik und Maschinenwerk assimiliert, sondern indem sie Geist zu Geist gesellt: Die Intelligenz der Maschine zur Gedankenkraft menschlicher Gehirne. Schach- und Spielecomputer sind nur die Abfall- und Eingewöhnungsprodukte an die neuen Technikformen, die erklärtermaßen die Grenze zwischen natürlichem und mikroelektronischem Denkvermögen aufzuheben beanspruchen.

Sie machen dramatische Fortschritte vor allem im Militärbereich. Die vollständige Ausschaltung der Sinne des Menschen durch den unmittelbaren Anschluß seines Gehirns an den Bordcomputer wird in wahrscheinlich naher Zukunft im Cockpit der Düsenjäger stattfinden und damit die »feuchte hardware« Gehirn der »software« der Computerchips assimilieren. Der Leiter des Goddard-Weltraum-Flugzentrums der NASA träumt davon, die unvollkommene Gattung Mensch durch neu zu schaffende Silikon-Intelligenzler zu ersetzen, um damit zu bewahrheiten, was Isaac Asimov in einer seiner Zukunftsgeschichten visioniert hat:

In »Ich, der Robot« ließ er ein solch künstliches Vernunftwesen auftreten, das mit unerbittlicher Logik nachweist, daß er selbst, als höhere Stufe der Evolution, das Erbe des Menschen angetreten habe: Gott, der »Meister, hat zunächst menschliche Wesen als den untersten Typus geschaffen. Sie waren am leichtesten herzustellen. Nach und nach hat er sie durch Robots ersetzt. Das war der nächsthöhere Schritt. Schließlich hat er mich geschaffen, um den Platz der letzten menschlichen Wesen einzunehmen«.

Angesichts dieser Entwicklung wirkt eine amerikanische Anzeige von IBM aus dem Jahre 1980, die ebenfalls mit einem Rest an Horror und Faszination vor der Künstlichkeit menschlicher Glieder spielt, gegenüber der neuen Begeisterung über Motorräder und Automobile geradezu brillant reflektiert: Eine brutal ausgeleuchtete Handprothese hält die Visitenkarte des »Staff Instructors«, dessen Leib als schemenhaft verschwommener Hintergrund kontrastiert.

Ein moderner Götz: der Anzeigentext suggeriert, der Dargestellte habe seine Hand als »Mariner« in »Vietnam« verloren. Die Computergesellschaft als Protektor des ehrenvoll Behinderten: »Der Mann hinter dieser Hand ist Michael Coleman. Die Gesellschaft hinter diesem Mann ist IBM.« Wie bei der Prothesenhand Götz von Berlichingens wird das Handicap zum

Vorteil - was bei ihm als Ausweis unbeugsamer Kampfkraft fungierte, wird bei diesem Werberitter zum »dennoch« der Leistung der Mikroelektronik.

Die Visitenkarte mit dem Hinweis auf die Computer-Gesellschaft leitet suggestiv vom Handersatz zum elektronischen Gesamtkörper des Konzerns über; die abschreckende Anschaulichkeit der Prothese findet eine Erlösung in der elektronischen Überwindung von Verletzung, von Körper überhaupt. Trotz Handverlust: »Herr Kohlmann« hatte das Glück, zum Partner von Mikroprozessoren zu werden.

Der Suggestivkraft solcher Bilder und Texte wird man heute durch das Wiederaufführen von Leitbildern aus der Hochzeit der Automobile und Krafträder nicht beikommen können. Die grassierende Lust an der Metallverschmelzung ist nicht Bewältigung, sondern Flucht. Die neue Sehnsucht nach Maschinensymbiose ein hilfloser Versuch, ästhetisch aufzuarbeiten, was historisch überholt ist: eine Mischung aus Eskapismus, Geschichtsferne und Denkträgheit.

Literatur-Konkret 1982, S. 67

Michael Schneider

Nach der Materialschlacht waren die Toten echt

Der Film als Apothese, der Künstler als Machiavellist und das Versagen der Deutschen Filmkritik

DER SATZ»DER ZWECK heiligt die Mittel« gilt heute für einen aufgeklärten, demokratisch gesinnten Bürger als Signum machiavellistischen Denkens; wo es allzu unverblümt zu Tage tritt, stößt es auf öffentliche Kritik oder gar organisierte Gegenwehr. Anders in der zeitgenössischen Kultur- bzw. Filmszene. Hier darf sich der Machiavellismus einzelner »Macher«, Produzenten und Regisseure ' vorausgesetzt, daß ihre Produkte durch das Prädikat »besonders wertvoll« geadelt worden sind, und sie selbst unter dringendem Genieverdacht stehen, ungehindert ausleben. Der Freibrief »Genie« sichert dem, der ihn einmal in der Tasche hat, jede Narrenfreiheit.

Daß zur Erreichung eines künstlerischen Ziels jedes Mittel recht ist, hat Werner Herzog wiederholt ausgesprochen. Schon nach seinem ersten Film bekannte er: »Ich habe Verantwortung jenseits meines persönlichen Lebens. Ich finde, Film ist mehr wert als das Leben.« Daß Herzog das Leben - nicht nur das eigene, sondern auch das seiner Mitarbeiter - für minder wert halt als dessen filmische Apotheose, sollte die Praxis seiner Dreharbeiten bald bestätigen.

Im Jahre 1976, als der Vulkan La Soufrire auf der Insel Guadeloupe kurz vor dem Ausbruch zu stehen schien und die Bewohner der umliegenden Ortschaften evakuiert werden mußten, reiste er mit einem Kamerateam an, stieg den Berg hinauf und drang soweit vor, wie es die erhitzte Erde und die Schwefeldampfe zuließen. Er brachte sich und sein Team bewußt in Lebensgefahr, um den »mythischen Augenblick« zu filmen, in dem die vulkanischen Kräfte aus der Tiefe hervorbrechen würden. Seither - so der»Spiegel« - »versteht Herzog die Filmarbeit als klassische Herausforderung an das Schicksal.«

Entsprechend lesen sich die einschlägigen Berichte über seine letzte Filmarbeit »Fitzcarraldo« wie Kriegsberichte, Die Dreharbeiten: männlich-martialische Bewährungsproben, bei denen Todesmut und Opferbereitschaft gefragt waren. Der Drehort: Schauspielplatz eines »totalen Krieges« um der Kunst, der »Eroberung des Nutzlosen« willen.

Aufs Totale ist Herzog vor allem dort aus, wo es ihm darum geht, Deckungsgleichheit von filmischem Abbild und gefilmter Realität, von Illusion und Wirklichkeit zu erzielen. Dschungel wird abgeholzt und eine Arbeitsarmee von Indios aufgeboten, um ein 300-Tonnen-Schiff per Flaschenzug und Seilwinden über einen Berg zu ziehen. Und dabei wird das Ganze abfotografiert, damit im Film auch ja alles genauso ist »wie im Leben«. Und im Leben alles wie im Film.

Am Ende dieser filmischen Materialschlacht um den Endsieg der Kunst waren sogar die Toten echt. Hauptsache, der Regisseur konnte proklamieren: »Fitzcarraldo oder sterben«. Mario Adorf, der für die Rolle des Schiffkapitäns vorgesehen war, über Herzog in KONKRET: »Er nennt seine Art, Filme zu machen, realistisch. Ich nenne sie Wahnsinn... Ich. halte ihn in seiner Heldenvergötterung und Selbsüberschätzung für faschistoid.«

Keine Frage: es gibt bestechend schöne Kamerafahrten in »Fitzcarraldo«. Und athmosphärisch dichte Sequenzen, die ihren Schmelz durchaus nicht allein dem Belcanto Carusos verdanken. Die Kritik hat ausführlich darüber geschrieben. Die Botschaft, die gefährliche Ideologie des Films aber wurde von ihr entweder übergangen oder, schlimmer noch, heiliggesprochen.

Die Herzog-Verehrerin Monika Steinhauser in einem »FAZ«-Artikel mit dem auratischen Titel »Der Zeuge des Erhabenen«: »Die Wirklichkeit der gefährlichen Dreharbeiten scheint zuletzt einer Schönheit aufgeopfert, die alles Risiko getilgt hat.« Noch perverser Ulrich Greiners Eloge in der »Zeit«: Absicht und Stoff, Film- und Dreharbeiten, Kunstanstrengung und Kunstergebnis sieht Greiner so ideal zur Deckung gekommen, daß er nur noch stammeln kann: »Wahnsinnig schön!« Nicht ein Wort des Bedauerns über die Opfer, die Herzogs »totale Kunstanstrengung« gekostet haben. Im Gegenteil: die Gefahr, der er sein gesamtes Team im Dschungel ausgesetzt hat, wird zum Gütesiegel eines Filmereignisses von geradezu mythischer Qualität stilisiert.

Worum geht es bei diesem Filmereignis? Der gescheiterte Glücksritter Fitzcarraldo (Klaus Kinski), fährt mit seiner Geliebten Molly, Vorsteherin eines Pensionats für höhere Bordelltöchter (Claudia Cardinale), im Kanu 1. 500 Kilometer den Amazonas hinab; der Motor fällt aus, und zuletzt muß er sogar rudern, nur um einmal Caruso zu sehen, der in Manáus, der Stadt des Kautschukbooms ' gerade auftritt. Abgerissen und erschöpft kommt Fitzcarraldo gerade noch zum Finale der Verdi-Oper an, das von Carusos Stimme übertönt wird. Ein sympathischer Maniak, ein Opern-Narr, ein kunstbesessener Schwärmer und Phantast, denkt man zunächst, der nun endlich mit seinem Lebenstraum Ernst machen will: die Oper, ein Opernhaus nach Iquitos, seiner Heimatstadt, zu bringen.

Doch sein idealistischer Operntraum wird schnell diskreditiert durch die skrupellosen kolonialistischen Methoden, mit denen er ihn zu verwirklichen sucht. Sollte dies, so denkt man zunächst, dennoch die kritische Aussage, die plausible »Botschaft« des Films sein?

Vonwegen. Mit allen Mitteln sucht Herzog nicht nur den hybriden Kunsttraum seines Helden, sondern auch die inhumanen Methoden seiner Realisierung zu heiligen:

Um an Geld zu kommen, will Fitzcarraldo ein von Kopfjägern beherrschtes Kautschukgebiet ausbeuten, das bisher unzugänglich war, weil die Stromschnellen eines Flusses den ungehinderten Abtransport verhindern. Zu diesem Zweck kauft er, mit dem Geld seiner Geliebten, ein Schiff und heuert eine Mannschaft an. Als die Besatzung angesichts unmenschlicher Arbeitsbedingungen an Bord und der im Busch versteckten Kopfjäger in den Streik tritt, werden die »Meuterer« kaltblütig gefeuert und im Dschungel ausgesetzt. Nach einem Durchhalte-Apell, der dem eines SS- oder Volkssturm-Führers in den letzten Tagen des Dritten Reiches alle Ehre gemacht hätte, wird Fitzcarraldo nun zum »Orpheus des Dschungels« stilisiert. Er schleppt ein Trichtergrammophon auf das Schiffsdeck, aus dem die Stimme Carusos ertönt. Und siehe da: Nach einer Weile kommen lautlos, stumm vor Ehrfurcht, die Indios auf Kanus an das Schiff herangefahren - gebannt durch die sanfte Gewalt der Musik und den Anblick des Schiffes, das sie für das »weiße Gefährt« der lange erwarteten weißen Gottheit zu halten scheinen.

Diesen indianischen Mythos macht sich Fitzcarraldo für sein Projekt zunutze: Mit Hilfe der »gezähmten Wilden« läßt er sein Schiff dort über den Berg schaffen, wo der eine Querfluß des Amazonas dem anderen am nächsten kommt. Daß dabei einer seiner Helfer unter den Schiffsbauch gerät und zerquetscht wird, kümmert ihn so wenig, wie den Regisseur und die deutsche Filmkritik die realen Toten, die es im Zusammenhang mit den Dreharbeiten gegeben hat.

Denn Fitzcarraldo, dieser Halbgott in schmuddeligem Weiß, der die (Jackett) Krone auf den Zähnen trägt, benutzt die »Masse Mensch« a15 Staffage, als Werkzeug für seinen monomanischen Traum, unter dessen exotischer Verkleidung die bekannten Züge eines alten Herrenmenschen-Traums, ja, eines teutonischen Allmachtstraums erkennbar werden, der sich, statt im bayerischen Wald, im peruanischen Dschungel austobt.

Konsequent folgt dem ästhetischen Totalitarismus, Herzogs heroischer Botschaft von der »totalen Kunstanstrengung«, der ästhetische Nihilismus, die nicht minder heroische Vergeblichkeitserklärung. Kaum ist das Schiff über den Berg, binden die Indios es los und lassen es - in dem magischen Glauben befangen, auf die Weise die bösen Flußgeister zu bannen - den Fluß durch die gefährlichen Stromschnellen wieder hinabtreiben. Ein Wrack nur noch, kommt das Schiff wieder dort an, wo es losgefahren war. Die ganze Mühe, es über den Berg zu hieven, auch die (Menschen)Opfer waren umsonst.

Noch einmal hofft man, daß Fitzcarraldos martialische Traumtänzerei auf dem Rücken der Indios nun endlich der Kritik oder der Lächerlichkeit preisgegeben wird. Aber Herzog gewinnt noch dem Scheitern seines Helden Erhabenheit ab, indem er ihn zum Übermenschen seiner vergeblichen Träume, zum blonden und blauäugigen Sisyphos der Oper stilisiert. Am Ende verkauft Fitzcarraldo sein Schiffs-Wrack und leistet sich dafür ein einmaliges Operngastspiel auf dem Fluß. In tumber Ergriffenheit an die Reeling gelehnt, die teuerste Zigarre der Welt zwischen den Zähnen, lauscht er einer Schiffsaufführung der Bellini'schen »Puritaner«. Im Rausch des Belcanto will der gescheitere, von den obligaten Indiokindern umschwärmte, Mäzen die Opfer vergessen machen, die seine vergebliche Kunstanstrengung gekostet haben.

Es gibt Augenblicke in Herzogs Film wo die Figur des Fitzcarraldo ins Zwielicht zwischen Apotheose und Kritik gerät; die Jubelchöre des Feuilletons aber haben keinen Zweifel daran gelassen, wie seine Botschaft zu verstehen sei: Für das Absolutum, das die Kunst, sprich: der imperiale Traum von der eigenen Selbstverwirklichung, darstellt ' ist jedes Opfer gerechtfertigt: Kleinlich und spießig, wer nach der Götterdämmerung noch nach den Spesen fragt.

Mit »Fitzcarraldo« scheint Herzog nun endlich die hybride Kompensation eines Traumas gelungen zu sein, dessen schonungslose Bloßlegung seine früheren Filme, trotz ihrer mystischen Verdunkelungen, so wichtig machte. Ich meine jenes sprachlose autistische Verhältnis zur Welt, jenes Von-den-Menschen-abgeschnitten-sein, das er 1975 in seinem KasparHauser-Film eindrucksvoll thematisiert hat.

Tritt der Größenwahn, der bei jedem Normalbürger, . als krankhaftes, behandlungsbedürftiges Symptom gilt, im auratischen Gewande der (Film)Kunst auf, ist er auf einmal nicht nur salonfähig, sondern wird als »Offenbarung« gefeiert. So verbeugt sich zuletzt auch »Der Spiegel« - nach einigen ironischen Seitenhieben auf den »heiligen Sebastian der Filmkunst« - vor Herzogs »fruchtbarer Hybris«, die »die Anstrengung gelohnt« habe: »Der Größenwahn ist ebenso sein Thema wie seine Lebenshaltung. Aber nur durch ihn erreicht er jenes Niveau des Visionärs, das ihn so singulär unter den deutschen Filmemachern macht.« Nach Ulrich Greiner halten ihn nur »Leute mit einem rigiden Normalitätsbegriff für verrückt. Verrückt ist Herzog insofern nicht, als er es mit einer zwingenden Logik ist: Er duldet keine Differenz zwischen Illusion und Wirklichkeit.«

Genau dies: den eigenen (Wunsch- oder Allmachts)-Traum für die Realität zu nehmen und die Illusion über sich selbst absolut zu setzen, ist - nach Freud - das Charakteristikum der Psychose. Aus der wahnhaften Verschmelzung von Wunsch und Wirklichkeit eine (im übrigen gar nicht so neue) Ästhetik für den Salon, eine Heilslehre für saturierte Kulturbürger zu machen, ist dagegen eine intellektuelle Perversität, die eine faschistoide Ästhetik gesellschaftsfähig machen hilft.

Längst hat die Filmkritik dieses Landes aufgehört, Filme und die darin abgebildeten (Künstler)Träume auf ihren humanen oder sozialen Gehalt hin zu überprüfen. Soziale Verantwortlichkeit des Künstlers?! - Schnee vom vergangenen Jahrzehnt!

Hauptsache, der Künstler, der einen so »ausgeflippten«, »verrückten«, »wahnsinnig schönen« Traum, daß sie darüber, wenigstens für zwei Stunden, ihre eigene langweilige und depressive Normalität vergessen können.

Selbst der sonst so gescheite Wolfram Schütte von der »Frankfurter Rundschau« mißversteht »Fitzcarraldo« als »Tragikkomödie des Hochgemuten... der seinen Traum erfüllt, indem er dessen Utopie allen öffnet.« Ein »lächelnder Traumtänzer der Utopie der großen Gefühle«? Kinskis Zähnefletschen, seine stahlharte Miene, wenn er die Indios auf den Berg kommandiert, erinnert eher an die Physiognomie eines westdeutschen Konzernherrn, der mit dem Pleitegeier kämpft. Herzogs in den Dschungel verlagertes 15-Millionen-Projekt einer martialischen Selbstverwirklichung im Gewande der Kunst als »Utopie für alle« anzupreisen, das ist schon eine erstaunliche intellektuelle Fehlleistung!

Gerade unsere Politik- und Theorie-müden deutschen Intellektuellen scheinen für Herzog-Filme derzeit besonders empfänglich zu sein. Einer Aufklärung überdrüssig, der sie einst als allein seligmachender Gottheit gehuldigt haben,. sehnen sie sich nun wieder nach dem Irrationalen und Magischen, dem Kultischen und Okkulten, dem Archaischen und Mythischen, kurzum: nachdem, was sie für die »Dialektik der Aufklärung« halten. Bei Werner Herzog kommen sie auf ihre Kosten. Und gewohnt, ihre jeweiligen Denk- oder Gefühlsmoden als brandneue Novität zu verkaufen, halten sie auch ihre Hinwendung zum Irrationalen und Mythischen für etwas absolut Neues und Originäres.

Welch tragische Ironie! Scheinen diese einstigen Söhne der Aufklärung doch nicht zu bemerken, daß sie auf dem bestem Wege sind, ihre eigenen Väter und Großväter zu paraphrasieren, die schon einmal den (Größen)Wahn wider alle politische Vernunft geheiligt und im Namen des Mythos den Intellektualismus und Materialismus bekämpft haben. Da haben sie nun jahrelang ihre NS-Väter auf die Anklagebank gesetzt und bemerken gar nicht, wie anfällig sie selber sind für die heroischen Mythen der eigenen Zeit (die freilich in anderem Gewande daherkommen als vor fünfzig Jahren).

Der Mythos von »Fitzcarraldo« gründet auf dem Totalitarismus individueller Selbstverwirklichung, dem jedes Opfer recht ist, solange es einem Absolutum gebracht wird. Von der Kunst als Aufopferung für ein Absolutum bis zu einer entsprechenden Politik ist zwar noch ein weiter Weg. Aber wie rasch er, in wirtschaftlichen und politischen Krisenzeiten, zurückgelegt werden kann, wissen wir aus der jüngsten deutschen Geschichte.

Die Politik als theatralisches Gesamtkunstwerk, als Wagnerianische Gefühlsoper mit einem Maniak in der Titelrolle und Millionen Deutschen als Statisten, wäre jedenfalls kaum möglich gewesen ohne die Indienstnahme einer (bürgerlichen) Ästhetik, die dem Geniekult frönte, den (Größen)Wahn verklärte und die Todesbereitschaft heroisierte.

Literatur-Konkret 1982, S. 70

Gabriele Kreis

Eine Dame tut das nicht

Die Nationalsozialisten verbrannten ihre Erfolgsromane als »Strassenliteratur mit anti-deutscher Tendenz«. Die Bundesrepublik hat die Emigration als eine der letzten »wiederentdeckt«. Die deutsche Quittung für undeutsche Leichtigkeit? Am 5. Mai 1982 starb Irmgard Keun in Köln

WENN DU SIE kennenlernst, werde ich mich sehr freuen, aber besauf Dich nicht dabei, die beiden trinken wie die Löcher.« Egon Erwin Kisch an seinen Bruder in Wien, den Besuch Irmgard Keuns und Joseph Roths ankündigend. Das war 1935. 47 Jahre später starb Irmgard Keun. 47 Jahre Alkohol. Das erste Glas vielleicht in Ostende, der ersten Station ihrer Emigration. An einem Cafehaustisch, zusammen mit Joseph Roth. Das letzte vielleicht in Köln, der letzten Station ihrer Emigration. In der bescheidenen Dachwohnung, Trajanstraße 10, allein. Ein Emigrantentod, von Anfang an. Der Anfang: Ostende.

Warum Ostende? Warum nicht Paris, London, Prag - die Zentren der Emigration, die Städte, in denen ihre Freunde leben? Warum nicht Amsterdam, wo ihr Verleger Allert de Lange ansässig ist, auf dessen Hilfsangebot hin sie Nazi-Deutschland verlassen hat?

Warum Ostende? - Weil sie als Kind einige Male mit den Eltern dagewesen ist? Weil es einmal ein mondänes Seebad, ein »Glanz« war? Weil sie das Meer liebt? Oder einfach: Weil das Leben in Belgien billiger ist als in den anderen in Frage kommenden Exilländern? - Aber noch ist sie wohlhabend. Sie reist mit großem Gepäck: Schmuck, Kleider, Pelze, alles wertvoll.

Allein in Ostende: Irmgard Keun schließt Freundschaft mit der Toilettenfrau und dem Zimmermädchen ihres Hotels, sie unterhält sich mit dem Buchhändler und den Apothekerzwillingen: ein freundlicher Sommergast, drei Monate zu früh gekommen. Das Lächeln des Kellners über ihr Trinkgeld wärmt sie. In Deutschland war es kalt gewesen.

Erinnerung an Deutschland: Ihre Bücher - »Gilgi - eine von uns« und »Das kunstseidene Mädchen« - waren verbrannt worden als »Straßenliteratur mit anti-deutscher Tendenz«. Trotzdem die Einladung, der Reichsschrifttumkammer beizutreten. Ihr Mann Johannes Tralow war bereits Mitglied, warum also nicht auch sie, die so gut den »Volkston« zu treffen verstand? Erst einmal umgedreht, gäbe sie ein prächtiges Aushängeschild für den nationalsozialistischen Kulturbetrieb ab. Sie, die nicht-jüdische Erfolgsschriftstellerin, von der Tucholsky einmal gesagt hatte: »Sie hat Humor wie ein dicker Mann, Grazie wie eine Frau, Herz, Verstand und Gefühl«, sie ist etwas, »was es noch niemals gegeben hat, eine deutsche Humoristin«.

Das war nach dem Erscheinen ihrer ersten beiden Romane gewesen, 1931 »Gilgi«, 1932 »Das kunstseidene Mädchen« - zwei Sensationserfolge. Daß Irmgard Keun mehr konnte, als nur witzig sein, daß sie sozialkritisch schrieb, parteilich für die Armen, die Gestrauchelten, die Kleinen Leute; daß sie mit scharfem Blick den Zusammenhang zwischen privaten Träumen und deren Scheitern und der »großen Politik« erkannte - und das aus der Perspektive ich-erzählender Frauen, denen eine gefährliche, sich selbst gefährdende Promiskuität lieber war als ein festgelegtes Leben als Frau und Mutter, unterschlug Tucholskys Etikettierung. Irmgard Keuns Heldinnen sind keine »verliebten, kleinen Mädchen«, im Sinn nur das Eine: den Mann, Garant für Erfolg und Sicherheit. Sie sind Frauen, die ihre Umgebung unsentimental genau beobachten, denn sie wollen Karriere machen, so oder so, glitzernd oder glatt. Und dann reicht's doch nur gerade eben - zum Überleben. Sie werden desillusioniert, aber nicht entmutigt. Am Ende steht der Aufbruch ins Unbekannte. Allein.

Der Aufbruch ins Unbekannte: Allein in Ostende. Exil mit Meerblick. Ein fremder Alltag. Der Verlust der vertrauten Verhältnisse. Konfrontation mit sich selbst, seinen Wünschen, seinen Ängsten, seinen Hoffnungen, seinen Sehnsüchten. »Mensch sein... da heißt's allein sein.« 1931 hat Irmgard Keim diese Worte »Gilgi« sagen lassen. Jetzt lebt sie sie. Drei Monate lang.

Im Sommer dann kommen die Kollegen. Kisch, Kesten, Zweig, Toller und - Roth. Und mit ihnen die Erinnerung an den Beruf: Schreiben. In Deutschland hatte sie nicht mehr geschrieben: »Durch die Diktatur ist Deutschland ein vollkommenes Land geworden. Ein vollkommenes Land braucht keine Schriftsteller. Wo Vollkommenheit ist, hört Dichtung auf. Wo keine Kritik mehr möglich ist, hast du zu schweigen.«

Schreiben im Exil - was heißt das? Irmgard Keun beobachtet ihre Freunde genau. Toller will über Deutschland schreiben, aber »Deutschland mitsamt seinem Dritten Reich war so unwirklich geworden, er war so weit davon entfernt und konnte es nur aus dritter Hand sehen und erleben«. Er verzweifelt. Andere »retten« sich in den historischen Roman: Kesten schreibt über Philipp 11, Roth über das alte Österreich, Zweig über Erasmus von Rotterdam... Anders Irmgard Keun: Sie hat noch ein Thema, über das sie aus eigener Anschauung schreiben kann - Nazi-Deutschland.

Es entsteht »Nach Mitternacht«. Wieder ein Ich-Roman aus weiblicher Sicht. Susanne Moder, Kleinbürgertochter aus einem Moseldorf, beschreibt ihre letzten beiden Tage in Hitler-Deutschland. Nur das notiert

sie, was sie kennt und as sie sieht und was sie hört: Die Traurigkeit einer Freundin, die einen Juden liebt; Aufmärsche und Jubelfeiern; die Tante, die sie denunziert; Festnahmen und Gestapo-Verhöre; die Anpassung des Schriftstellers Algin; der Selbstmord des Journalisten Heini. Anfangs ängstlich darauf bedacht, nicht aufzufallen, ein Zipfelchen privaten Glücks zu ergattern, erkennt sie schließlich, daß es »kein richtiges Leben im falschen« geben kann, und verläßt zusammen mit ihrem Freund Franz Deutschland: »Ich muß mich schwächer zeigen, als ich bin, damit er sich stark fühlen und mich lieben kann.« Gedanken beim Überqueren der Grenze, den Kopf in seinem Schoß. Der Aufbruch ins Unbekannte.

Das Unbekannte - das Exil: »Die Dächer, die du siehst, sind nicht für dich gebaut. Das Brot, das du riechst, ist nicht für dich gebacken. Und die Sprache, die du hörst, wird nicht für dich gesprochen.« - Letzte Sätze aus »Nach Mitternacht«.

In Irmgard Keuns Erinnerungen lese ich: »Bald würde es fertig sein. Und dann? Was würde ich dann schreiben? (...) Was ich über das nationalsozialistische Deutschland, so wie ich es kannte, zu schreiben hatte, hatte ich geschrieben. Noch einen Roman konnte ich nicht darüber schreiben. Von nun an kannte ich es ja nicht mehr aus eigenem Erleben.« - Schreiben aus eigenem Erleben. Anders tut es Irmgard Keun nicht.

Herbst in Ostende. Die Kollegen haben den Ort bereits verlassen, Irmgard Keun wird in den nächsten Tagen nach Amsterdam fahren. Joseph Roth wartet auf sie. Das Alleinsein ist vorbei. Tucholsky, der Prophet: »Wenn die noch arbeitet, reist, eine große Liebe hinter sich und eine mittlere bei sich hat ... « Aber Roth ist keine mittlere Liebe, er ist eine große, und alles kommt anders. Kurz bevor er Irmgard Keim kennenlernte, hatte er sich von seiner langjährigen Freundin Andrea Manga Bell getrennt.

»Frau Manga Bell hat sich konstant geweigert, nach den Gesetzen meines Lebens zu leben. Ihre Kinder sind ihr wichtiger als ich.« - Hat Irmgard Keun nach den Gesetzen seines Lebens gelebt? Aus ihren biographischen Notizen erfahre ich einiges: Vom chronischen Geldmangel ist da die Rede, vom Herumvagabundieren, vom Alkoholismus und von der Eifersucht, vom getrennten Schreiben an gemeinsamen Kaffeehaus-Tischen. Aus ihren Romanen erfahre ich mehr.

Zuerst: »Kind aller Länder«. Wieder ein»Ich-Roman«, diesmal jedoch aus der Perspektive eines Kindes (sic!), das mit Vater und Mutter kreuz und quer durch Europa emigriert. Die Themen: Geldschwierigkeiten, Paßschwierigkeiten, Eheschwierigkeiten, Arbeitsschwierigkeiten - alles in kindlichem Plapperton dahererzählt. Der alte Trick der Keun: Die Dinge für sich selbst sprechen zu lassen. Neu: Das Bild der Frau in diesem Text. Hilflos steht die Mutter des »Kindes aller Länder« den Problemen des Lebens im Exil gegenüber. Sicherheit und Geborgenheit verspricht nur das Zusammensein mit dem Mann. Ihn hat das Exil nicht verändert. Selbstbewußt und optimistisch, mit Witz und Phantasie, begegnet er allen auftretenden Schwierigkeiten.

Irmgard Keun in den 70er Jahren in einem Gespräch mit dem Roth-Biographen David Bronson: »Aus mir wollte Roth etwas machen, was ich nicht war. Oft sagte er zu mir: 'Eine Dame benimmt sich nicht so.' - 'Eine Dame tut sowas nicht.' Mit dem Taxichauffeur durfte ich anstandshalber nicht sprechen. Ein Paket zu tragen, war mir nicht erlaubt.«

Schreiben und Leben. - Das Ende des Romans: Die Mutter geht dem Vater verloren, fast zufällig. Wider Willen ist sie allein. Genauso endet »D-Zug Dritter Klasse«, die Lust- und Leidgeschichte einer unmöglichen Liebe, einer unmöglichen Reise und einer unmöglichen Trennung: Irgendwann steigt der Mann aus, verpaßt die Weiterfahrt, und die Frau ist allein. Schreiben und Leben.

Gilgi und Doris, die Heldinnen der Vorexil-Romane, hatten sich in vergleichbaren Situationen bewußt gegen den Mann entschieden, hier nun ist es ein Zufall, wenn die Frau am Ende ohne Mann ist und nicht in der Beziehung zu ihm untergegangen. Und während Irmgard Keun in ihrem ersten Exil-Roman noch das Bild einer »starken« Frau entwirft, die sich nur »schwach« zeigt, damit der Mann sie lieben und sich »stark« fühlen kann, stellt sie nun, so schreibend, die »alte Geschlechterordnung« nahezu wieder her. Die Liebe wird dabei zur Qual. - Wie die zwischen Irmgard Keun und Joseph Roth. Sie trennen sich 1937.

Am 27. Mai 1939 stirbt Joseph Roth in Paris. In seinem letzten Text »Die Legende vom heiligen Trinker« steht: »... zu jenem langsamen Untergang entschlossen, zu dem Trinker immer bereit sind - Nüchterne werden das nie erfahren! -, begab sich Andreas wieder an die Ufer der Seine, unter die Brücken.«

Nachdenken über die Frauenbilder in der Exilliteratur. Nachdenken über das Schreiben im Exil. Nachdenken über das Festhalten am Traditionellen in einer Zeit des Verlustes aller Werte. - Was für ein Gedanke, sich gegenseitig die Heimat ersetzen zu wollen! - Schreiben als Selbsttherapie oder Schreiben bis zur Selbstaufgabe ... : Irmgard Keuns einziger Nach-Exil-Roman ist aus der Perspektive eines Mannes geschrieben: »Ferdinand, der Mann mit dem Freundlichen Herzen«, erschienen 1950. Da ist sie wieder allein.

Allein in Köln. Über ihre illegale Rückkehr nach Deutschland ist genug geschrieben worden, darüber, daß sie hier nie angekommen ist, zuwenig. Ihre Bücher, in den 50er Jahren wieder aufgelegt, fanden keine Leser. Erst die Renaissance der Exil-Literatur, die »literarische Mode« Exil, die Wiedergutmachung an den »verbrannten Dichtern« führt zu ihrer späten Wiederentdeckung. Sie ist eine der letzten, derer sich erinnert wird. Die deutsche Quittung für undeutsche Leichtigkeit?

Irmgard Keun reagiert auf ihr spätes Comeback gelassen: »Da gibt es nun Leute, die tun so, als hätten sie eine Mumie ausgegraben. Ich selbst habe mich nie vergessen gefühlt. Warum auch? Ich hatte immer viel zu tun.« - Was hatte sie zu tun? Die uneheliche Tochter, sie hat sie allein aufgezogen, ist längst aus dem Haus. Die Eltern, um derenwillen sie nach Köln zurückgekehrt war, sind tot.

Wieder allein in Köln. Sie trinkt, und sie macht keinen Hehl daraus. Wohl aber die, die sie nun beklatschen, besprechen und befragen. Ihr gefällt der späte Ruhm, ihr Leben verändert er nicht: »... zu jenem Untergang entschlossen, zu dem Trinker immer bereit sind ... « - Sie ist am Ende angekommen.

Am Ende. Am 6.4.81 bin ich nach Köln gefahren zu Irmgard Keun, voller Zuneigung. Über ihre Frauengestalten habe ich hoffnungsvoll nachgedacht: Gilgi, Doris und Sanna. Und auch die anderen waren mir nicht fremd geblieben. Ich hatte Irmgard Keuns Bücher gelesen als Lebensentwürfe, als Proben auf die Wirklichkeit. Darüber - über den Zusammenhang zwischen Leben und Schreiben - wollte ich mit ihr sprechen. Ich habe es nicht getan. Ich werde mich weiterhin an ihre Bücher halten.

Vier Stunden haben wir nebeneinander gesessen. Wir haben 13 Portionsflaschen Doornkaat getrunken und ich außerdem noch eine Flasche Fachinger. Einmal hat sie mich zum Büdchen um die Ecke geschickt: Nachschub holen.

Und dann erzählte sie, mal sprunghaftfröhlich, dann wieder traurig-menschenunlustig, immer unkonzentriert: Vom Leben in der Fremde und wie fremd sie sich oft fühle, vom Alleinsein und Depressionen. Wenn sie sich erinnerte, klang es wie in ihren Romanen. Ich sagte es ihr, und sie bat mich, ihr aus ihnen vorzulesen. Was ich las, erstaunte sie und gefiel ihr, und sie hielt meine Hand.

Zum Abschied schenkte sie mir zwei Pullover von sich. Die soll ich tragen und nicht vergessen.

Am 5. Mai 1982 starb Irmgard Keun. Ein Emigrantentod.

Literatur-Konkret 1982, S. 73

Horst Tomayer

Vom Mähdrescher lernen, dem Frisör auf die Schere schauen

Der Sattlermeisters-Sohn und gelernte Schreiberling Tomayer verbürgt sich mit seinem gesamten Privatvermögen für den Erzähler-Erstling seines Frühsechziger-Kumpels, des Gärtner-Bubs und gelernten Schauspielers Franke

Rezension

KLOSTER ANDECHS, AUF dem Rücken eines eiszeitlichen Aufwurfs... Wie auf die Kulisse eines baierischen Komödienstadls aufgemalt grüßen aus dem Süden durchs weitegebleichte Blau des Altweibersommers die Berge, der zerklüftete Achternbusch, die überhängende Herburgerwand, der schroffe Grafkopf und die Feuchtwanger-Spitze. Still und von keinem Wind angerührt, liegt der Ammersee zu Füßen des »Heiligen Bergs«, der die Wallfahrer zum Hunnenbezwinger und Mehrzwecknothelfer Sankt Rasso an den Brotzeittisch mit dem unüberbraubaren Andechser Bock lädt.

Was für eine Stimmung des Friedens, welch Fest der frohen Sinne, das sich das hier versammelte einfache Volk unter den hochschwangeren Kastanien und dem pastosazurenen Baldachin gibt. Welche Düsternis dagegen nebenan, im Konferenzraum, den die Kellnerin bei jedem Nachservieren kohlesäurefreier Wässerchen mit schreckensbleichem Antlitz verläßt.

Hier gibt sich der »Verband der mysogenen Rezensenten Deutschlands« sein mausgrauschauriges Stelldichein. Wie in den verflossenen Herbsten leistete man sich auch heuer die kuriose Kampfabstimmung (53 ja, 46 nein, 9 Enthaltungen), bevor das Kreuz aus dem Herrgottswinkel mehr ängstlich / verschämt denn mit atheistischem Schwunge abgehängt war und sich die vulgäre Säkularisierungsmarotte damit wieder mal einen runtergeholt hatte. Dann war der Vorhang hochgerauscht zur Beschwörung des Niedergangs einer ganzen Zunft.

Was für ein Hochamt aufs selbstverschuldete Elend: 'Niemand liebt uns' (schluchz), keiner liest uns (heul), unsre Besprechungen gelten übel (grein) - tja, und der Delegierte der »Nordmark«, Thorsten v. Cz., ließ gar das Wortspiel »Rezession der Rezension« vom Formulierungshochstapel. Weißgott. Deutschlands Leserschaft; eine der gutmütigsten der alfabetisierten Welt, hat das zensuriererische Zeug satt bis hier.

Was Wunder auch. Wen soll dieses nervende Genörgel, diese stumpfen Spitzen, wen soll diese aufgeblasene Besserwisserei, dieses lächerliche Wertungsnotenziehen der Burschen von »Verriß und k.o.« Laune machen auf Literatur, auf Lesen? Vorzüglich der an einer besseren Welt bauenden Jugend geht auf den durchaus willigen Geist, wie da Bücher besprochen werden, (ich zitiere mit Genehmigung der Redaktion H.C. Buch

nämlich: »vernagelter als Warzen«.

Man widme nur mal stille fünfzehn Minuten jener Alptraumpaarung, die auf die Namen Peter Handke/Christian Schultz-Gerstein hört. Was auch der Peter im Dreisternelokal Suhrkamp an kostspieligen Köstlichkeiten aufträgt, der Berufsabschmecker Christian speit ihm aus der sicheren Entfernung seines Magazins in die Suppe. Warum er, der Lebens- und Literaturerfahrenere, den Jüngeren, Irrenden nicht life an die erzieherische Hand nimmt - keiner weiß. Keiner kommt von der fixen Rollenfixierung bis zum Exzess.

Rolle: Peter ist immer Wild, Christian immer Jäger. Buch um Buch, Stück für Stück knallt der mit dem feschen Rezensentenhütl den andern ab mit heißer Luft wie kalten Herzens. Der andre aber erhebt sich immer wieder, unverwundbarer als Siegfried. Unbelehrbar? Nein, nur nicht belehrt!

Und wieder kreischen die Sägen und wieder fällt ein Wald - für Peters nächste Herbsterscheinung. Und wieder ist der Christian zur Stelle, pünktlich gleich dem Zeiger und wie einst im Mai machts wieder phht. Oh Cirkulus calter Caffee... Rituale sind das - ohne Kern und Schale, die auch eine gutgeölte Schreibmaschine wie Frau Doutinee verstören.

Schauer eisigen Spotts schicken die Quälgeister im Gewand der Literaturbeobachter auf diese fruchtbare Publizistin, die doch nicht wider besseres Vermögen geschweige öden Geldes wegen Schinken um Schinken in die Welt wirft, sondern von einer Krankheit ärger als Waschzwang angestiftet ist: der Schreibsucht. Hat ihr auch nur einer der sie so feil Sektierenden zum Entzug in eine Gruppe der Anonymen Analfabeten (AA) geleitet? Die Frage darf wohl als rein rhetorisch verhallen!

Derweil wär dem 00-Wachstum des Rezensionsbetriebs leicht beizukommen, mit einer Innovation, die in ihrer Holzschnittigkeit aus Maos Spruchbeutel stammen könnte: Vom Mähdrescher lernen, dem Frisör auf die Schere schauen. Heißt: Weg mit den Fudern von Wort-Spreu vom nahrhaften Buch-Weizen, ausgedünnt die filzdichte Matte auf dem Wasserkopf des Neuerscheinungsmarkts. ABC-Mode- und Meterware? Nicht einmal ignorieren.

Nur so landen reine Regalbeschwerer wie die Fußball-WM-Bücher wo sie hingehören, in den literarischen Abrüstungskatalog, nicht unter die Leseleuchte. Oder bringt es etwa Spaß, Kiesel zu rasieren? Na also. Was die auf ein

Buch spitz machende positive Rezension braucht? Nicht viel. Nur ein Spitzen-Buch. Und ich weiß auch gleich eins: Holger Frankes Erzähler-Erstling »Ohne mich fehlt mir was«.

Warum grad auf das den (hallo!)-Leser-Strahl? Weil es das einzige in diesem deutschen Herbst ist, für dessen rückhaltlose Empfehlung ich mich mit meinem gesamten Privatvermögen zu haften erheische. Das wär Hasard? Nein. Ich kenne den Mann und seine Entertainer-Qualitäten seit fünfzehn Jahren am Stück.

Oberbayerischer Assekuranz-Gehülfe ich, Abiturverweigerer aus dem Niedersächsischen er, hatte uns in den Frühsechzigern der sog. »Sog der Steinestadt« erfaßt und ins Zentrum der Alternative, nach Westberlin geworfen. Da begegneten wir uns, nach einer Laufschrittdemo gegen die US-Army, erhitzt am Tresen einer Kneipe, die damals so berühmt war wie heute »Ricks Cafe«, im »Schotten« - und identifizierten uns ruckzuck als Nah-Verwandte: Gärtners-Bub er, Sattlermeisters Sohn ich, gemeinsames Flüchtlingsschicksal, beide Kindheits- und Jugend-Gebeutelte, leidige Kindsväter, unfähige Ehegatten.

Er gelernter Schauspieler mit vorübereilenden Engagements, ich grade fertig mit meiner Schreiberlehre bei Neuss. Und beide hatten wir natürlich Brecht hinter uns, vor uns, um uns, in uns. Das reichte für ein paar Ko-Produktionen: Der sozialistischen Jugend die »Falken« verdingten wir uns als Kultur-Kommissare bei einem Sommerlager, wir belieferten das »Reichskabarett« mit Texten, und stellten mit der radikaldemokratisch-antineofaschistischen Szenen-Collage »Axel Cäsar Springer in Bethlehem« am 24. Dezember 1970 im damaligen Forum-Theater am Kudamm den Aufführungseinmaligkeitsrekord ein.

In den Siebzigern ging wieder jeder mehr seiner Sache nach, Franke machte mit seinen Freunden die Kinder- und Jugendbühne »Rote Grütze« groß, ich notierte im »Berliner Extradienst« die Redaktionen der Berufsspießer auf die »Grütze«-Stücke, die, mit viel Liebe geschrieben, viel mit Liebe und Sexualität zu tun haben. Ende der Siebziger stieg Franke aus der ensuite-Spiel-Mühle des Theaters aus und begann, Schmidt hatte grade eine Rüstungslücke ausgemessen und General Bastian war unterwegs zur Kur nach Damaskus, mit dem Buch:

»Solange ich mir den Frieden von oben definieren lasse, solange ich Frieden nicht als sinnliche Erfahrung suche und gebrauche, solange ich ihn, nur als Abwesenheit offenen Krieges verstehe, als Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln, solange der Krieg in seiner ganzen entfalteten Sinnlichkeit meinen Frieden in den Schatten stellt, und der so bleich und schüchtern und blutarm daherkommt und gar keine rechte Lust auf Frieden macht, solange ich meinen Frieden nicht wirklich selber will, und dieser Friede wäre mehr, als vom Schlimmsten verschont zu werden, solange ich, bewußt oder unbewußt, dem Krieg doch mehr Macht zutraue als dem Frieden, mehr Furcht habe als Liebe zum Leben, solange Angst vor Gewalt mehr Raum in mir einnimmt als praktische, handelnde Freudlichkeit:

Solange bin ich Kriegsteilnehmer.«

Holger Franke: »Ohne mich fehlt mir was«, Friedensbuch, Weismann, ca. 14,80 Mark

Literatur-Konkret 1982, S. 75

Klaus Stiller

Die schwere Erträglichkeit des Lebens

Wer ist □ Lord Liszt□ , der in Martin Walsers neuer Erzählung einen 120 Seiten langen Brief erhält? Heinrich Böll, Siegfried Lenz oder Günter Grass?

Rezension

ES WAR EINE GROSSARTIGE Idee von Siegfried Unseld, im ersten Halbjahr 1983 zur Abwechslung einmal *keine* Neuerscheinungen in seinem Suhrkamp Verlag herauszubringen. Es wäre genial gewesen, die selbsverordnete Verschnaufpause bereits in diesem Sommer beginnen zu lassen. Vielleicht wären die Angestellten seines Verlags dann sogar nicht einmal gezwungen gewesen, »freiwillig« auf ihr halbes Urlaubsgeld zu verzichten. Und vielleicht hätte die Rückbesinnung auf hauseigene oder hausgemachte moderne Klassiker den Verleger davon überzeugt, daß eine nur am »Wachstum« orientierte Buchproduktion in die Sättigungskrise führen muß.

So aber trägt auch der Suhrkamp Verlag in diesem Herbst noch einmal zu der Fiktion bei, daß es eine seriöse deutsche Gegenwartsliteratur gäbe mit soliden Verlagen, gebildeten Verlegern, belesenen Lektoren, klugen Kritikern, ruhigen Lesern und vor allem mit Schriftstellern, die etwas Vernünftiges zu sagen haben.

In den Nachteil dieser Situation ist nun ausgerechnet der renommierte Autor Martin Walser geraten. Sein neuestes Opus »Brief an Lord Liszt« - eine 147 Seiten lange Erzählung - gehört schon jetzt zu den Nebenwerken, den Fingerübungen, den Fleißaufgaben unsres um Worte nicht verlegenen Romanciers.

Der Verlag preist das fast 20 Mark teure Buch als »Roman« an, gewissermaßen in nostalgischer Erinnerung an Walsers breit angelegte Werke »Halbzeit« und das »Einhorn«. Im Vergleich zu den genannten früheren Romanen des Autors ist dieses Büchlein allerdings nicht nur quantitativ recht dünn ausgefallen.

Walsers einstige Stärke, den westdeutschen Alltagsjargon sich selbst zu überlassen, um im banalen Geschwätz den Zynismus einer nihilistischen Gesellschaft darzustellen, schlägt mit abnehmender Seitenzahl auf den Autor zurück. Es laßt sich nämlich' nicht mehr nachprüfen, inwieweit über Sprachkritik gesellschaftliche Analyse vorgenommen wird oder ob hier ein alternder Autor seine Produktionsunlust zu übertünchen sucht, indem er die Automatik des Schreibens zum neuen Stilprinzip erhebt. Demzufolge hatte der Schreibende nicht mehr korrigierend einzugreifen.

Ein Trick erleichtert es Walser, den eigenen Stilverfall zu kaschieren: Hauptfigur Franz Horn darf sich in seinem rund 120 Seiten langen »Brief an Lord Liszt« geschwätzig ausbreiten, und da dieses mit 19 Postscripta versehene Schreiben den Kern des Walserschen »Romans« bildet, bleibt dem Romancier endlich nur mehr übrig, auf einigen rasch hingefetzten Seiten Spuren von Arrangement, Milieu und Ambiente zu skizzieren.

Martin Walser ist bekanntlich ein »poeta doctus« und als solcher belesen genug, um zu wissen, daß der Gattungsbegriff Roman zwar äußerst dehnbar ist, aber im Fall dieses mißglückten Versuchs zum Etikettenschwindel wird. Es wäre darüber hinaus zu aufwendig, aus dem Wust der Hornschen Rolle so etwas wie einen Plot herausbuchstabieten zu wollen. In der Verlagsankündigung wurde das noch nicht vorgelegte Werk - offensichtlich vom Autor selbst - nebulös angedeutet, als verbarge sich hinter dem Dunstschleier vieldeutiger Worte die geheime Weisheit eines letzte Wahrheiten besitzenden Dichters und Denkers. Worum geht es also?

»Das Buch ist ein Abrechnungsfest, ein Befreiungsunternehmen, eine Trennungsorgie, eine Wahrheitsmaschine, eine Einsamkeitsprüfung, kurzum: der Bericht von der schweren Erträglichkeit des wirklichen Lebens. Also eine Schmerzensgeschichte und ein Heilungsprozeß. (...) Es zeigt uns einen Weg, um (wieder) in den Besitz der eigenen Vernunft zu kommen.«

Es hat sich ja bekanntlich seit Goethe in der deutschen Literatur die Unsitte durchgesetzt, das vielfach gespaltene Ich des Autors in den Mittelpunkt der Weltbetrachtung und der schriftstellerischen Arbeit zu stellen. Einfachere Gemüter lassen ihre Helden oder Antihelden ungebrochen als Schriftsteller oder Künstler durch die Gegend laufen, was für den Schreiber den Vorteil haben soll, daß er seiner Figur jede eigene Stärke oder Unzulänglichkeit unterschieben kann.

Raffiniertere Goethe-Nachfolger verfremden ihre Ich-Person wenigstens zu Journalisten, Redakteuren oder ähnlichen Randfiguren des literarischen Mittelstandes. Nur die ganz schlauen Egozentriker transponieren ihr eigenes Innenleben in die Hülle eines finanziell vergleichbaren Kühlschrankvertreters oder gescheiterten Managers der freien Wirtschaft. In diese Schublade hat auch Martin Walser mit Vorliebe seine Ich-Ersatzmänner gesteckt, und solange er als Schriftsteller noch den nötigen Abstand zu ihnen hielt, konnte der Leser in allem sogar eine gesellschaftskritische Satire wittern.

Nun aber läßt sich Walsers »Schmerzensgeschichte« leider nicht mehr als Abbild westdeutscher Wirklichkeit erkennen. Die realkapitalistischen Managerfiguren stolpern keineswegs gebückt durch die Krise. Firmenpleiten und -fusionen scheinen nicht ihr Problem zu sein. Vor allem aber wird keiner dieser Herren Zeit, Lust und Fähigkeit besitzen, einem seiner

Kollegen einen 120 Seiten langen Brief zu schreiben, es sei denn aus der geschlossenen Abteilung einer Irrenanstalt heraus.

Dies bedeutet aber, daß Walsers Textkonstruktion nur mehr als Metapher für seine eigene literarische Situation gelten kann. Setzen wir den Briefschreiber Horn mit dem Schriftsteller Walser - was ihre Ausgangssituation betrifft - gleich, so gewinnen bestimmte Sätze freilich eine fatale Dimension:

»Horns Zeit war vorüber, er gehörte zu den rapid Älterwerdenden; eine junge Mannschaft rückte heran.«

Angenommen, bei diesem Walserschen Erguß handele es sich tatsächlich um ein verschlüsseltes »Abrechnungsfest« oder eine »Einsamkeitsprüfung« des »rapid älterwerdenden« Autors, interessiert eigentlich nur mehr, wen er mit »Lord Liszt« gemeint haben könnte. Böll vielleicht? - Oder Siegfried Lenz?

»Lieber Lord Liszt 1 Warum nenn' ich Sie so? Die Anrede war da, als ich nach dem Schreiber griff. Wahrscheinlich will ich eine Entfernung ausdrücken zu Ihnen und zugleich mir und ihnen empfehlen, diese Entfernung doch nicht zu ernst zu nehmen. Oder sollen wir? Etwas Lordhaftes haben Sie an sich. Immer tragen Sie diesen petroleumfarbenen Anzug mit den Lederknöpfen. Wahrscheinlich haben Sie diese Farbe einmal gewählt, weil sie gut zu Ihrem ins Rötliche überschnappenden Blond paßt.«

Walsers Ansprechpartner ist bewußt so undeutlich skizziert, daß auch andere Großkollegen aus dem Literaturbetrieb (wer dächte nicht sofort an Grass?) in Frage kommen. Die inzwischen notorische Selbstüberschätzung einer Handvoll allzu früh hochgejubelter Nachkriegsstars findet schließlich Ausdruck in anspielungsreichem Insidergeschwafel: »Sie halten Ihre Entschiedenheit für moralisches Niveau. In Ihrer Einteilung rangieren Sie an allerhöchster Stelle. Das lassen Sie einen spuren. Ich mochte Sie trotzdem. Sie mich auch, werden Sie sagen. Das stimmt insofern nicht, als Sie ja nur den mochten, der sich Ihnen prompt anpaßte. Sobald aber der herauskam, der ich bin, war es aus. Sie haben nur das Mimikry-Produkt geschätzt, das ich Ihnen bot. Das war viel mehr Ihr Produkt als meins.

Also haben Sie auch da nur sich geliebt, Sie Moral-Narziß. Sie sind ein Superlativ, der andauernd zunimmt. Womit ich Ihre Einschüchterungskapazität gemeint haben will. Ich entziehe mich. Ich werde fortfahren, mich in Trennung zu üben. Ich will es nett haben. Dafür nimmt man schon einmal ein leeres Zimmer in Kauf. Oh mein Lord. Ich kann nicht aufhören. Ich bin schon zu erschöpft, um mich noch losreißen zu können. Das Schreiben ersetzt mir jetzt alles. (...) Sie wären mein Freund, wenn Sie nicht mein Konkurrent wären.«

Martin Walser: »Brief an Lord Liszt«, Suhrkamp Verlag, 19,80 Mark

Literatur-Konkret 1982, S. 77

Michael Scharang

Kowalski, denk ich mir, kann jeder sein

Eine proletarische Geschichte, die viel hält, weil sie nichts verspricht. Unaufdringlich, unheroisch, aber ohne Einfachheitskult

Rezension

VON ROBERT MUSIL WISSEN wir, daß es neben dem Wirklichkeits- auch den Möglichkeitssinn gibt. Später ist dann noch der Unmöglichkeitssinn entstanden, der uns veranlaßt, »ein unmöglicher Vorfall«, »ein unmögliches Buch« auszurufen. Zurückgreifend auf den Möglichkeitssinn möchte ich aber auch möglich! ausrufen können und, in dem Sinn, Peter Faeckes neuen Roman ein mögliches Buch nennen.

Mögliches Buch: gerade weil's schnoddrig klingt, ist es in dem Fall eine präzise Formulierung. Denn dieses Buch stelzt einem nicht entgegen, pflanzt sich nicht vor einem auf. Es grüßt beiläufig, redet einen beiläufig an, fragt was, erzählt was, und schon ist man drinnen. Es frißt einen aber nicht auf, es kümmert sich um die Probleme der andern und verschweigt nicht die eigenen - auch Bücher haben Probleme, nicht nur Autoren.

Leise wird erzählt, unaufdringlich und stockend. Denn Faecke erzählt nicht nur, er denkt dabei auch nach. Das Buch hält viel, weil es nichts verspricht. Nicht einmal eine Geschichte. »Ein Schriftsteller«, schreibt er in der Einleitung, »ist eine Person, von der die Öffentlichkeit immer eine neue Geschichte erwartet. Aber ich habe nicht immer neue Geschichten. Deswegen hier erst einmal die Vorgeschichte (...)«.

Und, vor allem, werden mir keine Exemplare von Persönlichkeiten angeboten. »Kowalski, stell' ich mir vor, kann jeder sein.« Aber auch nicht der passive, ohnmächtige Massenmensch der bürgerlichen Avantgarde. »Die Kowalskis werden überall eindringen, aber nirgends festzuhalten sein. Man muß sie also bis auf die Nieren prüfen.«

Dabei kann der Autor jedoch nicht nach Gutdünken vorgehen, da er vorerst selbst von einer Person seiner Geschichte bis auf die Nieren geprüft wird, von Sonja Kowalski, Freds jüngerer Schwester. »Wie willst du jemals was erzählen über mich und meinen Bruder mit Wörtern, die nicht von uns sind? Oder wem willst du das erzählen? Ja wem, das ist der Punkt. Den Mumien hier im Lande?«

Sonjas Skepsis gegenüber Schriftstellern ist nicht prinzipiell, sondern praktisch. Sie gesteht ihnen zu, »eine ganze Menge gelernt« zu haben. »Aber ihr habt nichts für uns gelernt.« Daraus zieht sie die unerbittlich scheinende, aber doch notwendige Konsequenz: »(...) jetzt lernen wir zu handeln. Das heißt: wir lernen uns auszudrücken. Und zwar nicht nur durch Bücher. Wenn ihr uns dabei mit euren Wörtern und Büchern im Kopf helfen könnt, gut. Wenn nicht, haut ab. Dann haut endlich ab!«

Da der Autor nicht abhaut, kann er sein Bleiben nur rechtfertigen, indem er ein Stück radikaler Literatur macht. Voraussetzung dazu ist, daß er Sonjas Meinung ernst nimmt, ohne sich ihr blind unterzuordnen; daß er sich als Schriftsteller ebenso ernst nimmt. Faecke gelingt beides. Er spielt nicht den schreibenden Sozialarbeiter, der Sonja und den übrigen Personen des Buches munter aus der Patsche hilft, er schreitet nicht zur fiktiven guten Tat, sondern er begeht sie wirklich, das heißt literarisch.

So etwas geht selbstverständlich nicht leicht von der Hand, ist mit einem simplen Realismus nicht zu bewerkstelligen. An so etwas muß man versuchsweise herangehen, experimentell. Als literarisches Experiment und als Experiment mit der Realität. Um in diese hineinschauen zu können, um aus ihr Erkenntnisse zu gewinnen, um sie in Bewegung zu bringen. Alles andere wäre in diesem Fall, in diesem Roman ein Verrat. Denn Sonja Kowalski erwartet kein Lehrbuch, sondern ein Lernbuch.

Vorerst scheint es um Fred Kowalski zu gehen. Über ihn äußert sich ein Freund, ein weiterer Freund, eine ehemalige Bekannte, ein Schulleiter, ein Pressesprecher der Staatsanwaltschaft Köln, jeder sagt was anderes. Seufzend resümiert der Autor: Fred »ist heute neununddreißig, war zuletzt Lehrer für Deutsch und Französisch an einem Gymnasium in Köln, und wird es irgendwann wieder sein. Das nehme ich an. Das weiß ich aber nicht. Dazwischen jedenfalls liegen Geschichten die Menge«.

Zum Beispiel die der Großmutter. Ober sie weiß Faecke im Augenblick am meisten, also entscheidet er sich für sie. Weitere Geschichten sollen in weiteren Büchern folgen.

Valerie Lucilie Kowalski heißt die Großmutter, genannt wird sie Lucie, geboren wurde sie 1890 östlich von Breslau, gestorben ist sie 1971 in einer niedersächsischen Kleinstadt. Für die Enkelkinder wurde sie erst als alte Frau wichtig; und vor allem auch durch das, was sie ihnen vererbt hat: Hoffnungen nämlich.

Diese Hoffnungen fielen Lucie nicht zu als Früchte glücklicher Lebensumstände, sie mußte sie schwer erarbeiten und gewissermaßen mit dem Leben dafür bezahlen. Denn immer, wenn es hoffnungsvoll bergauf zu gehen schien, stürzte sie ab. Doch sie schöpfte nicht einfach jedesmal neuen Mut.

Denn der Verdacht tauchte bei ihr auf, der frühere Weg könnte nicht richtig gewesen sein und der erwünschte neue Mut könnte sich mit jenem offiziellen Optimismus decken, der einen immer wieder auf einen falschen Weg locken möchte.

Die Stationen von Lucies Lebensweg nachzuerzählen, würde ein falsches Licht auf Faeckes Erzählung werfen. Denn Faecke schreibt nicht bloß einen Lebenslauf nieder, er verengt Lucies Biographie nicht aufs persönliche Schicksal, sondern öffnet sie gegenüber der Zeitgeschichte. Dadurch wird Lucie keineswegs zum abstrakten Modell, im Gegenteil, so erst wird sie zu einer Person. Nicht zu der nach außen abgedichteten der bürgerlichen Literatur, sondern zur offenen, veränderbaren.

Wie Lucie zum Beispiel redet, als vorübergehend geschäftlich aktive Frau eines Kleinunternehmers, hart, hinterfotzig oder fürsorglich, hängt immer auch ab von den Meldungen, die sie in der Kleinstadt über die Vorgänge außerhalb aufschnappt, von Meldungen über die Klassenkämpfe jener Zeit, der zwanziger Jahre.

Faecke zeigt mit seiner Technik, was hinter dem Klischee steckt, daß die Menschen nebeneinander herleben: daß sie neben ihrer Zeit leben, als Bälle durch die Luft fliegen, ohne zu wissen, wer welches Spiel mit ihnen treibt. Lucie verging nach den Erfahrungen in der Kriegszeit die Lust, ihr Leben gleichsam als fremdes weiterzuführen. Zu viel war ihr widerfahren, ohne daß sie wußte warum. Allein und besitzlos zurückgeblieben, geht sie auf Distanz zur Wiederaufbaugesellschaft und kommt sich dabei näher.

Aber nicht, indem sie sich in sich verkriecht, sondern indem sie die öffentlichen Vorgänge dort registriert, wo sie ihrer habhaft werden kann, in den Medien. Sie notiert, archiviert, steht bald vor einem Haufen von Widersprüchen, beginnt zu begreifen, auch ihr früheres Leben, und sucht nach einem Grund, die restlichen paar Jahre zu leben.

In den sechziger Jahren sind die Enkelkinder alt genug, daß Lucie mit ihnen reden kann, mit Fred, Sonja und den Freunden der beiden. Dazu kommt, daß Fred, ein Kind der Studentenbewegung, ebenfalls zu begreifen beginnt. Lucie ist für die Jungen eine Fundgrube an Erfahrung, an Wissen, nicht aber an Lösungen.

Sie weiß sich selbst kaum zu helfen, geschweige denn anderen. Aber sie ist nicht mehr hilflos. Und das möchte sie den Jungen vermitteln: sich nicht hilflos machen zu lassen. Wie wir gesehen haben, zeigen sich bei Sonja erste Erfolge.

Eine proletarische Geschichte ist das, unheroisch und trocken, doch ganz ohne Einfachheitskult geschrieben. Der Realismus wird nicht als Korsett einer Verständlichkeit um jeden Preis verstanden, sondern endlich einmal als das große Reservoir, aus dem man alle Darstellungsmittel schöpfen kann, die die Sache braucht. Deshalb ist die Geschichte kenntnisreich und Erkenntnis bringend. Wahrscheinlich ist sogar Sonja Kowalski mit ihr einverstanden.

Peter Faecke: »Das unaufhaltsame Glück der Kowalskis«, Claassen, 19,80 Mark

Literatur-Konkret 1982, S. 78

Erich Fried

ENTWICKLUNGSVORGANG

Erst liebten sie ihre Gedanken
und ihre Geliebten
unglücklich

Dann liebten sie ihre Gedanken
und ihre Geliebten
glücklich

Dann fanden sie heraus
daß sie sie haßten

Dann konnten sie
sie nicht mehr wiedererkennen

Dann fanden sie
daß sie gar keine hatten

Dann liebten sie ihre Gedanken
an ihre Gedanken
und an ihre Geliebten

Dann fanden sie ihre Gedanken
an ihre Gedanken und an ihre Geliebten
unsterblich

Dann starben sie

(aus: »Das Nahe suchen«, Wagenbach-Verlag, 12,80 Mark)

Literatur-Konkret 1982, S. 79

Detlef Klein

Es flog ein Vogel...

Ein Rätselgedicht gliedert den neuen Roman von Helga M. Novak. Es ist der zweite Teil ihrer Biografie, ihres Lebens in der DDR

Rezension

EKEL EMPFINDET SIE 1954 als Teilnehmerin einer Parade im Stechschritt. Ekel vor dem Nacken des Vordermanns und Angst, der hinter ihr Marschierende könnte sich ebenso vor ihrem Nacken ekeln. Die neunzehnjährige DDR-Bürgerin und überzeugte Kommunistin hat es satt, mit schön geschultertem Kleinkaliber-Gewehr noch länger zu proben, zu lernen, zu trainieren, vorzuführen, sich zu unterwerfen.

Sie hat im Kopf Schluß gemacht mit den ewigen Generalproben, den disziplinierten Bewegungen, Handlungen, Empfindungen, dem ständigen Auf-dem-Sprung-sein. Sich freiwillig der Disziplin unterwerfen macht nicht mehr glücklich und stolz. Sie hat begriffen, die Erstarrung in der ewigen Generalprobe ist der eigentliche Sinn der ganzen Veranstaltung, die dauernde Bereitschaft, aus den Federn zu springen und anzutreten, frei und willig, frei von Willen.

Einen Sprung vorwärts will sie machen, als sie 1951 als Sechzehnjährige und entschiedene Kommunistin eine Landesoberschule in der Märkischen Schweiz, DDR, bezieht. Hier will sie sich in der Abgeschlossenheit der Kaderschule über das Studium des Marxismus-Leninismus, über vormilitärische Ausbildung und Arbeitseinsatz im Kollektiv auf die Utopie vom sozialistischen Leben in der DDR vorbereiten. Der vierjährige Besuch der Kaderschule soll der Sprung vorwärts sein, der Abflug. Er wird ein Fall. »Vogel federlos« berichtet von dem Fall.

Helga M. Novak, Jahrgang 1935, in Berlin geboren, beschrieb in dem 1979 veröffentlichten Roman »Die Eisheiligen« ihre Kindheit im Faschismus und in der Nachkriegs-DDR. Sie erinnerte sich an ihr Leiden und an ihre Rebellion gegen das »gemütliche Bestiarium« (Wolf Biermann) ihrer Adoptiveltern, kleine Leute und kleine Nazis, die von nichts gewußt hatten, die das Kriegsende, die Besetzung durch die Sowjet-Truppen und die politische Konsolidierung der DDR als Niederlage beklagten und die ihre Adoptivtochter mit einem kleinbürgerlichen Erziehungsterror überzogen.

»Vogel federlos« setzt mit diesen Erinnerungen fort. Der Roman beginnt mit dem Einzug der Sechzehnjährigen in die Landesoberschule. Sie hat zu Hause endgültig die Koffer gepackt, die Adoptiveltern sind für sie gestorben. Sie will in der reinen Luft der Kaderschule theoretisch und praktisch das mitvollziehen, was sie in der DDR als Sieg über den Faschismus, als Befreiung und als Neuanfang begreift. Sie will ein Kadermitglied werden, zur goldenen Reserve gehören, zuverlässig, verantwortungsvoll, politisch bewußt, parteilich sein. Sie will den Staub der kleinbürgerlichen Vergangenheit abwischen, sich im Kollektiv und in der Partei schmieden gegen den Feind.

Helga Novak erinnert sich an die Sechzehnjährige, die mit einer riesigen Bugwelle in die Kaderschule einzieht, schroff gegenüber den Mitschülern und Lehrern, eine Hundertprozentige in ihrer Selbstdarstellung den anderen gegenüber, ihre Ängste und Bedenklichkeiten zitternd verbergend und die veröffentlichten Entwicklungsziele der sozialistischen Gesellschaft zitierend, unduldsam gegenüber Undeutlichkeit und Unwissenheit.

Knapp und schroff auch im sich Erinnern an die Sechzehnjährige, läßt Helga Novak noch einmal die Geschichten und Geschichtchen aus der unmittelbaren Umgebung der Kaderschule ablaufen, mit Lehrern, Parteimitgliedern, Mitschülern, privaten Kaputtheiten, Denunziationen, Schikanen der Behörden, Republikflüchtigen. Und sie läßt noch einmal die Geschichte ablaufen, miterlebt über die amtliche Sprachregelung, die zunehmend zur Sprachkonserve wird: Restauration in der BRD, Koreakrieg, Titos Abfall, Schauprozesse gegen Hochverräter in den sozialistischen Bruderländern, Einkreisungsversuche der imperialistischen Mächte, der vom Westen gesteuerte Aufstand der Bauarbeiter in Ostberlin.

Und Helga Novaks entschiedene Jungkommunistin hat zunehmend Mühe, die ergänzenden Wahrheiten über den sich immer repressiver gebärdenden Feudalsozialismus des Staatsapparates, der seine Landeskinder aus- und einsperrt, nicht zuzulassen. Das Kadermitglied scheitert schließlich nicht an den Anforderungen und Pflichten der Kaderschule; sie fällt immer häufiger und immer schmerzhafter über die Gedanken, die sie nicht zu äußern wagt, stolpert immer häufiger über das Gefühl, sich täglich straffällig, schuldig zu machen, den Unterwerfungsvertrag mit den tonangebenden Herrschenden nicht einhalten zu können. Sie stellt schließlich mit Wut und Trauer fest, daß frei von Willen und im Stechschritt für ihr Land nichts zu holen ist.

Der federlose Vogel friert, er kann sich allein noch nicht warmhalten, und er fällt, sobald er versucht zu fliegen. Als altes Rätselgedicht gliedert der »Vogel federlos« den Erzählstoff: Es flog ein Vogel - federlos / der setzte sich auf einen Baum - blattlos / da kam eine Frau - fußlos / und nahm ihn gefangen - handlos / sie hat ihn gebraten - feuerlos / und hat ihn gefressen - mundlos /. Die Lösung: eine Schneeflocke auf einem Ast schmilzt in der Sonne. »Vogel federlos«, zweiter Teil des Lebensberichtes einer DDR-Schriftstellerin im Westen, die noch immer nicht »zur westlichen Vernunft gekommen ist« (Wolf Biermann), ist ein starkes Stück, stark in dem radikalen Leiden an einem Fehlschlag, stark in dem, was da präzis-

lapidar und mit der Genauigkeit dokumentarischer Belege an Geschichtsbewußtsein vermittelt wird, und stark für diejenigen, die grad dabei sind, sich in einer zunehmenden Bedenklichkeit zu verlieren.

Helga M. Novak: »Vogel federlos«, Luchterhand, ca. 30,- Mark.

Literatur-Konkret 1982, S. 80

Karin Huff□ k□

Kleist starb heiteren Gesichtsausdrucks

Das Tagebuch der Henriette Vogel, die sich 1811 □ usammen mit Heinrich von Kleist das Leben nahm, wurde 1982 geschrieben

Rezension

AM ANFANG WAR MEIN Frust. Denn das Wort »Findebuch« im Untertitel trug eher zur Verwirrung bei, als daß es 'mir geholfen hätte zu entziffern, was ich da über Seiten bereits gelesen hatte.

Allein auf den ersten drei Seiten sprangen mich acht private, zusammenhanglos genannte Namen an. Die kamen mir vor wie eine feindliche Schar, die mich in den Wald jagte. Jedenfalls stand ich im Wald, wenn auch eine poetische Sprache irgendwie schon mal wärmte.

Also nahm ich den Verlagstext zur Hilfe: Findebuch ist das alte Wort für Tagebuch. Die Autorin Karin Reschke nennt ihren Band »Verfolgte des Glücks«. »Findebuch der Henriette Vogel« heißt der Untertitel.

Rund 170 Jahre lang war Henriette Vogel in der von Männern verfaßten Literaturgeschichte lediglich eine Fußnote, sofern sie überhaupt erwähnt wurde. Im November 1811 nahm sie sich zusammen mit ihrem Geliebten, dem Dichter Heinrich von Kleist das Leben, in Berlin am Wannsee. Was man höchstenfalls sonst noch von ihr wußte: Sie war mit dem preußischen Steuerbeamten Louis Vogel verheiratet und hatte ein Kind. Bekannt sind zwei Briefe und einige herablassende zeitgenössische Klatschgeschichten.

Diesem dürren Faktengerippe hat Karin Reschke nun literarisches Fleisch gegeben. Nach der ihr möglichen Quellenforschung erfand sie das Leben der Henriette Vogel, literarisch-poetisch in Tagebuchform. Das ist ein kühner Kunstgriff, mit dem sie Frau Vogel eine Stimme als Ich-Erzählerin schenkt. Ein pionierhafter Mut, noch dazu, sich auf der wackeligen Ebene des zeitgenössischen Schreibstils des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts zu bewegen.

Und da liegt zugleich der Knackpunkt, denn ein Mensch der Kleist-Vogel-Epoche war Karin Reschke nicht. Darum gereicht manches in ihrem Experiment zeitgenössischen Nachempfindens geschwollen, krampfhaft, überanstrengt: »Ich rühr den Arm mir aus dem Leib und hör mit einem Ohr die Kassen klingeln, und mit dem Auge bin ich auf dem Grund der Suppe... Das andere Ohr gehört mir nicht, liegt bei meinem Manne auf der Brust.« Oder: »Vogel entführt mir einen Arm, die Hand, die Finger, streicht sie glatt ... « Oder: »Es sind der Herren noch viele, die in die Suppe kommen und von der Suppe kosten.«

Ein Trauerschwaden trübt das ganze Tagebuch, dem desolaten Leben der Henriette Vogel angemessen. In diesem Findebuch wird nichts gesucht, das Bedrückende drückte mir auf die Lesestimmung.

Aber einmal ist Henriette Vogel doch optimistisch. Kurz vor ihrer Heirat schreibt sie: »Ich bin so selig, endlich einen Menschen gefunden zu haben, dessen Hand ich nach meiner Lust ergreifen und so lange in der meinen drücken konnte, wie ich es aushalte.«

Verheiratet dann, stagniert Henriette in anderen unerfüllbaren Mädchentraumen. Die Tochter Pauline wird geboren. Das Leben der finanziell Gesicherten und mit dem Hauspersonal gut Versorgten schleicht zäh in den Abgrund der Depressionen. Alternativlos; die seelische Energie ist gedrosselt, denn bald schon stellt sich heraus, daß sich der im Beruf erfolgreiche Gatte nächtens als eine lieblose Erledigungsmaschine erweist. Im äußerlichen Eheleben bleibt er »pflichtbewußt«.

Henriettes Flucht in die Krankheit ist zwangsläufig. Immerzu muß der »Medikus« kommen. Einmal sinds die Nerven, ist's der Rücken, das Blut, ein schmerzhaftes Gewächs in der Gebärmutter.

Ihr Drang, alles aufzuschreiben, was sie bewegt, was sie aber nicht ins Positive bewegen kann, davon lebt sie. Sie ist »entzückt« vom Mut einer Freundin, Sophie Haza, die es unter Schmähungen ihrer Umwelt gewagt hatte, sich scheiden und sogar Kinder zurückzulassen, um der Liebe zu einem anderen Mann zu folgen. Sophie vertraut sie an: »Meine Freiheit scheint darin zu bestehen, daß ich ... aller Pflichten im Haushalt enthoben bin durch Krankheit.«

Dann ein Lichtblick? Es ist Mai 18 10. Mit ihrer Tochter und einer anderen Freundin ist Henriette im Tiergarten in Berlin. Im »Dreigespann«, das zufällig vorbeikommt (Sophie Haza, ihr Lebensgefährte) ist auch Heinrich von Kleist. Die erste merkwürdige Begegnung mit dem »sonderbaren Mann«, der sich »zu einem kaum merklichen Lächeln« herbeiläßt, als Henriette ihre »Achtung vor dem Mute« der Kleistschen »Marquise von 0.« bezeugt.

Zwölf Tage später kommt Kleist unangemeldet in das Haus der Vogels, um Henriette seine »Penthesilea« zu bringen, mit der Bitte, sie zu lesen und zu beurteilen. Kleists erstes Werben um Frau Vogel ist kaum sprühend, eher schon verklemmt, schroff verläßt er das Haus, noch bevor Tee getrunken wurde. Henriette schreibt ihm einen Verriß seines Amazonenstücks, wie sie seine Dichtung faßt durchweg als »anmaßend« empfindet. In den wenigen Zusammenkünften, die Henriette (alias

Karin Reschke) beschreibt, schwankt Kleists Verhalten zwischen Begehren und Sarkasmus, gelegentlich sogar Demütigung.

Nur zwölf Druckseiten bleiben noch nach, als die Geliebte Ende November 18 10 beschließt, Kleist »nicht mehr zu treffen«, weil sie ihrerseits zwischen Besessenheit und Gekränktsein die innere Ruhe nicht findet. »Ein Märchen« dichtet Henriette, abgehoben gewoben in dem Zusammenhang. Abrupt das realistische Ende des Märchens, Frau Vogel bestellt eine Kutsche, um Kleist zu besuchen: » ... dem Freunde entgegen weil ich lebe, aufs Ende zu«.

Schon ist der 10. Oktober 1811 (nächste Tagebucheintragung). » ... weil ich so viele Hände brauche, um freizukommen, wünsche ich mir das Ende.« 14. Oktober. Henriette besucht Kleist: »Bedenke, zitiert er, wieviel Gutes ein rechtzeitiger Tod hat, wie vielen Menschen es geschadet, zu lange gelebt zu haben.«

Am Ende des Todessuchbuches stellte sich bei mir wieder Ärger ein: Wer hat wen zum gemeinsamen Sterben überredet? Wie kommt es zu dem euphorischen Konsensus? Am 12. November 1811 erschießen sich beide, Es ist überliefert, daß Kleist mit einem heiteren Gesichtsausdruck starb (wie wir aus Literaturgeschichten wissen).

Der Titel des Buches »Verfolgte des Glücks« scheint mir kaum eingelöst. Verfolgung ist etwas Aktives, das Findebuch beschreibt jedoch nur das lähmend Passive in Henriettes Leben. Seite 98 dokumentiert sieben Gerüchte, die sich um die dunkle, unerkannte Henriette ranken. Am Kernpunkt des Themas, üble Nachrede, Infamie, schleichen sich Karin Reschkes sonst so faszinierend erfindungsreichen Geister vorbei.

Darum bringt mich das Buch zum umgekehrten Schluß: Nicht einmal verfolgt wurde Henriette. Im Gegenteil, ihr Mann hatte sie Kleist sogar zum »Geschenk« gemacht. Tödlicher Sarkasmus, wahrlich.

Karin Reschke: »Verfolgte des Glücks. Findebuch der Henriette Vogel«, Rotbuch, ca. 14 Mark

Literatur-Konkret 1982, S. 81

Gisela Breitling

Unsittlicher Fleiß

Der Versuch, ein historisches Vakuum zu füllen, ist diese □ Kunstgeschichte als Sozialgeschichte□ über Malerinnen im 20. Jahrhundert.

Rezension

DER TEIL, DER NACH Meinung von Karl Kraus bei Frauen für ihr Ganzes steht, ist ihr Hintern. Besitzt eine Frau soviel Lateinkenntnis, daß sie fehlerfrei pars pro toto sagen kann, so überfallen ihn Zwangsvorstellungen.: »... ich hörte, wie eine nur einmal den Ausdruck 'pars pro toto' gebrauchte, und sofort stellte ich mir vor, daß sie es fünfundzwanzigmal auf ihrem pars pro toto zu spüren bekäme.« Das Weibliche Geschlecht ist nichts anderes als das Geschlechtsorgan des Weibes.

Was Karl Kraus über Frauen denkt, ist pars pro toto der männlichen Einstellung zum seconde sexe. Seine Ausfälle zitiert Renate Berger neben vielen anderen Mannesworten in ihrer »Kunstgeschichte als Sozialgeschichte«. Ihr Buch verdeutlicht einmal mehr, daß die Freiheitsbestrebungen der Männer, die stets die »ganze Menschheit« im Munde führen, damit immer nur die Hälfte meinen. Noch die gegenwärtige Literatur, die die »Menschenrechte« behandelt, ignoriert die Hälfte der Menschheit, die Frauen, versicherte mir die Soziologin Doris Janshen. Nach wie vor scheitert männlicher Liberalismus und männliche Progressivität an den Grenzen ihres Geschlechts.

So gibt es denn eine Geschichte und eine Frauengeschichte, Bücher und Frauenbücher, Recht und Frauenrechte, Kunst und Frauenkunst. Alle Disziplinen, die mit »Frauen-« beginnen, brauchen von den Vertretern der Rechts-, Geschichts-, Kunst- etc. -Fakultäten nicht rezipiert zu werden. Es ist daher nicht der Autorin anzulasten, daß ihre Beschreibung von Frauenaktivitäten in der Geschichte einer Feministin kaum neue Fakten bietet. Ihr Dilemma ist das der Frauenforschung im Allgemeinen: Traditionslosigkeit und Folgenlosigkeit besonders für den »allgemeinen« universitären Forschungsbetrieb.

Renate Bergers Buch bietet zunächst einen Überblick über die Geschichte der Frauenemanzipation des ausgehenden 18., des 19. und des frühen 20. Jahrhunderts. Unter den drei Hauptkapiteln »Auseinandersetzungen um Bildungs- und Erwerbsmöglichkeiten und um politische Rechte«, »Zwischen Dilettantismus und Profession« und »Kunst und Leben« beschreibt sie auf rund 300 Textseiten, einem umfangreichen Anhang mit Anmerkungen, einer ausgewählten Bibliographie und einem Namens- und Sachregister den Weg der Malerinnen ins 20. Jahrhundert.

Da die Weiblichkeits-Theoretiker von Rousseau bis Freud Weiblichkeit nur als profitable Ergänzung zur Ausprägung und Entwicklung des Mannes gedacht haben, mußte jede Überschreitung der den Frauen verordneten Reservate als empörende »Vermännlichunget, »Perversion«, »sexuelle und menschliche Verirrung« karikiert, gebrandtmarkt und bestraft werden.

Wie das Geschlecht es meint -das weibliche, nicht das männliche- wenn der Mund Fortschritt sagt, Karl Kraus weiß es ebenso, Wie sein Glaubensbruder Weininger: »Das Bedürfnis, selbst koitiert zu werden, ist zwar das heftigste Bedürfnis der Frau, aber es ist nur ein Spezialfall ihres einzigen vitalen Interesses, das nach Koitus überhaupt geht; des Wunsches, daß möglichst viel, von wem immer, wo immer, wann immer koitiert werde.«

Nicht die Obsessionen männlicher Intellektueller gelten als obszön, sondern die Frau, die sich als Künstlerin oder Wissenschaftlerin aus dem Objektstatus befreit: »Es ist ein geiler, im bürgerlichen und wohl auch im metaphysischen Sinne unsittlicher Fleiß; das Weib absolviert in Form von Wissenschaft sein Sexualleben vor aller Augen, es ist ein maßloses, bacchantisches Sichausleben, denn Furcht und Scham, die das normale Weib hemmen, fallen hier weg..«

Unter dem pompösen Pseudonym Avicenna durfte ein Herr namens Fritz Wittels diese Zeilen in der »Fackel« veröffentlichen. Weder Druckerschwärze noch Papier scheute der so beredte Kritiker von Unvernunft und Borniertheit, Karl Kraus, für diesen Blödsinn.

Dem Lehrer von Käthe Kollwitz, Karl Stauffer, ist Malerei so etwas wie die Fortsetzung des Koitus mit anderen Mitteln. »Ich kann keine recht zeichnen oder malen, die ich nicht umarmt habe. « Und eine weit weniger dezente Bemerkung: »Was mal aufs Atelier kommt, meistens ordinäre Ware, wird natürlich im Sinne eines physiologischen Prozesses ohne jede Illusion gedeckt. «

Deckungsgleich sind weitere Verlautbarungen von Künstlern. Der zwanzigjährige Paul Klee notiert: »Die Sache hatte ganz meinem Geschmack entsprochen. Cenzi verlangte gar keine Liebesschwüre, sie nannte mich sogar 'Sie'. Ich duzte ... ich will nicht idealisieren, Cenzi war ein Münchner Aktmodell. Aber mit ihren Sechzehn gehörte sie noch nicht zum Abschaum.«

Dem jungen Kirchner diente eine Zwölfjährige als Modell und Küchenhilfe. Kubin fand, daß »die zwischen unsere Athleten dann und wann eingeschobenen weiblichen Akte ... zwar instruktiv waren, aber von jedem anderen Gesichtspunkt aus, daß Gott erbarm«. Der Maler Schulze-Naumburg wünschte einen anregenderen Striptease: »Blöd und ohne Scham

entkleiden sie sich, ohne Anmut stehen sie da. Selten verirrt sich einmal ein hübscheres Exemplar darunter, eine Schönheit nie. «

Mit Recht empfinden Frauen viele Aktdarstellungen als sexistisch: auf den Bildern erscheinen Sexualobjekte, weil die Modelle es tatsächlich waren.

Wie fühlt sich eine Frau, eine Künstlerin in solcher Atmosphäre? Wie entfaltet sich ihre Kreativität? Wie sieht die Kunst von Frauen aus, die in einem solchen Klima entsteht? Was bedeutete Aktzeichnen für Frauen - jene innerhalb ihrer Ausbildung so vehement umkämpfte Disziplin?

Darüber erfahre ich als Malerin wenig in der »allgemeinen« Kunstgeschichtsschreibung oder -Präsentation. Sobald ich aber das Ghetto der Frauen-Kunst, Frauen-Geschichte, Frauen-Soziologie betrete, wird mir eine Art verkehrter Welt vorgeführt: Plötzlich eine Fülle von Namen, Lebensgeschichten, Kunstwerken, Arbeit, Phantasie, Intensität. Diese, die »andere Seite der Geschichtsschreibung« bleibt vor den Augen des »normalen« kunstinteressierten Publikums verborgen. Wo »der Künstler«, das männliche Genie als Metapher steht für »menschliche Größe« schlechthin, für alle Fähigkeiten, auf die sich das Selbstverständnis der Menschheit überhaupt beruft, muß die »andere Seite« weiterhin sorgfältig eliminiert werden.

Kunstgeschichte als Sozialgeschichte wäre ein Modell, nach dem Kunst überhaupt dargestellt werden sollte. Kunst scheint in einer sozialen Grauzone zu erstehen ohne die Beschreibung des sozialen Hintergrunds einschließlich der Mann-Frau-Relationen. Biographien von Künstler/inne/n beschränken sich meist auf Ausbildung und den »Beruf des Vaters«. Sie unterschlagen stets die Subvention, mit der weibliche Zuarbeit die männliche Entwicklung unterstützt. Auch den Frauen würde man gerechter, wenn in deren Lebensweg das Fehlen solcher Unterstützung zur Sprache käme.

Hilfestellung und Zuarbeit von Frauen bezeugt Renate Berger an zahlreichen Beispielen. Besonders aufschlußreich sind ihre Zitate von Charlotte Berend-Corinth, Malerin und Ehefrau/Modell von Lovis Corinth, oder die Beziehung Max Beckmanns zu seiner Ehefrau, der Malerin Minna Tube, von der er verlangte, mit dem Malen aufzuhören und »ihr Talent mit in seine Arbeit hinein zu legen«.

Die Situation scheint sich kaum geändert zu haben. Heidi Grundmann veröffentlichte 1979 eine Untersuchung über Künstlerinnen in Österreich, in der sie sagt, Frauen müßten nicht nur ihre Bilder, sondern auch ihren Körper verkaufen, würden oft nur nach ihrem Aussehen beurteilt und beendeten ihre Karrieren häufig als Muse, Modell oder Manager eines Mannes.

Weshalb finden sich Frauen nach wie vor bereit, ihre künstlerischen Ambitionen aufzugeben oder in die Karriere von Männern zu investieren? Der Preis für ihre Eigenständigkeit ist in den meisten Fällen gesellschaftliche Isolation und Einsamkeit. Auch dies vermittelt Renate Bergers Text.

Trotz der Fülle des erarbeiteten Materials, trotz akribischer Zusammenstellung von Zitaten und autobiographischen Äußerungen von Künstlern und Künstlerinnen, wird das von der Autorin beklagte »historische Vakuum« nicht so gefüllt, wie sie selber es wünscht. Dies liegt einmal an der desolaten Situation von Frauenforschung überhaupt, zum anderen an einer Sprache(die abstrakt und schwerfällig ist. Und die Organisation der Materialfülle ist oft nicht geglückt, der Aufbau bleibt zuweilen unverständlich.

Frauen, die sich für das Thema »Kunst und Geschichte von Frauen« interessieren, werden jedoch künftig auf dieses Buch nicht verzichten, es ist eine Fundgrube.

Renate Berger, »Malerinnen auf dem Weg ins 20. Jahrhundert. Kunstgeschichte als Sozialgeschichte« DuMont, 16,80 Mark

Literatur-Konkret 1982, S. 82

Renate Hücking

Aufrührerische Gesänge

Lust, Wut, Kerker und Politik als Roman, Lyrik oder Dokumentation, das sind die Themen von vier lateinamerikanischen Schriftstellerinnen, deren Arbeit so unterschiedlich ist wie ihre Herkunft.

Rezension

LATEINAMERIKANISCHE Romane und Gedichte, das war bisher mein Eindruck, werden ausschließlich von Männern geschrieben. Sie und ihre Helden »stecken die Nase in den Urwald« (Mário de Andrade), durchwandern tropisch exotische Szenarien, entdecken das Phantastische und die »wunderbare Wirklichkeit« (Alejo Carpentier) ihres Kontinents. Bei ihrer phantasievollen Suche nach einer lateinamerikanischen Identität spielen Frauen nur eine untergeordnete Rolle: als Ehefrauen oder Mütter ihrer Helden, als Geliebte oder Dirnen oder als reizvolle reine Unschuld.

Wie könnte es diesen Geschöpfen einfallen zu schreiben? Wie sollte ihre Welt schon aussehen? Eine Mutter-Kind-Idylle vielleicht? Eine Frau wurde tatsächlich von der Kritik darauf festgelegt: die chilenische Lyrikerin Gabriela Mistral, die 1945 den Nobelpreis erhielt (Liebesgedichte, Luchterhand).

Richtig ist, es gibt wenige Schriftstellerinnen in Lateinamerika, und sie haben ganz unterschiedliche Dokumente ihrer Selbstbehauptung veröffentlicht. In den dreißiger Jahren schrieb die Brasilianerin Raquel de Queiroz sozialkritische Romane (Das Jahr 15, Suhrkamp), und Clarice Lispector veröffentlichte 1944, mit neunzehn Jahren schon ihren ersten Roman »Nahe dem wilden Herzen« (Suhrkamp). In der Bundesrepublik wurde die Autorin, die 1977 an Krebs starb, bisher kaum zur Kenntnis genommen, obwohl mehrere ihrer Werke hier erschienen sind. Soeben ist der Roman »Eine Lehre oder Das Buch der Lüste« hinzugekommen.

Der durchsichtige knisternde Pergamentumschlag, die liebevolle Innenausstattung des Buches und das Seidenbandlesezeichen vermitteln den Eindruck, eine exklusive Fibel in der Hand zu haben. Der Inhalt ist Loris autodidaktische Anstrengung, Frau zu werden.

Lori kommt aus einem wohlhabenden Elternhaus, hat sich von dort nach Rio abgesetzt, unterrichtet Kinder armer Leute und hatte bisher fünf Liebhaber. Der nächste soll Ulisses, ein Philosophieprofessor werden. Er ist es auch, der den Anstoß zu Loris Selbsterfahrung gibt. Da beide diesmal mehr als eine nur oberflächliche Beziehung suchen, meint der Mann mit dem beziehungsreichen Namen in paternalistischer Manier, Lori müsse vor der Liebe lernen, nicht bloß »Lori« zu sagen, wenn man sie nach ihrem Namen fragt, sondern antworten können, »Mein Name ist ICH«.

Ausgangspunkt dieser Suche ist ein Zustand der Starre und Leere: Stillstand der Gefühle, abgestorbene Sinne, Fremdheit gegenüber anderen und Desinteresse gegenüber der Welt. Das Ausloten der eigenen Person ist ein langsamer, schmerzhafter Prozess der Wiederbelebung. Leben bedeutet, fähig zu werden zu Lust und Liebe, zur Welt in Beziehung treten können.

Clarice Lispector ist besessen, jeden Winkel von Loris Bewußtsein erschöpfend auszuleuchten. Dabei ist sie radikal subjektiv, verzichtet auf äußere Handlung und verläßt sich ganz auf ihre Sprache. Sie hat suggestive Kraft, und über weite Strecken lasse ich mich fasziniert auf diese wundersame Reise nach Innen ein. Es gibt aber Passagen, in denen ich im Wortschwall ohne reale oder assoziative Bezugspunkte verloren bin. Dann ist mir der innere Monolog zu geschwätzig.

Wie auch in anderen Werken von Clarice Lispector ist die äußere Realität, Brasilien, fast völlig ausgespart. Vielleicht ist ihr als Tochter russischer Einwanderer das Land fremd geblieben. Zwischen 1945 und 1959 hat sie als Diplomatenfrau in Europa und den USA gelebt. Eine Fremde. Von Lori heißt es einmal, sie sei eine Frau, »die nicht in die heutige brasilianische Gesellschaft, in die Mittelklasse Bourgeoisie eingegliedert ist.«

Auch die Autorin ist ausgeschert, seit sie schon als Halbwüchsige darauf bestand, als Frau Schriftstellerin zu werden. Erstaunlich: Mit fünfzehn Jahren arbeitete sie schon als Journalistin. Die Welt der Bourgeoisie, der Frauen am Swimmingpool und in den Wohltätigkeitsvereinen ist ihr fremd. Und ein bürgerlich-emanzipatorisches Lesepublikum fehlt. Noch heute hat ganz Brasilien soviele Buchläden wie Berlin: 500. Dafür werden aber wöchentlich zwanzig Millionen Groschenhefte verkauft. Wer als Frau unter diesen Bedingungen schreibt, die Möglichkeiten des weiblichen Aufbruchs erforschend, alle Energien darauf konzentriert, der stellt sich bewußt ins Abseits. Deshalb vielleicht die ganz subjektive nach innen gerichtete Sichtweise dieser Werke.

»Wir schreiben, um nicht zu verschwinden«, hat die Mexikanerin Elena Poniatowska auf die Frage geantwortet, warum lateinamerikanische Frauen schreiben. Sie ist eine politisch engagierte Journalistin, die vor allem für ihre Interview-Reportagen begehrte Preise erhalten hat. »Allem zum Trotz ... Das Leben der Jesusa« ist ihr erster dokumentarischer Roman.

Mehrere Jahre hat Elena Poniatowska die heute 82jährige Jesusa Palancares in ihren wechselnden Unterkünften in den Elendsvierteln von Mexiko City interviewt. Sie hat ihre Berichte aufgezeichnet und diese zu einem - wie sie es nennt - »Zeugnisroman« verarbeitet. Jesusa hat sich ihr Leben lang tagaus, tagein geschunden, bloß um zu überleben. Aber sie hat sich nicht kleinkriegen lassen. Im Frauentross ist sie durch die mexikanische Revolution gezogen. Dann blieb sie in der Hauptstadt hängen und schlug sich als Fabrikarbeiterin durch, als Animiermädchen, Matratzenwäscherin ... um nur einige Etappen ihrer Berufskarriere zu nennen. Mit zäher Widerstandskraft, spontaner Empörung und enormer Selbstachtung hat sie sich mit Würde über Wasser gehalten: »Die Wut, ja, die hielt mich aufrecht«

Diese Wut, ein Gemisch aus Hilflosigkeit, Empörung und Selbstschutz hilft ihr, eine ungewollte Ehe voller Gewalttätigkeit zu überstehen. Danach durchschaut sie den lateinamerikanischen Machismo und verweigert sich Männern seither. Frauen, die da mitmachen, verachtet sie und empfindet auch kein Mitleid, wenn die von Männern geprügelt, mit Kindern sitzengelassen werden.

Jesusas Urteile sind immer spontan, manchmal widersprüchlich und schockierend für mich. Sie, eine hellhäutige Mestizin, hat die Geringschätzung der dunkelhäutigeren Indio-Bevölkerung verinnerlicht. Doch sie biedert sich nicht an, will kein Mitleid, ist respektlos, ordinär und agressiv - das macht sie sympathisch. Glücklicherweise verzichtet Elena Poniatowska auf psycho-, sozio- oder anthropologische Einordnungen. Sie beschreibt Jesusa als individuelle Persönlichkeit, wenngleich sie sie auch beispielhaft für eine Frau ihrer Klasse sieht. »Allem zum Trotz ... « ist die spannend zu lesende, authentische Lebensgeschichte einer Frau, die wie so viele in Lateinamerika nie Schreiben gelernt haben.

Vor allem in Mittelamerika wächst die Zahl der Frauen, die sich nicht nur verbal, sondern auch im bewaffneten Kampf mit den Armen solidarisieren. Gioconda Belli beispielsweise, die heute Pressesprecherin der Sandinisten in Nicaragua ist, war Guerillera und hat während des Bürgerkrieges Liebesgedichte geschrieben. Hierin artikuliert sie sich bewußt als weibliche Revolutionärin: »Die Mutter hat sich umgezogen. / Den Rock hat sie mit einer Hose vertauscht, / Schuhe mit Stiefeln, / Handtasche mit Rucksack. / Sie singt nicht mehr Wiegenlieder, / sondern aufrührerische Gesänge.« Die Unvereinbarkeit vieler Gefühle und Wünsche mit den Pflichten als Kämpferin sind ihr Thema.

Ana Guadalupe Martinez schreibt über die revolutionäre Moral als oberstes Gebot. Persönliches oder Emotionales haben keinen Platz in ihrem Bericht »Die geheimen Kerker EI Salvadors«. Das Buch ist ein Rechenschaftsbericht über ihre Erfahrungen im Gefängnis und ein Lehrbuch: »Für den Fall, daß Du festgenommen wirst, Kameradin«.

Ana Guadalupe Martinez ist Medizinstudentin, als sie Anfang der siebziger Jahre in den Untergrund geht und sich dem bewaffneten Revolutionären Volksheer (ERP) anschließt. 1976 wird sie von der Nationalgarde gefangengenommen und nach sieben Monaten durch eine Geiselnahme von ihren 1 Genossen freigepreßt. Heute gehört sie zur politischen Führung der FMLN/FDR von El Salvador.

Distanziert fast unbeteiligt nüchtern schildert die Kommandante Guerillera Verhöre, Folter, Demütigungen, psychische Gewalt und die unmenschlichen Lebensbedingungen im Gefängnis. Die Autorin ist sich selber Objekt. Ihr eigenes Verhalten nimmt sie für ebenso exemplarisch wie das ihrer Kerkermeister. Sie zieht daraus Lehren. Anfänglich erscheint mir die Auslassung eines spürbaren Nacherlebens wie eine Schutzfunktion bei der schmerzlichen Erinnerungsarbeit. Obwohl ich dies verstehen kann, lese ich mit wachsendem Unwohlsein: Die nüchterne Auflistung des Terrors, versetzt mit sprachlich hölzernen Politpassagen, zwingt mich in eine teilnahmslose Zuschauerhaltung.

Daß das bewußt so sein soll, erfahre ich erst gegen Ende des ungekürzten Manuskripts. Hier sagt die Autorin über das Buch, es handele sich nicht um eine »individuelle Angelegenheit«, sondern um »eine Art reinigende Beichte«. Das »Ergebnis einer kritischen und selbstkritischen Diskussion innerhalb der Partei«, beziehungsweise die »Bilanz der Kampferfahrung einer revolutionären Organisation«.

Unter diesem Gesichtspunkt erhalten plötzlich für mich belanglose Gesprächsprotokolle eine politische Funktion. Genauso die Bemerkungen über unterschiedliche Guerilla-Organisationen und ihre Auseinandersetzung untereinander, die viel Vorwissen voraussetzen. Dies Buch ist für EI Salvador geschrieben und dort etwa 1978 im Untergrund veröffentlicht worden: Ein wichtiges politisches Manifest auf dem Weg zur Einheitsfront, die 1980 aus den rivalisierenden revolutionären Gruppen entstand.

Ich war nie in EI Salvador, nie in der Nähe einer Militärdiktatur. Den dort alltäglichen Terror, die Leiden der Menschen, ihren Mut und ihr Durchhaltevermögen nehme ich aus Zeitungsmeldungen und Flugblättern zur Kenntnis. Mehr Verstehen vermittelt mir auch dieses Buch nicht. Es aus seinem ganz spezifischen historisch-politischen Zusammenhang auf den deutschen Buchmarkt zu verpflanzen, halte ich deshalb für falsch verstandene Solidaritätsarbeit.

Clarice Lispector: »Eine Lehre oder Du Buch der Lüste«, aus dem brasilianischen Portugiesisch von Christiane Schrübbers, Lilith, 25,- Mark.

Biene Poniatowska: »Allem zum Trotz ... Das Leben der Jesusa«, aus dein Spanischen von Karin Schmidt, Lamuv Verlag, 24,80 Mark.

Giaconda Belli: »Feuerlinie, Gedichte aus Nicaragua:, Peter Hammer Verlag, 12,80 Mark

Ana Guadalupe Martinez: »Die geheimen Kerker EI Salvadors. Das Zeugnis der Kommmandante Guerillera«, aus dem Spanischen von Karin Schmidt, Lamuv Verlag, 12,80 Mark.

Literatur-Konkret 1982, S. 85

Oskar Cöster

Sozusagen in aller Stille

Aus dem erfolglosen Abgang vor dem drohenden Weltuntergang wird in Jurek Beckers erstem Westroman ein erträglicher Wechsel des Ressorts

Rezension

WENN ER SO DÄCHTE wie Günter Kunert, sagte Wolf Biermann in einer öffentlichen Kontroverse, möchte er lieber tot sein. Es ging um mögliche Handlungsorientierungen angesichts der drohenden ökologischen und militärischen Katastrophe auf diesem Planeten; und so zu denken wie Kunert hieß in diesem Zusammenhang: *keine* Handlungsorientierung zu haben, resignativ und fatalistisch mit dem Untergang zu rechnen.

Mit dem Untergang rechnet, in dem neuen Roman von Jurek Becker, der wie Biermann und Kunert nun auch im Westen lebt, der Zeitungsredakteur Kilian - ein Mann von dreißig Jahren, dem die ökologischen Horrornachrichten, die militärischen Katastrophenmeldungen und die politischen Krisenberichte signalisieren, »daß rund um die Erde eine Verschwörung gegen mich im Gange ist«.

Möglichkeiten der Verhinderung der globalen Selbstvernichtung sieht er keine, da es dazu, wie er meint, einer »Partei von zwei Milliarden Mitgliedern« bedürfte; und der konsequente individuelle Suizid, an den Kunert gar nicht erst denkt und den Biermann nur nahelegt, den aber bei der Friedensdemonstration im Juni auf den Bonner Rheinwiesen der Demonstrant Dietrich Stumpf tatsächlich vollzogen hat, dieser Suizid wird von Kilian wenigstens - erfolglos - versucht.

Nicht als öffentliches Spektakel vor einer nationalen und internationalen Kulisse, nicht als kalkulierter moralischer Mahnschrei wird dieser Abgang inszeniert, sondern - eine knappe Notiz für Mutter und Freundin ist die einzige Hinterlassenschaft - in der Einsamkeit einer Mietwohnung, sozusagen in aller Stille.

Jurek Becker läßt seinen Kilian die Chronik der Ereignisse selbst erzählen: der gelaufenen, das heißt des gescheiterten Selbstmordversuchs, aus der Perspektive eines, der aus Versehen am Leben geblieben ist; und der laufenden, das heißt der ersten Tage danach, aus der Perspektive dessen, der mit einem - alles andere als metaphysischen - Leben nach dem Tod konfrontiert ist.

Die Panne, der er sein Weiterleben »verdankt« (eigentlich *verbittet* er es sich ja), liegt buchstäblich im Nebel: Er wird vorzeitig gefunden (und die Gasvergiftung hat keine tödlichen Folgen), weil das Flugzeug, mit dem seine Vermieterin für einige Zeit hätte verschwinden sollen, wegen Nebels nicht starten kann. Es folgt das Übliche: Krankenwagen, Bewußtlosigkeit, Erwachen im Krankenhaus, peinliche Fragen. Die Entlassung erfolgt ziemlich bald, die Kündigung der Wohnung (von seiten der Vermieterin) auch. Aber so schnell kann er gar nicht ausziehen, wie ihm seine nächsten Verwandten jetzt mit Pflichtbesuchen die Tür einrennen:

Seine Mutter Sonja, ein bißchen nervös, ein bißchen hilflos-verwirrt, wie je mit ihrem Sohn überfordert und heilfroh, über die heikelsten Dialogpartien hinwegzukommen. Sein Zwillingsbruder Manfred, ein auch nicht eben für offenes Reden begabter Mensch, mit dem zusammen er zu einer zungenlösenden Sauftour aufbricht: Das Maß verunglückter Kommunikationen wird voll, als seine Freundin Sarah, die von »Der Sache« (wie der Suizidversuch bedeutungsschwer genannt wird) nichts ahnt, 'seinen Weltschmerz aber eh von Grundauf mißbilligt, sich von ihm trennt.

Das alles wird in einer leidenschaftslosen, coolen, gelegentlich zu Humor (von der schwarzen Sorte) aufgelegten Sprache souverän heruntererzählt - ein bißchen zu souverän.

Diese Souveränität, die auf der emotionalen Distanz zu »Der Sache« beruht, scheint mir so unmittelbar nach einem derart einschneidenden Ereignis psychologisch nicht sehr plausibel. Sie ist auch in Wahrheit nicht die Souveränität und Distanz Kilians, sondern Beckers. *Der* hat ein fremdes, ein dinglich-sachliches Verhältnis zu einem Selbstmord, der aus anderen als nur individuellen, nämlich gattungsbezogenen Motiven, versucht wird.

Das erklärt auch, weshalb er der - literarisch sehr anspruchsvollen - Aufgabe ausweicht, den Suizidversuch im Prozeß seines Werdens zu schildern. Er hilft sich damit, daß er aus dem Munde von nur indirekt Beteiligten Erklärungen anbietet - etwa daß dem Unglücklichen die Zuversicht abhanden gekommen sei, daß er sensibel sei und sich nicht genug gegen Verletzungen schütze, daß er darunter leide, nicht mit aller Welt gut Freund sein zu können. Der Zusammenhang zwischen Tatfaktoren und Tat ist psychologisch behauptet, aber nicht literarisch gestaltet.

Ist schon dieses Defizit an Verstehbarkeit (einer, zugegeben, letzten Endes schwer verständlichen Handlung) nicht eben eine Werbung für welthistorische Betroffenheit, so verkommt der Redakteur Kilian vollends zum Anti-Helden der Öko- und Friedensbewegung, indem er vom politischen ins Sport-Ressort überwechselt. Dies ist ein Ausweichen und ein Mitmachen auf anderer Ebene zugleich. Denn während er bei den Boxern den atomaren Schlag verdrängen kann, schwärmt

er von den legendären Leberhaken des Schlägers Benno Rimkus.

Jurek Becker: Aller Welt Freund. Suhrkamp Verlag, ca. 24,- Mark.

Literatur-Konkret 1982, S. 87

Holger Behm

Space-Hitsch-Hiker

Arthur Dent hat Sorgen: Sein Haus soll einer Umgehungsstraße weichen. Er bekommt unerwartet galaktische Hilfe

Rezension

Arthur Dent (Beulen-Arthur) bewohnt ein Haus am Rande eines Ortes. Kein besonderes Haus, bloß mit Blick auf angrenzendes Ackerland. Drei Jahre lebt er dort schon und es wäre kaum der Rede wert, wenn nicht die Raumplanung dieser kleinen Idylle den Kampf angesagt hätte. Gerade dort (und jetzt beginnt das Herz eines jeden Bürgerinitiativ-Bewegten höher zu schlagen), gerade dort soll eine Umgehungsstraße gebaut werden. Arthur sieht seinen gewohnten Heimweg von der Kneipe in Gefahr und handelt. Noch nicht richtig ausgeschlafen, mit Resten von Zahnpasta im Mund, findet er sich vor den Schaufeln des Räumungsbaggers wieder. Aus dem Nullachtfünfzehn-Bürger mit dem Nullachtfünfzehn-Haus in der Nullachtfünfzehn-Umgebung wird ein Rebell, sehr zum Unbehagen von Mr. Prosser. Mr. Prosser ist zur ordnungsgemäßen Durchführung der Räumungsaufgaben für die Straßentrasse bestellt. Und ein Arthur Dent, der vor einem Bulldozer liegt, macht einen aufrechten Beamten, wenn er an der reibungslosen Durchführung seiner Arbeit gehindert wird, nervös. Weder Zureden noch Drohen hilft, Arthur bleibt im Matsch liegen. Hier hätten sich die gewohnten Bilder von Widerstand und Staatsgewalt anschließen können, wäre nicht Arthurs seltsamer Freund, Ford Prefect, mit ungeheurem Bierdurst, Lust zu einein Plausch und dem Wissen von einer bevorstehenden Katastrophe auf der Bildfläche erschienen. Ford sieht das Dilemma seines Freundes, will dringend mit ihm reden lind kommt auf einen diabolischen Gedanken:

»Verzeihung!« rief er.

Mr. Prosser (der mit einem Sprecher der Bulldozerfahrer darüber diskutierte, ob Arthur Dent eine Bedrohung ihrer seelischen Gesundheit darstelle oder nicht, und wieviel sie dafür bekämen, wenn das der Fall wäre) drehte sich um. Er war erstaunt und auch ein bißchen irritiert, daß Arthur inzwischen Gesellschaft hatte.

»Ja? Bitte?« rief er. »Ist Mr. Dent doch noch zur Vernunft gekommen?«

»Können wir mal voraussetzen«, rief Ford, »daß er das nicht getan hat?«

»Na, und?« seufzte Mr. Prosser.

»Und können wir ebenfalls mal voraussetzen«, sagte Ford, »daß er den ganzen Tag hier liegen bleiben wird?«

»Und?«

»Und alle Ihre Leute den ganzen Tag rumstehen und nichts tun können?«

»Könnte sein, könnte sein..«

»Okay, wenn Sie sich sowieso damit abgefunden haben, dann müssen Sie ihn hier doch nicht die ganze Zeit liegen haben, oder?«

Mr. Prosser versteht die Welt nicht mehr. Nicht nur, daß ihm ein renitenter Bürger das Tageswerk versaut, jetzt auch noch diese skurile Figur, die ihn hinters Licht zu führen versucht. Mr. Prosser fühlt sich wie in Trance. Dieser Mensch schlägt ihm vor, Arthur Dents Platz einzunehmen.

»Sie möchten«, sagt Mr. Prosser und führt sich diesen Gedanken nochmals vor Augen, »daß ich rüberkomme und mich dahinlege.«

»Ja.«

»Vor den Bulldozer?«

»Ja.«

»In den Matsch?«

»In den Matsch, Sie sagen es.«

Sobald Mr. Prosser klar wurde, daß er der Verlierer war, hatte er das Gefühl, ihm falle eine Zentnerlast von den Schultern: das war die Welt, wie er sie kannte. Er seufzte.

»Und dafür gehen Sie mit Mr. Dent rüber in den Pub?«

»So ist es«, sagte Ford, »genauso ist es.«

Mr. Prosser machte ein paar nervöse Schritte vorwärts und blieb wieder stehen.

»Ehrenwort?« sagte er.

»Ehrenwort«, sagte Ford und drehte sich zu Arthur um.

»Los«, sagte er zu ihm, »steh auf und laß diesen Mensch sich hinlegen.«

Arthur stand auf, er hatte das Gefühl, er befinde sich in einem Traum.

Ford nickte Prosser zu, der sich traurig und unbeholfen in den Matsch setzte.

Ford sah ihn streng an.

»Und nicht etwa heimlich Mr. Dents Haus abreißen, während er weg ist, verstanden?« sagte er.

Natürlich denkt Mr. Prosser nicht daran, sein Ehrenwort zu halten, doch ist dies unerheblich für den Fortgang der Geschichte. Weit wichtiger ist die Rolle von Ford. Er, der von einem anderen Sternensystem kommt, war per Anhalter auf die Erde gekommen und dort hängen geblieben. Auch wenn er nicht gerade der dortigen High-Society angehörte, war er doch so gut informiert, um zu wissen, daß die letzte Stunde der Erde geschlagen hatte. Der »Galaktische Hyperraumplanungsrat« (es handelt sich hier um außerirdische Kollegen von Mr. Prossers Zunft) hatte sich Gedanken um die Entwicklung der Außenregionen der Galaxis gemacht und den Bau einer Hyperraum-Expreßroute beschlossen. Und die läuft mitten durch die olle Erde...

Fasziniert las ich das Buch im Flugzeug (was keine Bedingung ist!). Ständig prustend und gackernd, trotz der mißbilligenden Blicke des Bordpersonals und umsitzender Mitreisender. Es hat von Anfang bis Ende Spaß gemacht zu lesen, wie Adams sich mit der Überheblichkeit der Gattung Mensch auseinandersetzt, wie er dies behutsam in seine Geschichte einwebt und dem Leser unerwartete Aha-Erlebnisse verschafft.

Daß dies glückte, ist dem Woody Allan-Übersetzer Benjamin Schwarz zu verdanken. Auch wenn ihm mit der »galaktischen Sprache« manchmal die Pferde durchgingen und man über »reptiloide Atomineure« und »sylphenartige Maximegalatikiane« stolpert: ich freue mich auf den zweiten Teil, der Ende des Jahres erscheinen soll: »Das Restaurant am Ende des Universums.«

»Per Anhalter durch die Galaxis«, Douglas Adams aus dem Englischen von Benjamin Schwarz, Rogner & Bernhard, 16,80 Mark

Literatur-Konkret 1982, S. 86

Jan-Philipp Sendker

Ein Svoboda gibt nicht auf

Rezension

»Sorglosigkeit sich nicht nur wünschen als fortdauerndes Gehäuse der Seele, sie zu besitzen wie ein Stück Land, auf dem man getrost verweilen darf, das versprechen nur die Träume«

MIT DIESEM SATZ beginnt die Geschichte vom Aufstieg und Fall des Jan Svoboda. Er ist Bauunternehmer und glaubt an die Machbarkeit des Glücks, an die Existenz der Sorglosigkeit - nicht nur in den Träumen. Svoboda kennt auch seinen Weg dorthin, den Weg des bundesdeutschen Jedermann: »Einmal an das ganz große Geschäft herankommen, weit oben dahinleben in einer nichtendenwollenden Fülle; da würde sich Sorglosigkeit einstellen, ganz zwanglos«.

Getrieben von dieser Hoffnung macht er Jagd auf das ganz große Geschäft. Svoboda setzt auf Expansion. Großaufträge, Kredite, Neueinstellungen, das ist seine Welt; Wirtschaftskrise und Nullwachstum dagegen sind Fremdwörter für ihn. Er will aufsteigen, denn, so sagt er sich, Leben findet ohnehin nur auf der Höhe statt. Doch Svoboda scheitert, am Ende steht der Konkurs.

Eine Pleite mehr, interessant lediglich für die Statistiker von Handelskammer und Arbeitsamt? Nein. Jan Svoboda gehört zu jener Generation, die dieses Land wiederaufgebaut hat nach dem Krieg, nach bestem Wissen und Gewissen. Svobodas Erfahrungen (und die Lehren, die er daraus zog) sind die Erfahrungen (und Lehren) einer ganzen Generation. Indem Renz das zeigt, verliert Svobodas Scheitern die individuelle Bedeutung, und es wird zum Scheitern eines Prinzips, das unser Land seit fast vierzig Jahren beherrscht.

Unterbrochen wird die Handlung von Rückblenden, die in Svobodas Vergangenheit führen: Aufgewachsen in der Tschechoslowakei, Krieg, Gefangenschaft. Der Krieg kam ihm damals nicht ungelegen. Auf der Flucht von zuhause und auf der Suche nach Bewährung meldete er sich freiwillig: Ostfront, Frankreich, Italien; ausgebildet als Fallschirmspringer verwandelt sich Europa für ihn in einen riesigen Abenteuerspielplatz. Er ist zufrieden. Erst gegen Ende des Krieges, auf der Flucht vor den Alliierten, stellt er bedauernd fest, was *ihn* der Krieg gekostet hat:

» 1 Arm eines Unteroffiziers, 3 Mann, die verschollen sind, etliche russische Infanteristen, deren Gesichter er nicht kennt«. Svoboda kommt in der Gewißheit, etwas gelernt zu haben, lebend davon. Nicht der Zufall, so weiß er, sondern sein Leistungswille, sein Mut zur Initiative, seine Entschlossenheit haben ihn gerettet. Durch seine Unfähigkeit zu trauern auf das Engste verbunden mit den alten Kameraden, macht er sich an den Wiederaufbau. Einher mit der Unfähigkeit, Trauerarbeit zu leisten, geht die Unfähigkeit zu e e . er ten tut darüber Svobodas Frau Birgit. Sie schickt dem Erzähler in unregelmäßigen Abständen von ihr besprochene Kassetten: Die Geschichte ihrer Ehe. Sie ist so grausam wie alltäglich:

»Ich habe ihn geheiratet, weil ich einsam war«, sagt sie; und Svoboda ahnt das:

»Oft genug hatte er sich ja gewünscht, Birgit werde sich doch noch einmal urplötzlich in ihn verlieben. Mit diesem Wunsch hatte er sich manchmal tagelang herumgequält, ohne ihn loszuwerden.«

Seit Jahren leben sie mit ihren Ängsten, Hoffnungen und Erwartungen aneinander vorbei. Getrennt durch eine Wand aus Glas, nicht fähig, Worte darüber zu wechseln, stolpern sie von Mißverständnis zu Mißverständnis. Verzweifelt bemüht er sich, ihr zu bieten, was sie sucht: Sorglosigkeit. Bedeutet das für ihn eine nichtendenwollende Fülle, so verlangt sie nach Sicherheit. Gefangen in sich selbst, ist es beiden nicht möglich, aufeinander zuzugehen; jede Handlung, die darauf zielt, sich näher zu kommen, verkehrt sich in ihr Gegenteil.

Diesen alltäglichen Vernichtungskampf zweier Menschen, die meinen, das Beste nur für den anderen zu wollen, hat Renz ohne Dramatik beschrieben. Er kommt ohne Szenen gegenseitiger Erniedrigung, körperlicher Brutalität aus. Ihm genügt es, aus ihrer individuellen Geschichte (die in Wirklichkeit nichts weniger als individuell ist) die Zwangsläufigkeit ihres Scheiterns zu erklären.

Wie gering die Möglichkeiten sind, dieser Zwangsläufigkeit zu entweichen, zeigt Renz noch einmal deutlich am Ende des Romans. Svoboda hat immer an die Machbarkeit des Glücks geglaubt. Seine Erfahrungen haben ihn gelehrt: Mit dem Willen zur Leistung, dem Mut zur Initiative und Entschlossenheit ist in diesem Land etwas zu erreichen. Jetzt hat er seinen Großauftrag - und geht Konkurs:

»Was sollte man davon halten? Es war einfach nicht zu glauben. Ein System, das solchen Widersinn zuließ, zu begreifen, das stieg über seine Kräfte. Da plagte man sein Hirn, um die besten Voraussetzungen zu schaffen, kaufte mit ungebrochener Entschlossenheit Leute ein, Maschinen, zog einen herrlichen Auftrag an Land. Und jetzt? Geld. Jetzt fehlte es auf einmal am Geld. Es ging doch darum, daß gearbeitet wurde.«

Svoboda wird weitermachen. Wie und warum, das wurde auf den 200 Seiten zuvor genau beschrieben. Er wird weitermachen in der Gewißheit »Leben findet ohnehin nur in der Höhe statt« - ohne ihn. Zunächst. Doch abwarten: Ein

Svoboda gibt nicht auf. Er wird den Widersinn dieses Systems nie begreifen. Svoboda ist überall.

Peter Renz: »Die Glückshaut«, Hoffmann & Campe, Hamburg, 24 Mark

Literatur-Konkret 1982, S. 88

Paul Kersten

Die Rosen der Welt reichen nicht aus

Nach vierzig Jahren eine Dokumentation über das Massaker in dem böhmischen Dorf Lidice, von den Nazis als »Strafgericht in Böhmen« durchgeführt

Rezension

AM 10. JUNI 1942 GING EINE Radiomeldung der Nazis über den Sender Prag: »Die gesamte 483 Köpfe zählende Bevölkerung des Dorfes Liditch wurde am 9.6. in der Weise ausgemerzt, daß die männlichen Erwachsenen erschossen, die Frauen einem Konzentrationslager überstellt und die Kinder einer geeigneten Erziehung zugeführt wurden. Die Gebäude des Ortes sind dem Erdboden gleichgemacht und der Name der Gemeinde ist ausgelöscht worden.«

Von einem »Strafgericht in Böhmen« sprach die Nazipropaganda damals, einem Vergeltungsschlag für die angeblich bewiesene »Unterstützung und Hilfe« der Dorfbevölkerung von Lidice bei dem Attentat auf den SS-Gruppenführer Reinhard Heydrich.

Das Massaker von Lidice, das beweisen Dokumente, war aber kein Vergeltungsakt, es war eine exemplarische Vernichtungsaktion der Nazis, die den antifaschistischen Widerstand schwächen sollte.

Lidice ist ein Beispiel für »Vergessen, das man seit 36 Jahren Vergangenheitsbewältigung nennt«, - so der Hamburger Literaturwissenschaftler Uwe Naumann, Herausgeber des Text/Bildbandes über das Massaker.

Naumanns Buch ist die erste Publikation, die nach 40 Jahren in Westdeutschland erscheint - auch das ist bezeichnend für den immer noch funktionierenden Verdrängungsmechanismus.

»Geschichte«, schreibt Naumann, »ist kein Schicksal, sondern resultiert aus den Handlungen von menschlichen Wesen«. Und so läßt er in seinem Buch alle Betroffenen und Beteiligten zu Wort kommen: die Opfer, die Täter und die Anhänger der Solidaritätsbewegung. Augenzeugenberichte, Dokumente, Prozeßprotokolle und Fotomaterial aus allen nur verfügbaren Archiven montiert er zu einer historischen Collage von erschreckender Authentizität.

Da sind die Aussagen der wenigen Frauen, die das KZ überlebten, Frauen, die bis zum Kriegsende nicht erfuhren, was mit ihren Männern und Kindern passierte, als sie beim Abtransport von ihnen getrennt wurden. Da ist der Bericht von Anna Vesporova, die wenige Tage nach dem Massaker ihr erstes Kind zur Welt brachte. Die Nazis nahmen es ihr fort, sie sah es nie wieder. Von 104 Kindern aus Lidice kamen 87 im KZ um oder starben in Kinderheimen, nur 17 überlebten.

Zwei Klassenfotos aus dem Frühsommer 1942. 71 Kinder lachen in die Kamera, Bildunterschrift: »Bei Kriegsende sind nur noch 5 von ihnen am Leben. « Da blickt man in die Gesichter der Gestapo- und SS-Leute, die die 173 Männer des Dorfes erschossen. Jetzt posieren sie vor den Ruinen. Bildunterschriften: »Auf diese Arbeit kann man stolz sein ... hat man doch seine Freude, auf deutsche Art aufgeräumt zu haben.«

Die Kombination von Fotodokument und Textzeile entlarvt die Henker - ein Verfahren, das an Brechts antifaschistische »Kriegsfibel« mit ihren Foto-Epigrammen erinnert.

Da marschiert der Reichsarbeitsdienst mit Hacke und Schaufeln auf, - Bildunterschriften: »macht Ordnung, und zwar gründlich, meine Herren!« Da sieht man den zerstörten Friedhof von Lidice und wird Zeuge der Plünderung der Gräber-. »denn die Toten haben bestimmt Wertsachen mitgenommen«; da werden die Sparkassenbücher der ermordeten Bergarbeiter von Lidice auf Gestapo- « Konten überschrieben.

Der Massenmord von , Lidice wurde auf der

Verwaltungsebene so vorbereitet: »Ausräumung von lebendem und totem Inventar.« Von der Aussonderung »rückdeutschungsfähiger Kinder« ist die Rede, die Gestapo fragt an höchster Stelle »wegen Weiterverwendung« bzw. »Sonderbehandlung« der »erblich belasteten Kinder« nach. Dagegen die Postkarte eines aus Lidice verschleppten Kindes: »Liebe Tante, herzliche Grüße aus Polen ... wir sind hier allein ohne Mutti, ohne Vati. Wir haben nur ein Kleid und deswegen bitten wir Sie, uns etwas zu schicken, vielleicht auch alte Schuhe. Sind Sie so lieb und schicken uns ein Stückchen Brot oder Kuchen, wir nehmen alles gern an ... «

Mit der »Ausradierung« des Dorfes sollte auch der Name »Lidice« ausgelöscht werden. Doch das Gegenteil-geschah. eine Welle der Empörung und internationaler Solidarität brandete auf. Naumanns Buch dokumentiert: Auszüge aus Thomas Manns Radiosendung »Deutscher Hörer!«, in der er vom amerikanischen Exil aus die »Entmenschtheit« und den »krankhaft-hemmungslosen Terror« des Nazi-Regimes verurteilte, einen Ausschnitt aus Heinrich Manns 1943 im kalifornischen Exil geschriebenen (bis heue nicht wieder aufgelegten) »Lidice«-Roman, das »Lidice-Lied« von Bert Brecht, einen Artikel von Robert Jungk, der unter Pseudonym am 3.7.42 in der Züricher »Weltwoche« die »präventive Justiz« der Nazis kritisierte und einen Aufsatz von Alexander Abusch, geschrieben 1942 im Exil. Ihm verdankt Naumanns Buch den Titel: »Lidice - ein böhmisches Dorf.«

Von England ging die »Lidice-shall-live-Bewegung« aus. In den USA wurden Städte in »Lidice« umbenannt, in Brasilien taufte man Mädchen auf den Namen »Lidice«. Hinzu kam in den folgenden Jahrzehnten die Solidarität bildender Künstler. Der Band zeigt Lidice-Arbeiten von Willi Sitte, Joseph Beuys und Wolf Vostell.

Bleibt die Frage nach den Tätern von Lidice, - Frank, Wiesmann, Krumey, Rostock, Gerke und wie sie alle heißen. Die Prozeßprotokolle und Verhöre sind ein deprimierendes Bild bundesdeutscher Justiz. Exemplarisch der Fall des früheren SS-Obersturmbannführers Hermann Krumey, der nach Verhaftung und Freilassung im Jahre 1958 sieben Jahre später wegen Beihilfe zum Mord in mindestens 300 000 Fallen zu fünf (!) Jahren Zuchthaus verurteilt und vom Vorwurf des Mordes freigesprochen wurde. Krumey war nach vorliegenden Dokumenten u.a. an der Ermordung von 88 Kindern aus Lidice beteiligt. Erst 1969 wurde er zu lebenslanger Zuchthausstrafe verurteilt.

Im wiederaufgebauten Dorf Lidice gibt es heute neben der Gedenkstätte und dem Museum einen Garten mit über 30 000 Rosensträuchern aus aller Welt. Barnett Stross, Vorsitzender der »Lidice-shall-live«Bewegung sagte im Jahre 1955 anläßlich der Eröffnung des Rosengartens: »Wenn jedes solche Dorf, jede solche Stadt zum Angedenken einen Rosengarten erhalten sollte, - würden die Rosen der Welt nicht ausreichen.«

»Lidice. Ein böhmisches Dorf«. Ein Text/Bildband über das Massaker von Lidice am 9./ 10. Juni 1942, HZ.: Uwe Naumann, Röderberg, ca. 20 Mark.

Literatur-Konkret 1982, S. 91

Yaak Karsunke

Episoden in Fugentechnik

Der Widerstandskämpfer Günter Weisenborn war drei Jahre im Zuchthaus und hat dort sein □ Memorial□ geschrieben

Rezension

SUCHT MAN SICH AUS ALTEN - heute meist vergriffenen - Handbüchern Daten über den Schriftsteller Günther Weisenborn zusammen, entsteht ein widersprüchliches Bild. Als 26jähriger Student der Medizin und Germanistik debütierte er 1928 mit einem Stück, das an einem Abend in 16 deutschen Städten zugleich uraufgeführt wurde: »U-Boot S 4«. Auf diesen Erfolg hin gibt er sein Studium in Bonn auf, geht nach Berlin, wandert aber wenig später nach Argentinien aus, wo er einige Zeit auf einer Farm lebt. 1931 arbeitet er - zurück in Berlin - an Brechts Dramatisierung von Gorkis »Mutter« mit, seine letzte eigene Premiere in der Weimarer Republik wird von randalierender SA unterbrochen, das Stück wird abgesetzt.

1933 werden Weisenborns Bücher (neben den Stücken auch ein Studentenroman) verboten und verbrannt, unter Pseudonym publiziert er 1934 einen zweiten Roman und 1935 das Stück »Die Neuberin«, das es allein in Berlin auf 265 Aufführungen bringt - während sich sein Verfasser in New York als Reporter durchschlägt. 1937 kehrt er erneut nach Berlin zurück, im selben Jahr schließt er sich einer Widerstandsgruppe aus dem Umfeld der »Roten Kapelle« an.

Er schreibt und publiziert weiter pseudonym, bis ihm 1941 eine Stellung beim »Großdeutschen Rundfunk« angeboten wird, die er auf Anraten seiner Mitkämpfer aus dem Widerstand annimmt. 1942 fliegt die »Rote Kapelle« auf, Weisenborn wird verhaftet und nach mehrmonatiger Gestapo-Haft zu einer langjährigen Freiheitsstrafe verurteilt; aus dem Zuchthaus Luckau befreit ihn im Frühjahr 1945 die Rote Armee.

Als Bericht über seine Haftzeit, durchsetzt mit Erinnerungen an das Leben in Freiheit davor, erschien 1948 »Memorial«, ein »Episodenbuch in Fugentechnik«, wie der Verfasser es damals nannte: »Zum Formalen habe ich mitzuteilen, daß ich die Stücke, die vom Leben in der Welt handeln, meist hinter Gittern niederschrieb, zum Teil auf dem Rücken von Tütenpapier. Dagegen schrieb ich die Stücke, die vom Leben in der Haft handeln, nach dem Ende der Haft nieder. Um die Monotonie der Haftstücke zu durchbrechen, stellte ich stets ein Weltstück einem Haftstück gegenüber, und ich hoffe damit eine einigermaßen komplexe Übersicht über einen jener Lebensläufe in der damaligen Zeit geschaffen zu haben«, heißt es im Vorwort.

Der so komponierte Text ist ungleichwertig. Weisenborn selbst schreibt, daß mehrere der Weltstücke »in verzweifelter Stimmung niedergeschrieben worden (sind), darum beschäftigen sie sich gern mit der Größe und der Schönheit der Welt.« Kein Rezensent hätte das Recht, die überlebensnotwendige literarische., Kompensationstechnik eines Gestapo-Häftlings zu kritisieren, der mit einem Todesurteil rechnen muß - aber mit der Veröffentlichung dieser Texte nach 1945 hat der Autor sie für die literarische Kritik freigegeben.'

Im Gegensatz zu den ehrlich und genau berichtenden Haftstücken enthalten die meisten Weltstücke Poetisierungen, die die Grenze zum Kitsch leider nicht nur streifen, und in ihren philosophischen Implikationen banal bis fatal sind. Jene Geschlechter-Rollen-Klischees, die Weisenborn im Kopf hat, unterscheiden sich von denen seiner politischen Gegner nur graduell, und sind wie diese voll unfreiwilliger Komik:

»Der Mann, der focht und reizbar durch die Abende segelte, leichtherzig Rosen pflückend über vielen Zäunen, jäh und hart im Streit, der Mann wird weich« - wenn er nämlich jenen arterhaltenden Zauberwesen begegnet: »Gewiß, Frauen sind unbeschreibbar. Man kann sich in ihnen verirren wie in einem fleichernen, zwitschernden Urwald, aber dies haben sie alle gemeinsam, jenes dunkel schwärmende Verlangen nach einer Familie.« (In den Haftstücken sind solche Ausrutscher seltener, obwohl man auch da nicht um »die stählerne, junge Stimme des deutschen Widerstandskämpfers« herumkommt oder über von den Nazis zum Tode Verurteilte lesen muß: »Ihr Kampf war edel, und ihre Gesichter sind es. Sie tragen die gläsernen, durchsichtigen Gesichter der letzten Überwindung des eigenen Ich.«)

Nun steht nirgends geschrieben, ein mutiger Antifaschist müsse auch ein guter Schriftsteller sein; »Memorial« ist ein Zeitdokument ersten Ranges gerade auch in seinen offensichtlichen Schwächen: die Tatsache, daß selbst ein gebildeter, bürgerlicher deutscher Widerstandskämpfer bis ins Vokabular hinein von den Wertvorstellungen seiner Gegner affiziert ist, trägt ja auch zur Erklärung der Nazi-Erfolge bei. Über die Realität des deutschen Faschismus steht bei Weisenborn vieles, was sich insbesondere jene hinter die Ohren schreiben sollten, die heute mit dem Faschismus-Vorwurf immer so vorschnell bei der Hand sind, und die sich wundern würden, bekämen sie es je mit einem tatsächlich faschistischen Regime zu tun.

Einen Bärendienst allerdings erweist dem Buch und seinen Lesern der Röderberg-Verlag, der »Memorial« auf den Markt bringt wie ein bürgerliches Kunstwerk: als autonomen Text, der ganz aus sich lebt und ganz für sich spricht - keine Anmerkungen, keine Vita Weisenborns, kein editorisches Nachwort, nichts als den nackten Text und 15 Waschzettelzeilen auf der Rückseite, die jemand verfaßt haben muß, der offenbar nicht mal das Buch selbst gelesen hat (anders zwei

gravierende Falschbehauptungen kaum zu erklären wären). Aus einem historischen Dokument wird so eine Antifa-Ikone mit stark geschmälertem Gebrauchswert - 34 Jahre nach der Erstausgabe und dreizehn Jahre nach dem Tode Weisenborns (am 26. März 1969) wären etwas mehr editorische Sorgfalt und Mühe wohl nicht zuviel verlangt.

Günther Weisenborn: »Memorial«, Röderberg-Verlag, 8,- Mark

Literatur-Konkret 1982, S. 91

Heinar Kipphardt

SÄLE (ANATOMIE UND RECHT)

Ein Anatomiesaal beleuchtet
Spucknäpfe zwischen den Richtern
Der tätowierte Arsch einer Frau
nicht eingehaltenes Treatment
verwirrt einen Bildhauer.
Es spricht die Anatomierte
unterbricht die Verhandlung
entfernt sich vom Zinktisch lasziv
gehen die Scheinwerfer aus, wenden sich Kameradollys.
Peinlich den Autoritäten
Gestützt auf Geländer schweratmend
schweißtreibend blätternd in
vierjährigen Voruntersuchungen und
druckfertigen Urteilsbegründungen,
Alle Atlanten falsch?
Wertlos die Rechskommentare?
Ins blendende Dunkel, Minuten, spricht die
bebrillte Alte Dreckwörter aus, ein Sturzbach
das Allerobszönste, die Wahrheit
und wird endlich abgeführt.
Jetzt werden die Klappen geschlagen:
Lux orientale, die erste!
Regieassistenten ordnen auf
Treppen die Rangordnungen.
Bildhauer nehmen die Maße.

Jan. 81/August 81

Literatur-Konkret 1982, S. 92

Erich Fried

SELBSTKRITIK

Ich schreibe mir
nichts mehr
gut
bloß weil ich
manchmal
gut schreibe

Literatur-Konkret 1982, S. 92

Werner Heine

... und gründeten ´ne Partei

Nach sechs Jahren haben die Grünen es geschafft. Werden sie jetzt zur FDP der achtziger Jahre gemacht?

Rezension

DIE BEWEGUNG KOMMT IN die Jahre, beiläufig ins sechste, hohe Zeit, Memoiren zu schreiben. Angefangen hat es »mit nur einer Handvoll Leute« in Bremen oder mit »acht bis zehn Leuten« in Stuttgart, »alle jung, sympathisch, einsatzfreudig«. Oder weil der Ministerpräsident einmal sagte: »Wer in Ihnen die Politik der Parteien nicht paßt, dann gründen Sie doch gefälligst eine eigene Partei.«

Für den Grünen Martin Mombaur ein Satz, der sich »in der Zukunft als sehr folgenschwer erweisen sollte«. Ja, er ging ihm »nicht mehr so recht aus dem Kopf«, und deshalb haben wir heute rund tausend Grüne in Stadt- und Länderparlamenten und eine schwellende Reihe von Berichten , wie das damals war und warum das heute so ist.

Ein gutes Dutzend sind jetzt nachzulesen in den Textsammlungen »Die Grünen. Regierungspartner von morgen?« und »Es grünt so rot. Alternativen zwischen Mode und Modell«. Eine »lebendige Schilderung der neuen ökologischen Kraft in unserer Politik« (Kösel-Verlag) trug das Ehepaar Hasenclever (Grüne, Baden-Württemberg) bei. Die Dokumentation der Bewegung darf als gesichert gelten. Aber was erfahren wir über Ziele und Inhalte?

Petra Kelly, die Bundesvorsitzende, gibt als Richtung der Bewegung einen »ökologisch-selbstverwalteten emanzipativen Sozialismus« an. Unter diesem größten gemeinsamen Nenner ist Platz für die programmatische Forderung, »kapitalintensive, rohstoffintensive, energieintensive zugunsten arbeitsintensiver Produktionsweisen zu verdrängen« (Grüne, Baden-Württemberg) wie für die »strategische« Aussage: »Unser langfristiges Ziel ist eine gesellschaftliche Aneignung der Produktion« (GAL, Hamburg). Aus dem einen leitet sich der »Erhalt und die Wiederbelebung der Nebenerwerbswirtschaft« ab, aus dem anderen die »Betriebsbesetzung« als »Form der Selbstverwaltung«. Es erscheint ausgeschlossen, daß Grüne Mitglied bei sich werden könnten.

Daß es dennoch funktioniert, kann niemanden beunruhigen außer denen, die gemeint sind, die »etablierten Parteien«, der »herrschende Block«, das »System«. Angesichts nur eines marschierenden Flugkörpers, nur eines berstenden Reaktorgefäßes kommt es auf die Strauß/Börner/Dregger/Schmidts nicht an. Das ist Konsens wie das gleichnamige Prinzip, nach dem Grüne Basisdemokratie betreiben: Qualifizierte Minderheiten werden nicht mit dem Abstimmungsbeil der Mehrheit guillotiniert. Auch das funktioniert, zudem mit einem ganz ungewohnten Nebeneffekt: Nur offen reaktionäre Grüne haben sich bisher in Abspaltungen verkrümelt.

Die neue Friedfertigkeit im Umgang miteinander wird so oft beschwörend festgestellt, daß der Verdacht, es mangele vielleicht doch daran, berechtigt scheint. Bahros Erledigung des Klassenkampfs in einer Sonntagsrede reibt sich irgendwie noch an den Realitäten. Ausgrenzungsversuche gegenüber demokratischen Sozialisten blieben vorerst folgenlos.

»Die Basis«, schreibt Wolf-Dieter Narr zum Buch »Die Grünen«, »erscheint ohne Konturen, als dauernde Appellationsinstanz, die gegebenenfalls auch... jedes opportunistische Verhalten zu rechtfertigen vermag.« Bislang hat diese Basis - mit Ausnahme einer platten Wende in die Arme der CDU in Bremen - wenig Opportunismus rechtfertigen müssen, eher Hilflosigkeit. »Die Rolle des Zinses ist inflationsfördernd«, schreiben die Hasenclevers im Kapitel »Offene Probleme« über die Macht der arbeitslosen Revenue, die diesen Teil der Welt im Innersten zusammenhält. Und fragen dann: »Wie ist es möglich, die internationale Geldmacht wirksam zu kontrollieren?« Sollen wir es ihnen verraten?

Besser nicht, denn »die Systemfrage stellt sich heute nicht«, sagt Martin Jänicke (AL, Berlin). Die Bewegung könne Zusammenhänge »kritisch deutlich machen«, auf eine Änderung der politischen Kultur hinwirken oder »autonome« Bereiche in der Gesellschaft schaffen. »An weitergehenden Zielen würde sie sich derzeit verheben.«

Dieser kleinere gemeinsame Nenner beschreibt, was ist und was nicht zu beklagen ist, es sei denn, man heißt Johannes Rau und muß sich als stellvertretender SPD-Vorsitzender als Hauptopfer fühlen. Dann kann man zwar flink einen »Nährboden für rechtsautoritäre Kräfte« entdecken, aber man muß offensichtlich immer noch nicht damit aufhören, von der »unruhigen Jugend« zu salbadern, der man doch in den sechziger Jahren »die Möglichkeit bot, an der Demokratie mitzuwirken«. Die unzureichende Feststellung: »Vielleicht haben wir manchmal durch Unterlassen oder durch falsche Akzente zu Enttäuschungen beigetragen«, beendet Rau noch mit einem koketten Fragezeichen.

Den Grünen gibt er den väterlichen Rat, wer für eine bessere Gesellschaft kämpfe, der dürfe nicht an der Frage vorbeigehen, wie die Macht in der Gesellschaft verteilt sei und erläutert: »Früher nannte man das einmal die 'Klassenfrage'.« Das Wort setzt er in Anführungszeichen wie die Springer-»Presse« die DDR, der Schelm, der auch noch Schlechtes dabei denkt.

Schauen wir noch kurz beim Leidensgenossen Verheugen von der FDP rein. Der stellt ganz überlegen fest, daß die Grünen die FDP zur »drittstärksten Oppositionspartei« in Niedersachsen gemacht haben und weiß natürlich, woran das alles liegt. Die richtigen Parteien haben den Neulingen »deutliche Marktlücken geboten«.

Die ökologisch-selbstverwalteten emanzipativen Sozialisten sind also weiter nichts als ein Management-Fehler im Wählerverwertungsprozeß. Und irgendwie bleibt das Gefühl: Genau darauf sind die gekommen.

Es grünt so rot. Alternativen zwischen Mode und Modell«, Konkret-Literatur Verlag, ca. 14,80 Mark

»Die Grünen. Regierungspartner von morgen?« Rowohlt, Spiegel-Buch, 16,- Mark

Wolf- Dieter und Connie Hasenclever: »GrüneZeiten«. Politik für eine lebenswerte Zukunft, Kösel-Verlag, 28,- Mark

Literatur-Konkret 1982, S. 93

Peter O. Chotjewitz

Ein Kaktus ist noch lange kein Joint

Dieses Buch □ ber die Radikale Partei Italiens (PR) ist ein Buch □ ber zwanzig Jahre italienische B□ rgerrechtsbewegung

Rezension

DER ZWECK DIESES Büchleins ist mir nicht ganz klar. Zwar betonen die Herausgeber, sie verstünden »das Buch als eine Form ‚von praktischer Internationalismus-Arbeit« und deuten auch an, in welche bundesdeutsche Debatte sie mit ihrer Edition eingreifen wollen. »Die Parteiengeschichte der BRD«, heißt es da im Vorwort, »ist immer auch die Geschichte vom Scheitern linkssozialistischer Parteieninitiativen ... « Dem folgt ein kleiner Seitenhieb gegen die Grünen, der auf Seite zwei durch die Thekenphrase begründet wird: »... denn wenn die Grünen dem Parlamentspräsidenten im Stuttgarter Landtag einen Kaktus überreichen und Marco Panella von den Radikalen öffentlich einen Joint raucht, dann sind die Unterschiede doch klar. « Aber dann zeigt sich doch bei der weiteren Lektüre, was dieses oberflächliche Zitat schon ankündigt: Daß nämlich dieses Büchlein ungeeignet ist als Bedienungsanleitung für soziale Protestbewegungen und »linkssozialistische Parteigründungen«.

Schuld daran ist nicht so sehr die Tatsache, daß es generell problematisch ist, politische Erfahrungen von einem Dorf aufs andere zu übertragen, wenn man sich nicht ausschließlich mit den Fragen beschäftigt, die ein ganzes Land bewegen, wie die Radikale Partei (PR) Italiens das tut (Stichworte: Abtreibung, Wehrdienstverweigerung, Scheidungsgesetz, Konkordat etc.). Schuld daran ist in erster Linie, daß die Herausgeber nicht halten, was sie versprechen, und zwar über die bei uns in mystisches Dunkel gehüllte Radikale Partei Italiens zu informieren.

Das Buch besteht zu zwei Dritteln aus einer garantiert unkritischen Selbstbeweihräucherung der PR, verfaßt von den Italienern Guido Aghina und Claudio Jaccarino und veröffentlicht 1977. Der Titel dieses Beitrags, »Geschichte der radikalen Partei« ist irreführend insoweit, als die Rolle der PR stark übertrieben wird. Hier ist den Herausgebern also ein Vorwurf zu machen. Sie kämen gewiß auch nicht auf die Idee, eine im Auftrag des ZK der KPI geschriebene Geschichte der kommunistischen Partei für bare Münze zu nehmen.

Diesem Beitrag folgt ein Interview mit der radikalen Europa-Abgeordneten Emma Bonino, aufgenommen im Januar 1982, eine Sammlung von Dokumenten zum Fall des Justizbeamten d'Urso (der von einer Einheit der Roten Brigaden entführt und seltsamerweise freigelassen wurde, was in Italien Hinz und Kunz als ihren persönlichen Erfolg verbuchten - nicht nur die Radikalen), ein Interview mit dem radikalen Abgeordneten Marco Boato über die Hintergründe des Terrorismus in Italien, ein Auszug aus dem radikalen Parteistatut, schließlich ein Grundsatzbeschluß des radikalen Parteitages 198 1.

Es bleibt unklar, warum die Herausgeber dem Verhältnis der PR zur italienischen Guerilla soviel Raum geben. Die Partei-Taktik »für den Dialog und gegen Verhandlungen« ist wertlos, wenn die Roten Brigaden im gleichen Atemzug als »Mörder-Genossen« bezeichnet werden.

Wenn ich das Buch trotz der obigen Einwände zur Lektüre empfehle, so hat das einigen Grund. Es ist eine Chronik der Kämpfe und Ziele der italienischen Bürgerrechtsbewegung der letzten zwanzig Jahre, der die PR natürlich zuzurechnen ist. Kämpfe wie der für die Liberalisierung des Paragraphen 218 in der BRD hat es in Italien auf verschiedenen Gebieten gegeben. Themen dieser Kämpfe waren unter anderem die ständigen Skandale um die Staatsbetriebe, das bürgerliche Scheidungsrecht, die Kritik am klerikalfaschistischen Charakter des Staatsapparates, die Bewegungen zur sexuellen Befreiung, die Abtreibungsproblematik etc.

Es liegt in der Natur der Sache, daß in diesem Kontext auch Kampagnen wie die für die Legalisierung weicher Drogen (was immer das sein mag) einen unangemessenen Stellenwert erhielten. Auch über die Vorstellung, die empfängnisverhütende Pille für Frauen könne ein Beitrag zur sexuellen Befreiung sein, kann man heute nur noch weinen.

Bedenken sollten Leserinnen und Leser bei alledem aber, daß alle diese Kampagnen organisiert und getragen wurden von ideologisch weit aufgefächerten Bewegungen, an denen die armen Bevölkerungsteile und die Mehrheit der Arbeiterklasse kaum beteiligt waren, und in denen die PR beileibe nicht die Avantgarde war, als die sie sich darstellt.

Man kann sich natürlich auch, auf dem Trittbrett eines Bummelzuges mitfahrend, für eine D-Zug-Lok halten. Die tatsächliche Rolle der PR in der Bürgerrechtsbewegung hat jedoch, ehrlicher, Emma Bonino definiert: » 1976 gab es... viele Frauen, die in den Bewegungen kämpften, also war es richtig, bei der Aufstellung der Liste * 50 Prozent Frauen und 50 Prozent Männer zu nehmen. 1979 war diese Situation nicht mehr gegeben. Die Frauenbewegung gab es nicht mehr... Zur Zeit haben wir eine wichtige Bewegung der Transsexuellen. Vielleicht sind auf der nächsten Liste Transsexuelle.«

Ich gehe nicht so weit, die PR schlichtweg für eine opportunistische, kleinbürgerliche Gruppe ohne politische Perspektive zu halten. Fakt ist, daß ihre Aktionen immer stark auf bekannte Personen zugeschnittene Medienspektakel waren, daß Basisarbeit auf lokaler Ebene für die PR nicht stattfand.

Die Wahlergebnisse der PR blieben dementsprechend immer hinter dem Bekanntheitsgrad solcher Symbolfiguren wie Leonardo Sciascia und Marco Panella zurück. Die Broschüre erwähnt immerhin, daß die Partei ihren Einzug ins Parlament 1976 mit ganzen 1, 1 Prozent der Wählerstimmen schaffte und führt bewegte Klage über die Uneinsichtigkeit der Linken, die sich dem Bündnis mit der PR mehrfach widersetzt hätten. Eine Funktion, wie die Grünen in der BRD, deren Wahlerfolge bestätigen, daß bei uns de facto ein sehr breites Wahlbündnis entstanden ist, hat die PR nie gehabt.

Zu erörtern wäre aber nicht nur gewesen, daß die PR immer nur eine Meinungsbewegung war. Man müßte auch fragen, welche Ursachen der Niedergang der PR gehabt hat. Eine Rolle dabei spielt wohl, daß maßgebliche personelle Kräfte derzeit durch die parlamentarische Arbeit in den beiden Kammern in Rom und in Straßburg absorbiert werden. Eine Partei, die ein paar hundert Mitglieder und praktisch keine Organisation hat, verliert dabei rasch den Kontakt zu außerparlamentarischen Bewegungen.

Maßgeblich ist aber wohl, daß es nicht ausreicht, sich an einzelnen nationalen Kampagnen zu beteiligen. Eine Partei, die weder auf die ökonomischen Interessen einer Klasse, noch auf die Gesamtheit der Lebensbedingungen einer Gesellschaft eingeht, kann immer nur kurzfristig Protesthaltungen ausnutzen. Ich habe deshalb nie verstanden, warum diese Partei sich selber als radikal bezeichnet.

Walli Lucius, Manfred Metzner, (Hg.): »Erregt Anstoß und Flucht - Die Radikale Partei Italiens«, Verlag Das Wunderhorn, 15,80 Mark

–

Literatur-Konkret 1982, S. 94

Bernt Engelmann

Empfehlungen – Politik

An erster Stelle steht »Das Schicksal der Erde. Gefahr und Folgen eines Atomkriegs« von Jonathan Schell (übersetzt aus dem Amerikanischen). Wer dieses Buch noch nicht kennt, sollte es schleunigst lesen. Es ist nüchtern, präzise, jeden überzeugend. Hätten die Verantwortlichen auch nur halb so viel Sachverstand wie Schell (und noch einen Rest von Gewissen), wäre das Buch wahrscheinlich überflüssig. So aber ist es nötiger denn je.

Aus ganz anderen Gründen empfehle ich sehr: Ralph Giordano, »Die Bertinis«, erschienen als Roman, obwohl es eine durch und durch authentische Beschreibung des Lebens unter der Nazidiktatur ist, richtiger: des verzweifelten Oberlebens Verfolgter. Es gehört zu den packendsten Schilderungen, die ich kenne, und vermittelt das ganze Grauen des sich steigernden Terrors.

Als Ergänzung zu Giordanos autobiographischem Roman empfehle ich: Detlev Peukert, »Volksgenossen und Gemeinschaftsfremde. Anpassung, Ausmerze und Aufbegehren unter dem Nationalsozialismus«. Der Autor, ein jüngerer Zeitgeschichtler, belegt mit interessanten, weitgehend unbekannten Fakten, daß die Unmenschlichkeit der Nazis auch »moderne« Züge hatte, die noch keineswegs überwunden sind, sondern »zur Pathologie, zur Krankengeschichte moderner Industriegesellschaften in der Krise zu gehören scheinen«.

Etwas ganz anderes, mehr für Kenner und »Feinschmecker«, ist Gerhard Hellers Buch »In einem besetzten Land. NS-Kulturpolitik in Frankreich. Erinnerungen 1940-1944«. Es informiert darüber (oder erinnert daran), wie sich manche Koryphäen der Literatur mit den Massenmördern zu arrangieren verstanden. Eine Kostprobe, den neuen Goethe-Preisträger Ernst Jünger betreffend: »Er trug seine Hauptmannsuniform mit viel Eleganz.... erwies mir sogar die Ehre, in mein Büro« - der Autor war NS-Zensor mit Amtssitz in der Avenue des Champs Elysées - »heraufzukommen... Später erzählte er mir, wie er am 29. Mai 1941 die Erschießung eines wegen Fahnenflucht zum Tode verurteilten Soldaten zu beaufsichtigen hatte.« Jüngers Gründe, sich nicht, wie er gekonnt hätte, davor zu drücken: »Vielleicht ist es besser, daß du dort bist als irgendein anderer«... »zum anderen interessierte es ihn aber auch ... «

Dann möchte ich auf zwei, wie mir scheint, wichtige und empfehlenswerte Neuerscheinungen hinweisen: Unter dem Titel »Klassenlektüre« haben Walter Jens und ich mit Unterstützung des PEN und des VS etwas herausgegeben, was es bislang noch nicht gegeben hat: 106 zeitgenössische Autoren aus dem deutschen Sprachgebiet stellen sich mit ihren von ihnen selbst ausgewählten Texten vor. Nicht die Ministerien haben also diese »Klassenlektüre« für Schüler von Abschlußklassen aller Arten von Schulen zusammengestellt, sondern die Autoren selbst.

Schließlich sei empfohlen: »Es geht! Es geht! Schriftsteller für den Frieden. Grenzen und Möglichkeiten«. Wer sich ein objektives Bild von den - neuerdings in der Presse so heftig angegriffenen - Aktivitäten machen will, die mit dem »Appell der Schriftsteller Europas« im Sommer 1981 begannen und sich in Ost-Berlin, Den Haag und Köln fortsetzten, findet hier alle wesentlichen Fakten, Diskussionsbeiträge, Resolutionen und Teilnehmerlisten. Resümee: »Nichts ist so wichtig wie die Erhaltung des Friedens«, nicht einmal Zwerenz...

Jonathan Schell: »Das Schicksal der Erde. Gefahr und Folgen eines Atomkriegs«, Piper-Verlag, 1982, 19,80 Mark

Ralph Giordano: »Die Bertinis«, S. Fischer Verlag, 1982, 39,80 Mark

Detlev Peukert: »Volksgenossen und Gemeisschaftsfremde. Anpassung, Ausmerze und Aufbegehren unter dem Nationalsozialismus«, Bund-Verlag, 1982, ca. 30 Mark

Gerhard Heller: An einem besetzten Land. NS-Kulturpolitik in Frankreich. Erinnerungen 1940-1944«, Kiepenheuer & Witsch, 1982, 34 Mark

Walter Jens/Bernt Engelmann (Hg.): »Klassenlektüre«, Knaus-Verlag, 1982, 24 Mark

B. Engelmann/G. E. Hoffmann/A. Mechtel/H. v. d. Waarsenburg (Hg.): »Es geht! Es geht! Schriftsteller für den Frieden. Grenzen und Möglichkeiten«, Goldmann-Taschenbuch, 1982, 9,80 Mark

Bernt Engelmann, Rottach-Egern, Schriftsteller und Vorsitzender des Verbands deutscher Schriftsteller

Literatur-Konkret 1982, S. 94

Jörg Lang

Empfehlungen - Palästina

Gibt es überhaupt brauchbare neuere Information zum Palästina- (und Libanon-) Konflikt in der Bundesrepublik, - wo man nach wie vor die zionistische Aggression und den palästinensich-arabischen nationalen Widerstand dagegen verquickt mit der »deutschen schuldhaften 'Verstrickung' gegenüber den Juden«, und sich im übrigen weigert, die unmittelbare Autorenschaft des U. S. Imperialismus für das Gemetzel dort unten beim Namen zu nennen?

Die sachkundigste Gesamtdarstellung des Konflikts auf dem Hintergrund der zionistischen Expansion in Palästina bleibt nach wie vor W. Hollsteins *»Kein Frieden um Israel«.* Daneben ist W. Brönners Buch *»Der Nahostkonflikt und die Palästinafrage«* das einzige, in dem der Zusammenhang zwischen den Taten Israels und der aggressiven Friedenspolitik der USA und ihrer Strategie der Ausbeutung des gesamten Nahen Ostens unmißverständlich herausgearbeitet wird.

Vor allem eine »kritische Auseinandersetzung mit der israelischen Okkupationspolitik« vermittelt *»Das ist unser Land«* von J. Metzger, M. Orth und Chr. Sterning (1980). Mit einer Fülle von Berichten, Statistiken und Karten aus israelischen Quellen belegt es den israelischen Land- und Wasserraub, die Erdrosselung der Wirtschaft, Kommunalverwaltung, Presse und des Bildungswesens v. a. in den 67-besetzten Gebieten.

Ein sehr wichtiges neues Buch ist L. Rockachs *»Israels Heiliger Terror«,* basierend auf den Tagebüchern des früheren israelischen Außenministers und Premiers Moshe Sharett. Für alle, die es immer noch nicht wahrhaben wollen, beweist hier die Tochter eines früheren israelischen Innenministers unwiderlegbar, daß systematischer Terror verbunden mit einer zynischen Lügenpropaganda von Anfang an die planmäßig eingesetzten Mittel der zionistischen Expansionsstrategie waren und sind, von Ben Gurion über Dayan und Peres bis hin zu Begin und Sharon. Das Buch zeigt, wie die jetzt exekutierte Besetzung und Zerstückelung des Libanon und die Annexion von Gaza und Westbank bereits 1954/55 im Detail geplant wurden, - lange bevor »Israels Sicherheit« durch irgendeinen organisierten palästinensischen Widerstand angeblich bedroht wurde. Sie zeigt auch, wie der israelische Geheimdienst, eng verflochten mit der CIA, sogar jüdische oder westliche Ziele im Ausland zerbombt, wenn die anschließende Greuelpropaganda über »antisemitische« Verbrechen für Israel für seine Ziele ausgeschlachtet werden kann.

Bruchstücke einer historischen Darstellung der arabischen und jüdischen (?) Nationalbewegungen in Palästina sowie der »imperialen« (imperialistisch heißt es; J. L.) Bestrebungen Großbritanniens und der USA bietet ein Sammel(surium)band *»Die Palästina-Frage* 1917-1948«, von H. Mejcher und A. Schölch, in dem sich eigentlich nur Schölchs Analyse der Kolonialpolitik der europäischen Mächte von 18351917 zu lesen lohnt.

Abdulkader Irabis *»Sozialgeschichte Palästinas«* liefert in bemüht-geschwollenem Jargon immerhin brauchbares Material zur sozialen und ökonomischen Entwicklung Palästinas seit der osmanischen Herrschaft. Seine Analyse der gegenwärtigen Situation der Palästinenser nach Vertreibung und Besetzung kommt allerdings über oberflächliche Klassifizierungen und unzureichende Statistiken nicht hinaus.

A. Flores' *»Nationalismus und Sozialismus im Arabischen Raum«* schildert v. a. die wechselhafte Geschichte der Palästinensischen Kommunistischen Partei im Konflikt zwischen arabischem und jüdischem Nationalismus einerseits und proletarischem Internationalismus andererseits. Penetrant allerdings einmal mehr die akademische Besserwisserei westeuropäischer Intellektueller, die von ihren Elfenbeintürmen in Münster oder Offenbach aus »marxistische« Zensuren für die Entwicklungsländer und die realen kommunistischen Parteien austeilen und die Welt nach ihrem »linken« Bilde zurechtdenken wollen.

In die Reihe der mehr oder minder konzeptionslosen Sammelbände gehört *»Israel, Palästina - Klasse, Nation und Befreiung im Nahost-Konflikt«,* herausgegeben von J. Bunzl. Von ei nein »unabhängig-marxistischen Standpunkt« aus (da können sich die blutenden Völker da unten was kaufen für ...) feiert der Provinzialismus mikrokosmischer »Klassenanalyse« Triumph. Interessante, aber zum Teil widersprüchliche Teilanalysen verlieren sich in der endlichen Überbetonung inner-israelischer und israelisch-amerikanischer »Widersprüche«. Vergeblich sucht man in D. Diners Camp David Analyse die Einordnung in die globale imperialistische Gegenoffensive der USA und ihr gesamtes Interventionskonzept im Nahen Osten. Bunzls eigener Beitrag arbeitet immerhin die Bedeutung des Palästina-Konflikts und der PLO für die Gesamtnahostentwicklung heraus.

Von ähnlich sektiererischen Zügen ist auch das von der ESG der TU Berlin veröffentlichte wohlmeinende Bändchen *»Nahost: Stimmen der Opposition«* nicht frei. Bisher vergeblich erhofft es sich eine »Lösung« durch den »gemeinsamen jüdisch-palästinensischen Klassenkampf« - womöglich an der PLO vorbei.

Eine wahllosen »Plus-Minus«-Mischmasch vermarkten D. Bednarz' und M. Lüders' *»Palästina-Protokolle«* mit wahllos zusammengerafften Interviews und Beiträgen. Palästinensische Patrioten wie Bassam Schak'a und die antizionistische israelische Anwältin Felicia Langer stehen da unvermittelt neben zionistischen crooks wie Rabin und Burg oder der bundesdeutschen Belanglosigkeit eines Klaus Schütz.

Brauchbar dagegen sind die aktuellen Interviews mit PLO-Führern samt einem historischen Abriß in Lüders' »PLO, *Geschichte und Strategie«,* wenn darin auch der Alltag des palästinensischen Lebens und Kampfes zu kurz kommt ebenso wie der regionale Zusammenhang (Rogers-Plan, Sinai-Abkommen, Libanesischer Bürgerkrieg und Camp David).

Zu den Massakern im Libanon gibt es bisher nur veraltete Publikationen wie *»Libanon am Wendepunkt«* von der ESG Aachen oder D. Haritz »Der Bürgerkrieg im Libanon«, der noch die Hauptschuld den Syrern zuweist und die israelische Intervention im Libanonblutbad von Anfang an völlig vernachlässigt.

»Palästinensische Frauen - Der alltägliche Kampf« von I. Krossmann und L. Scharenberg enthält neben plastischem Anschauungsmaterial zur Lage der palästinensischen Frauen v. a. im Libanon die eher peinliche Beckmesserei von zwei »Feministen«, die da mal wieder von Westberlin aus der PLO samt allen ihren Kampfesorganisationen verklären müssen, was sie so alles in der »zentralen« Frauenfrage falsch machen. Dabei fehlen dann auch dumme Lügen wie die über ein angebliches Verbot von Empfängnisverhütungsmitteln in den PLO-Kliniken nicht.

Raymonda Tawils *»Mein Gefängnis hat viele Mauern«* dagegen ist die leicht lesbare Selbstdarstellung des Lebens einer palästinensichen Frau aus besserem Hause in den besetzten Gebieten. Neben manch individualistischem Gesülze bringt es ein farbiges und bewegendes Bild des bitteren Alltags und des Fühlens unter der israelischen Besatzung.

Zu den personenbezogenen Büchern gehört auch G. Konzelmanns jüngster Bestseller *»Arafat.- Verhängnis oder Hoffnung«.* Im sinnigbündigen Stakkato-Stil agieren und reden da die Helden und gehen die Bomben hoch. Aber das Buch liefert viele interessante Fakten und Zitate und ein insgesamt nicht unsympathisches Bild der palästinensischen leader. Tiefschürfendere politische Zusammenhänge und die Analyse der katastrophalen amerikanischen Außenpolitik darf man freilich nicht erhoffen.

Konzelmann hat sich eng angelehnt an *Abu Iyads* (Salah Khalafs) Biographie *»Heimat oder* Tod«, der apologetischen, aber interessanten Selbstdarstellung des bekannten Fatah-Führers.

Jörg Lang, Tübingen, Rechtsanwalt und früherer RAF- Verteidiger, von 1974 - Anfang 1982 im Libanon, Mitarbeit in den Unified Information Departments der PLO

Literatur-Konkret 1982, S. 95

Rudolf Hickel

Empfehlungen - Politische Ökonomie

Wer bisher der Reaganschen Wirtschaftspolitik gegenüber Sympathie bzw. Unsicherheit entgegengebracht hat, dem wird dringend das Buch von George Gilder: □ Reichtum und Armut□ - es gehört zu Reagans Bettlektüre - empfohlen. Aber auch den Linken, die sich teils nur atmosphärisch in der Kapitalismuskritik sicher wissen, sollte es Pflichtlektüre sein. Wer den Gegner kritisieren will, der muß ihn besonders gut kennen. Und was da in lobenswerter Offenheit ausgesprochen wird, verschlägt selbst dem standfesten Kritiker gelegentlich die Sprache. George Gilders Buch ist ein Plädoyer für den totalen Kapitalismus in 'jeder Nische der Außen- und Innenwelt, des Handelns, Denkens und Fühlens, predigt das neue alte sozialdarwinistische Rückschrittsmodell:

Mit mehr Reichtum durch steigende Armut zur wirtschaftlichen Expansion. Die Krisenerklärung ist so einfach wie falsch: Die Reichen investieren zu wenig, weil sie wegen der zu hohen Steuerbelastungen zu wenig verdienen; die Armen verdienen über die Segnungen des Wohlfahrtsstaats zu viel, um noch zur Maloche bereit zu sein. Also, es muß von arm zu reich, vom Zivil- zum Rüstungssektor umverteilt werden, und die Kapitalismusmaschine findet ihre alte Dynamik.

Ein erzkonservatives Menschen- und Gesellschaftsbild, das hinter der □ Angebotslehre□ steht und deren Rockzipfel ach so viele in der Bonner Regierungsszene gerne geküßt hätten. Wenn's auch schmerzt, dieses Buch ist Pflichtlektüre für den Kampf gegen die sogenannte □ Tendenzwende□ .

Erst einmal wohltuend liest sich das gescheite, breit angelegte Buch mit dem programmatischen Titel: □ Der Wohlfahrtsstaat von morgen - Entwurf eines zeitgemäßen Musters staatlicher Intervention□ . Verfaßt hat es der Vordenker der sozialdemokratischen Partei Österreichs, Egon Matzner, zusammen mit seinen Mitarbeitern. Die Schlüsselparole dieses Buches lautet: □ Für eine Reorganisation des Wohlfahrtsstaates unter Beibehaltung seiner wesentlichen Zielsetzungen□ . Das Buch entpuppt sich damit auch als Schelte gegenüber Bonner Sozialdemokraten, die nicht müde werden, für die Sozialstaatsdemontage jetzt auch noch eine Theorie (Glotz, Glombig etwa) zu bestellen. Es widerspricht der paradoxen Politik, gerade dann, wenn sich das Sozialsystem angesichts der Krise bewähren soll, es auf dem Altar der Unternehmensinteressen scheibchenweise zu opfern.

Wie das Gesamtsystem jedoch den Wohlfahrtsstaat retten soll, bleibt eine offene Frage. Deshalb bleibt die Reichweite der vielen, anregenden Systemüberlegungen beschränkt.

Vorschläge zur Wiederherstellung der Vollbeschäftigung bei Sicherung des sozialen und demokratischen Fortschritts gibt es mittlerweile viele. Eine systematisierte und konsequente, auf parteipolitische und organisationsspezifische Opportunitäten verzichtende Darstellung findet sich in dem jüngsten □ Memorandum '82□ : Der erste Teil - das eigentliche Memorandum - steht unter dem Titel □ Qualitatives Wachstum statt Gewinnförderung□ . Damit ist die Stoßrichtung bekundet: Gefordert wird eine Vollbeschäftigungspolitik, die zugleich in eine langfristige Perspektive ökonomischer, ökologischer und sozialer Entwicklung eingebettet werden muß. Übrigens, die neokonservativen Kapitalismussanierer haben ein eigenes Kapitel erhalten. Ihre Ideologie sowie die Auswirkungen dieser neuen Heilslehre auf Beschäftigung, Wachstum und Inflation in den USA und Großbritannien werden ausführlich kritisiert.

Unter dem Titel □ Sicherung und Ausbau des Sozialstaates statt sozialer Demontage - Alternativen zur Finanzkrise der Sozialpolitik□ wird unter Verwendung umfangreichen Materials nachgewiesen, daß der Sozialstaat nicht nur gesichert werden muß, sondern kann.

George Gilder: □ Reichtum und Armut□ , Severin und Siedler, Berlin, 1981, 38,- Mark

Egon Matzner: □ Der Wohlfahrtsstaat von morgen - Entwurf eines zeitgemäßen Musters staatlicher Intervention□ , mit Beiträgen von H. Bauer, S. Baumgartner, W. Blass, H. Glatz, G. Rüsch, G. Scheer, W. Schönbäck, H. Wösendorfer, Campus-Verlag, Frankfurt/New York, 58,-Mark

Arbeitsgruppe: Alternativen der Wirtschaftspolitik: □ Memorandum '82□ , (Qualitatives Wachstum statt Gewinnförderung - Alternativen der Wirtschaftspolitik; mit dem Schwerpunktthema: Sicherung und Ausbau des Sozialstaats statt sozialer Demontage), Pahl-Rugenstein, Köln, 1982, 19,80 Mark

---

Prof. Dr. Rudolf Hickel, Bremen, Professor für Politische Ökonomie an der Universität Bremen

Literatur-Konkret 1982, S. 96

Hans Heinz Heldmann

Empfehlungen - Ausländer

Kursbuch 62 (Vielvölkerstaat Bundesrepublik) ist noch immer die spannendste Lektüre zum Thema. Schiffauer (»Die Gewalt der Ehre«) entwickelt ein exzellentes Lehrstück zum Kulturen-konflikt: türkische Jugendliche in Kreuzberg, Kinder aus anatolischer Bauerngesellschaft, seit fünf bis zehn Jahren in Deutschland, verurteilt wegen gemeinschaftlicher Vergewaltigung, aber keiner Schuld sich bewußt: »Auch die Haltung ihrer Angehörigen erweckt den Eindruck, daß es sich bei dem Vorfall zwar nicht um eine zu billigende, wohl aber um eine verständliche Tat handelte; um eine Art kulturell legitimierter Gewalt gegen Frauen, analog vielleicht zur Vergewaltigung in der Ehe unserer Kultur.« - Franz (»Einwanderer ohne Einwanderungsland«), seit zwei Jahrzehnten Vorkämpfer für ein menschenwürdiges Ausländerrecht, verfolgt amtliche Ausländerpolitik in ihren Widersprüchen: .»Das vielzitierte 'Menschenbild des Grundgesetzes' hat sonach zwei Gesichter, ein deutsches und ein nichtdeutsches ... « - Biondi (»Das ist meine Heimat, Mann!«) erzählt seine Geschichte des jugendlichen Ausländers auf Arbeitssuche, zitiert seinen Vater: »Was nutzt es, daß unsere Kinder deutsch lernen, wenn sie uns jederzeit abschieben können...« - insgesamt siebzehn Lesestücke zum Nachdenken, hervorragend komponiert.

Zur »Kriminalisierung junger Ausländer« ist die Studie von Pfeiffer/Albrecht seit 1979 die wichtigste geblieben. Sie korrigiert einmal mehr die landläufige Vorstellung, junge Ausländer hätten überproportionalen Anteil an inländischer Kriminalität. Die zugrunde gelegten Daten stammen aus den Jahren 1973 bis 1977. Selbst, wenn in den letzten fünf Jahren Zahlen und Relationen sich bemerkenswert verändert hätten, ließe das die kriminalätiologische Aktualität der Arbeit unberührt (Kapitel 3: Die Kriminalitätsbelastung der jungen Ausländer auf dem Hintergrund ihres Sozialisationsmilieus). Als ersten Satz ihrer Schlußfolgerungen formulieren die Autoren: »Die institutionalisierte Randständigkeit der jungen Ausländer beruht vor allem auf ihrem unsicheren aufenthaltsrechtlichen Status, der jegliche sinnvolle Zukunftsplanung unmöglich macht.«

Wer dieser Thematik weiter nachgehen will, sei insbesondere verwiesen auf Hamburgers Arbeit in der BKA-Forschungsreihe, 1981, und auf das »Handbuch« einer Autorengruppe aus der Berliner Fachhochschule für Verwaltung und Rechtspflege: Zwischen Getto und Knast, Dezember 1981.

»Unser Ausländerproblem ist ein Türkenproblem« - gängiger Aussage korrespondiert literarisches Interesse. Da ist der Rowohlt-Band von Baumgartner-Karabak und Landsberger schon Klassiker: Die verkauften Bräute. Türkische Frauen zwischen Kreuzberg und Anatolien.

Daneben und neben anderen hat ein Buch wenig Öffentlichkeit gefunden, das Soziologen und Pädagogen als Standardwerk gilt: Pia Weische-Alexa, Sozialkulturelle Probleme junger Türkinnen in der Bundesrepublik; eine Kölner Diplom-Arbeit (PH Rheinland) in der vierten Auflage: Die Traditionen des Islams prägen die Stellung der Frau in der türkischen Familie und die geschlechtsspezifische Sozialisation türkischer Töchter auch in Mitteleuropa; das Fehlen der Jugendzeit, weil der Kindeszeit die Frauenrolle folgt, das Versagen von Freizeit inmitten der Disco-Zivilisation. Danach begreift man erst ganz eine Fatima und ihre Schwestern in einem Jugendamt einer deutschen Stadt, die aus der väterlichen Gewalt befreit werden wollen; und, wie ihre Brüder sie zu den Eltern zurückholen.

Ingrid Haller, Hans Müller und Peter Rath (Gesamthochschule Kassel) haben in ihrer Reihe »Unterrichtseinheiten« ein kleines Buch herausgegeben, bei dessen Lektüre man vergißt, daß man ein Arbeitsheft für die Jugendbildungsarbeit liest. Das von Bernd Janssen zusammengestellte Buch (didaktische Leitlinie: kritischer Unterricht in pragmatischer Orientierung am Alltag) macht auf seinen 138 Seiten so gut wie alle Aspekte des Themas 'Fremde unter uns' lebendig und liest sich wie ein Abenteuer-Roman, dessen Helden allerdings nicht siegen.

Herbert Spaich ist Herausgeber einer Anthologie: Asyl bei den Deutschen (Januar 1982). Allein die sechs Seiten Einführung von Richard Schmid »Asylrecht und Vergangenheitsbewältigung« lohnen, das Buch in die Hand zu nehmen (ferner: Spaich, Demontage eines Grundrechts; Corvolan, Krankwerden am Exil; Kimminich, Asyl, das älteste Recht; Osvaldo Bayer, So kam ich unter die Deutschen ... ; u.a.). Das Buch ist so aktuell wie wirkungslos geblieben: zum 1.8. 1982 hat der Gesetzgeber mit seinem Asylverfahrensgesetz diesen Verfassungsstaat erneut unglaubwürdig gemacht.

–

Literatur-Konkret 1982, S. 98

Hans Jörg Sandkühler

Empfehlungen – Gewerkschaften und Arbeiterbewegung

Es gibt Anlaß in Fülle, die Intellektuellen an ihrer Verantwortung zu messen. Mehrheitlich produzieren sie Ideen, ohne sich zu kümmern um die Maschinen, Bomben und Ideologien, die sie entwerfen. Peinlich ist der Ritt auf dem Schaukelpferd, auf dem sich der Intellektuelle in Bewegung wähnt, gar in der Bewegung. Ärgerlich ist die scheinbare Selbstkritik intellektueller Wächter der Arbeiter- und Massenkultur; sie schreibt der 'Kultur' vor, sie solle nicht intellektuell sein. Komisch ist die akademische Flucht, die auf der Stelle schwingt. Die Heroisierung des Anders-Seins, der ästhetische Widerstand, die Rationalitäts-Kritik derer, die es sich leisten können, - das alles gehört nicht zu Weiss' befreiender »Ästhetik des Widerstands«, nicht zur Erfahrung des Intellektuellen in der Bewegung.

So oder so ist intellektuelle Tätigkeit gesellschaftlich wirksam. So oder so: Den Status quo zementierend oder umwälzend. Das Interesse an Intellektuellen, die nicht sich, sondern die Verhältnisse bewegen, wächst. Das Interesse an Gramsci, dem politischen und geistigen Protagonisten in Italien, zeigt es. Den politisch-philosophischen Gramsci in der Bewegung und deshalb in Bewegung nachvollziehbar zu machen, ist das Verdienst von Christine Buci-Glucksmann's Buch: »Gramsci und der Staat«.

Kaum ein anderes Buch der letzten Jahre führt so eindringlich vor Augen, daß, wie und warum sich die Orte der Intellektuellen im bürgerlichen Hegemonie-Apparat verändern und aus der Utopie Sozialismus ein Ort für einen neuen Intellektuellen-Typus wird. Wer Gramsci als Mode tragen will, wird das Buch nicht ohne Verdruß lesen. Die gesellschaftliche Bewegung schafft neue Intellektuelle und nicht umgekehrt.

Jede allgemeine Intellektuellen-Soziologie ebnet den widersprüchlichen Prozeß zwischen Intelligenz und Volks-, Massen- und Arbeiterbewegung ein, wie er in der Biographie lebendig wird. Aus der begrüßenswerten Fülle biographischer Aufforderungen, nichts zu vergessen, zwei überzeugende Beispiele: Walter Schmidt: »Wilhelm Wolff. Kampfgefährte und Freund von Marx und Engels (1846 - 1864)« und Irma Sinelnikowa: »Friedrich Leßner. Eine Biographie des Kommunisten und Freundes von Karl Marx und Friedrich Engels«.

Die falschen Freunde der Arbeiterkultur könnten hier erfahren, warum der Intellektuelle mehr ist als die Stimme der Bewegung, warum er nicht opportunistisch in sie ein- und in ihr untertaucht: Verantwortungsbewußt Wissen erzeugen, das handhabbar ist, Werkzeug, oft Waffe. Die Bequemlichkeit immerwährender Übereinstimmung mit der Bewegung ist nicht garantiert, der Widerspruch zu bewährten Organisations-Prinzipien nicht um jeden Preis vermeidbar; neues Wissen ist gefragt, damit Widerstand Chancen erhält,

Vergessen wäre Hans Günther, scharfsichtiger Analytiker faschistischer Ideologie zu einer Zeit, als die deutsche Linke die Gefahr sah und vielfach verkannte, gäbe es nicht die vorzüglich besorgte Auswahl von Werner Röhr: Hans Günther: »Der Herren eigener Geist«.

Sind nur gute Traditionen zu erinnern, in denen heute niemand steht? Sitzt es sich zu gut auf dem hohen Pferd? Gewiß sind engagierte Intellektuelle eine Minderheit, auch oder noch heute, soweit es unsere Gesellschaft betrifft. Laut genug wird nach der Verfassung gerufen, wenn sie geschützt wird. Unternehmer lecken Wunden, die noch gar nicht geschlagen sind, sobald Wissenschaftler Profite nicht mehren, sondern Profit-Betroffenen helfen, sich wehren. Dabei - machen wir uns nichts vor - finden Wissenschaftler, die sich der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung in der Bundesrepublik rechenschaft-pflichtig wissen, im DGB nicht nur offene Arme. Die Konzeption einer »arbeitnehmerorientierten Wissenschaft« hat es nicht einfach bei Gegnern und Freunden. Um vorwärts zu kommen, sollten die Erfahrungen nicht vergessen werden, die gut dokumentiert sind, bei: Siegfried Katterle/Karl Krahn (Hg.): »Wissenschaft und Arbeitnehmerinteressen«, »Arbeitnehmer und Hochschulforschung« und Hans-Dieter Bamberg/Hans Jürgen Kröger/Reinhard Kuhlmann: »Hochschulen und Gewerkschaften«.

Die Geschichte der Beziehung von Intellektuellen und Arbeiterbewegung muß immer wieder geschrieben werden, weil in ihr der Fortschritt nicht konkurrenzlos ist. Die Konkurrenz heißt Vergessen. Kein triumphaler Aufstieg ist zu verzeichnen, sondern der mühevolle Prozeß einer gefährdeten Beziehung. Weil viel Schindluder getrieben wird mit dem Begriff, sollte man ihn nur begründet gebrauchen: es geht um einen Prozeß, für den »Dialektik« eine präzise Beschreibung ist.

Es gibt ein Organ hierzulande, das sich so nennt, ein Periodikum, das sich Präzision zur Aufgabe gemacht hat. Eine seiner ersten Ausgaben schreibt - mit historischen und aktuellen Beitragen - an dieser Geschichte, in der ein Intellektueller heute lebt, kommt er nur vom hölzernen Roß.

Prof. Dr. Hans Jörg Sandkühler, Bremen, Professor für Philosophie an der Universität Bremen